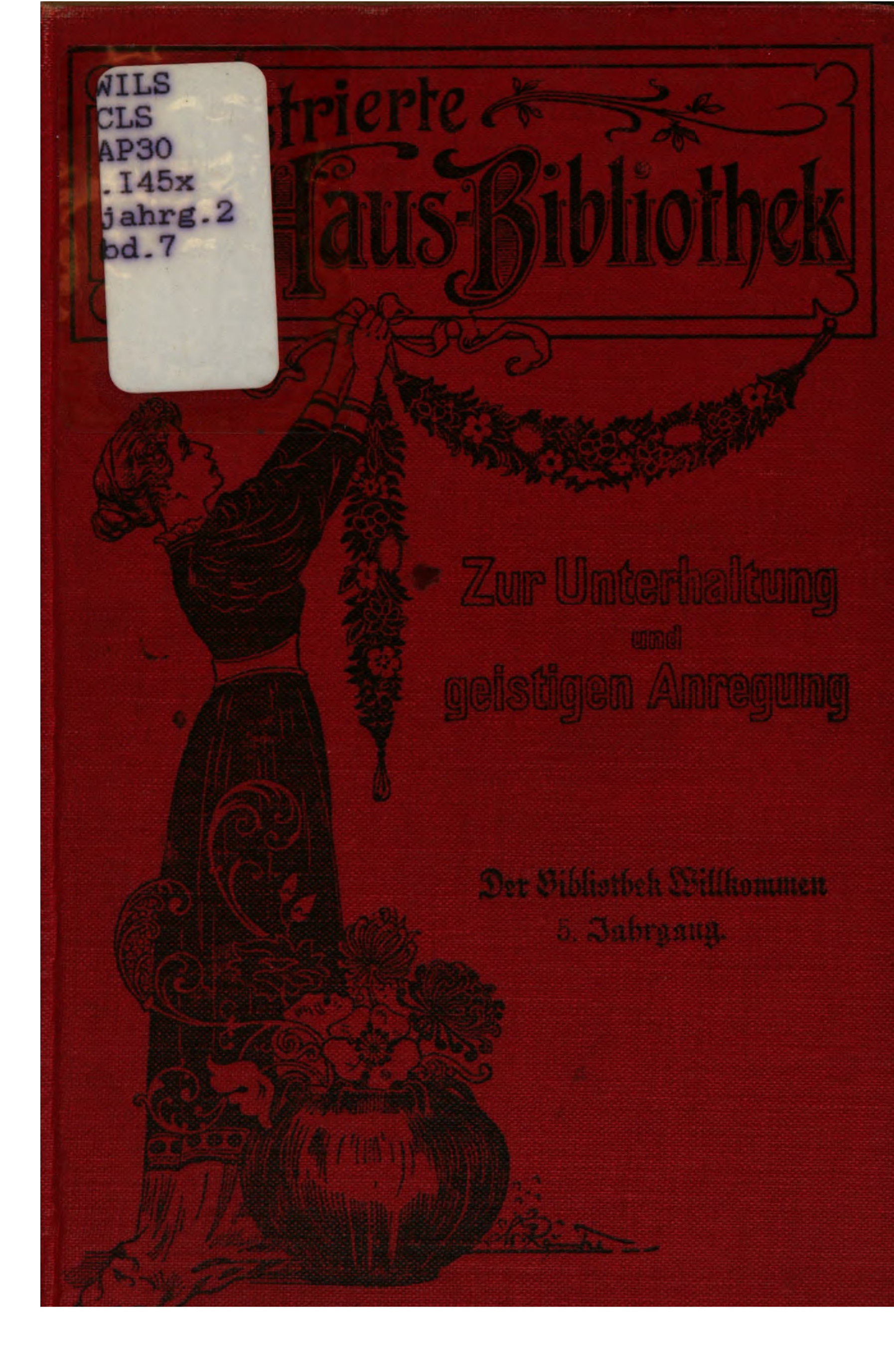
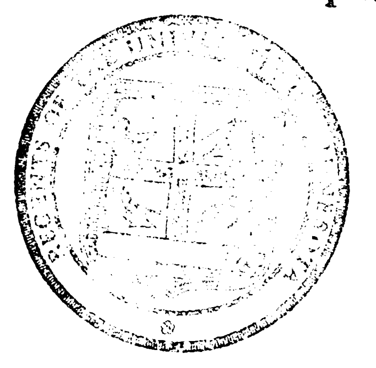

WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.7
…strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

Aus der Bibliothek von:



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II





Falsche Diagnose.

Nach dem Gemälde von L. Rossi.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band VII

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung

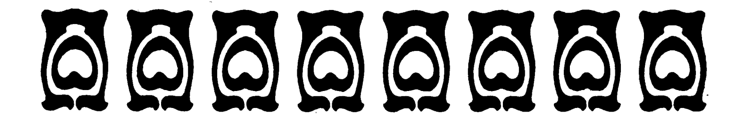


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original-Roman von Heinrich Vollrat Schumacher.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)



Ohne daß er die Wahrheit erführe!“ sagte Hilde langsam und nickte mit jenem rätselhaften, verlorenen Lächeln. „Wenn Haus Nottorp mir allein gehörte — wenn ich dann seine Frau würde — seine Frau ...“

Sie verstummte, in sich erschauernd. Und sie fiel in ihren Stuhl zurück, blaß, müde. Wie erschöpft von der gewaltigen Anstrengung des Wortes.

Amtmann Dreßler hatte geahnt, was kommen würde. Nun es aber da war, überraschte, überwältigte es ihn doch. Lange Zeit vermochte er nicht zu sprechen.

Wie ein Schrei kam es endlich über seine Lippen.

„Dein soll es sein, alles soll dein sein, Hilde. Nimm es und gieb es ihm! Erlöse mich, Hilde, erlöse mich von der Last. Nur — ich weiß es, ich bin so feige ...“

Sie richtete sich auf.

„Du willigst ein?“

Er stürzte plötzlich vor ihr nieder auf die Kniee und haschte nach ihrer Hand. Und wieder streckte sie sich ihm entgegen, und nun ergriff er sie und preßte sie an seine Lippen, fiebernd, unverständliche Worte murmelnd, plötzlich seine ganze innere Zerrissenheit preisgebend.

Dann aber kam ihm ein Gedanke, ein furchtbarer Gedanke, der ihm das Herz still stehen ließ.

„Aber — er wird es nicht nehmen, Hilde! Er wird es zurückweisen. Er liebt dich nicht!“

Hilde wurde blaß. Ihre Lippen zitterten. Ihre Augen schlossen sich wieder.

„Nein,“ sagte sie dumpf, „er liebt mich nicht ...“

„Er liebt eine andere, Hilde, eine andere?“

Sie nickte.

„Die ihn frei gab. Und er liebt sie noch. Aber er liebt sie nicht mehr so, wie früher. Anders liebt er sie, heiliger. Wie er sein Volk liebt, Arme und Reiche, besonders aber die Armen, die in der Not sind. Um diese aus der Not zu lösen, alles wird er für diese thun, alles! Und wenn ich ihm den Weg zeige, um sie lösen zu können ... o, ich weiß es, er wird ihn gehen, diesen Weg, ohne Besinnen, ohne Zaudern. Selbst mit mir!“ Und nach einer Weile setzte sie hinzu, tief aus ihrem innersten Gedanken heraus: „Den Weg — mit mir — so weit wir ihn zusammen zu gehen vermögen!“

Auch Amtmann Dreßler stand tief in Gedanken versunken. Etwas wie der Widerschein einer noch fernen Hoffnung wollte in seine Seele fallen. Aber er zweifelte noch, ob das Licht kommen würde.

„Hilde!“ stieß er plötzlich angstvoll heraus. „Wenn ich einwilligte, und es käme so, wie du es sagst .... aber dann — du wirst seine Frau sein, Hilde! — wirst du es ihm verschweigen können? Immer, Hilde, immer?“

Hilde richtete sich auf und strich sich über das Gesicht, wie aus einem Traum erwachend. Eine tiefe Traurigkeit verdunkelte ihre Augen. Aber ihre Lippen lächelten, jenes rätselhafte, verlorene, in die Zukunft blickende Lächeln.

„Wenn ich seine Frau bin ... ich werde schweigen, o, ich werde schweigen!“

Und leise in sich erschauernd setzte sie tonlos hinzu: „Und morgen werde ich zu ihm gehen, es ihm zu sagen. Und dann immer still sein — still, ganz still!“

Und während sie es vor sich hin flüsterte, lag jenes Lächeln noch immer auf ihrem Gesichte. Wie auf dem Gesichte

eines Gestorbenen. Eines Gestorbenen, jenseits von Gut und Böse, jenseits von Liebe und Haß.

Still, ganz still ...

* * *

Ein kleiner, nur mit dem Nötigsten ausgestatteter Raum war's, den Karl von Nottorp im Stadtgefängnisse bewohnte. Dennoch war's ein freundlicher Raum. Das eine seiner beiden Fenster ging nach Osten und ließ die Strahlen der Morgensonne hereinfallen, das andere gewährte einen freien Ausblick über den Marktplatz. Von hier aus vermochte der Gefangene das Leben und Treiben der Stadt zu beobachten, geringfügig vielleicht im Vergleich zu dem der großen Welt draußen, dennoch fesselnd und belehrend.

Spiegelte sich das All nicht auch treulich wieder in dem hellen Krystall eines Tautropfens? Ueberall war's dasselbe Bild, im kleinen wie im großen, dieses Bild des Ringens nach oben, nach Glück.

Das Glück!

Karl von Nottorp, der Niedergeworfene, Angeklagte, vielleicht bald Verurteilte, bangte nicht um das eigene Glück. Hatte er nicht schon lange verzichtet? Damals, als er Regine verloren. Seitdem dachte er nicht mehr an sich selbst. All' sein Sinnen und Trachten galt dem Glück der Heimat. Was an Hohem und an Idealen in der Seele seiner Jünglingszeit gestürmt und gekämpft hatte gegen die selbstsüchtigen Forderungen seines Ich — alle die Schicksalsschläge der Vergangenheit hatten es nicht zu ersticken vermocht. Immer wieder hatte es, dem wärmenden, verklärenden Sonnenstrahl gleich, die dunstigen, trüben Wolkenschatten des Alltags durchbrochen und lebte nun in ihm als fester Wille des Mannes.

Das Werk winkte. Das Werk forderte einen Mann, der sich ihm hingab ohne Rücksicht auf das eigene Wohl, jenseit von Liebe und Haß, von Lust und Schmerz. So wollte Karl von Nottorp das Werk thun.

In den Stunden, die ihm sein Amt übrig gelassen, war er oft draußen am Feuerbruch gewesen. Er hatte die Lage des Moores, die Verhältnisse des Zuflusses und des Abflusses

genau untersucht. Er hatte auch die vorhandenen, nun bereits halb wieder verschütteten Gräben besichtigt, die Ueberbleibsel der Arbeit seines Vaters.

Diese Gräben erschienen ihm bedeutsam, durch ihre Lage, durch die Richtung ihrer Linien. Sie führten sämtlich nach dem Fuße des Bilstein hin, um dort in einer natürlichen Vertiefung des Bodens zusammenzulaufen. Hatte der Vater das Wasser des Moors nach dieser Seite leiten wollen, hierher, wo der starre, aufragende Fels der Flut doch Halt geboten hätte?

Eine Karte, die sich unter den Papieren der Truhe gefunden hatte, deutete auf diese Absicht hin. Auf dieser Karte, von der Hand des Vaters selbst gezeichnet, stellte sich jene Bodenvertiefung als ein kleiner Weiher dar, der durch die Gräben gespeist wurde und seinen regelmäßigen Abfluß in einem Kanal hatte, der durch den Felsen des Bilsteins gesprengt war, um sich jenseits desselben in den dort entspringenden Möhnebach zu ergießen.

Seltsam, widersinnig war der Plan Karl von Nottorp auf den ersten Blick erschienen. Unausführbar däuchte ihm der Gedanke, einen kolossalen Felsen zu durchbohren, um eine schmale Wasserrinne herzustellen. Dennoch war die Absicht unverkennbar. Der Vater war augenscheinlich vor der gewaltigen Aufgabe nicht zurückgeschreckt, seine Aufzeichnungen ließen im Gegenteil erkennen, daß er von ihrer Lösung allein den endlichen Erfolg erhofft hatte. Hatte er besondere Beweggründe zu dieser Auffassung gehabt, Beweggründe, die der Sohn nicht kannte?

Abermals hatte er darum den Feuerbruch untersucht, nun an der Hand der Karte. Und was er gefunden, hatte ihn in Staunen und Nachdenken versetzt. Besonders zwei Umstände waren ihm von Wichtigkeit erschienen.

Zuerst der Zufluß des Moores. Jener künstliche Bach war's, vor Jahrhunderten von Menschenhand angelegt nach dem vulkanischen Ausbruch, der das Wasser des Bergsees in das Thal des Bilstein geschleudert hatte. Vom Steinwalle des Bergsees führte nun der Bach unter dem Rade von Dittmars Waldhammerschmiede hindurch zum Moor, in breiter Windung und sanftem Fall, ihm nur so viel Wasser zuführend,

daß der Bergsee mit überfließender Kraft den haltenden Wall nicht sprengte. Das war der Zufluß.

Und der Abfluß?

Einen Abfluß des Moors hatte Karl von Nottorp nicht gefunden! Wenigstens keinen sichtbaren!

Dennoch — der Spiegel des Moors hob sich nicht! Wieviel neue Flut ihm der Bach auch zuführte, der Feuerbruch blieb immer derselbe, hielt stets die nämliche Wasserhöhe! Als verschwinde die Flut spurlos in seinem gewaltigen, nimmersatten Bauche!

Schon Nottorp, der Vater, hatte das Auffallende dieser Thatsache bemerkt. Am Rande des Moores hatte er einen Wassermesser anbringen lassen, einen Pegel, einen behauenen, mit Linien und Zahlen versehenen Holzstab, an dem sich die Zu- oder Abnahme des Wassers zeichnete. Und gewissenhaft hatte der Verstorbene diese Maße des Wassers am Pegel beobachtet und aufgeschrieben. Die letzte Zahl hatte er am Rande der Karte vermerkt.

Von brennendem Eifer getrieben war Karl von Nottorp nach dem Feuerbruch hinausgeeilt, um den Pegel zu suchen. Genau an der durch die Karte angegebenen Stelle hatte er ihn gefunden. Und die Zahl, die er an ihm als jetzige Höhe des Wasserstandes gelesen hatte, war genau die Zahl der Karte gewesen!

Vor zwölf Jahren hatte der Vater diese selbe Zahl hier gelesen. Seit zwölf Jahren war das überschüssige Wasser des Bergsees durch den künstlichen Bach in den Feuerbruch geflossen. Seit zwölf Jahren war das Moor trotzdem nicht um einen einzigen Zoll gestiegen.

Es konnte also nicht anders sein: der Feuerbruch mußte einen Abfluß besitzen. Und da kein sichtbarer zu finden war, mußte es ein unsichtbarer, unterirdischer Abfluß sein.

Diesen Abfluß galt es zu finden.

Deuteten die nach dem Bilsteinfelsen führenden Gräben darauf hin, daß der Vater diesen Abfluß gefunden? Bestand hier ein Zusammenhang mit dem roten Kreise, den Karl von Nottorp auf der Karte mitten in das Moor verzeichnet fand, mit diesem roten Kreise, in dem in der Handschrift des Vaters das Wort „Strudel“ eingeschrieben stand?

Karl von Nottorp erinnerte sich aus seiner Knabenzeit dieses Strudels als einer geheimnisvollen Erscheinung, die ihm damals fast den Eindruck des Schauerlichen gemacht hatte. Oft war er im schmalen Nachen zu dem Strudel hinausgefahren, das rätselhafte, lautlose Kreisen des Wassers zu beobachten. Was in diesen Strudel geriet, der im Winter nie zufror, kam nicht wieder zum Vorschein. So sprach der Volksmund. Und Karl von Nottorp hatte die Wahrheit erprobt. Die schwimmenden Schiffchen, die er hinabgelassen, waren der Bewegung des Strudels gefolgt, dieser kreisrunden Bewegung, die sich immer mehr verringerte, um schließlich in einem tiefen Trichter zu münden. In diesem Trichter waren Karl von Nottorps Schiffchen verschwunden, spurlos, ohne je wieder an die Oberfläche zurückzugelangen. Nun, durch den auffallenden Hinweis der Karte, war ihm der Strudel bedeutungsvoll erschienen. Bezeichnete er die Stelle, an der das Wasser einen unterirdischen Abfluß gefunden?

Lange hatte er darüber nachgedacht, gegrübelt, an Ort und Stelle gesucht. Nichts hatte er gefunden. Immer wieder hatte sich vor ihm der Bilstein erhoben, der als unübersteigliches Hindernis das Moor auf der Seite des Strudels begrenzte. Mit seinen riesigen Felsmassen lagerte er hier, das Moor von dem niedriger gelegenen Thal des Möhnebaches absperrend.

Aber — wenn das Wasser des Feuerbruches einen unterirdischen Durchgang durch den Felsen gefunden hatte? Wenn jener Möhnebach nichts anderes war, als eben der gesuchte Abfluß des Moors? Deutete nicht der von dem Vater beabsichtigte Kanal durch den Felsen darauf hin, daß jener dieselbe Auffassung gehabt? Schon glaubte Karl von Nottorp die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. Eilig war er hinausgegangen, um nun auch den Möhnebach zu untersuchen.

Niedergeschlagen, fast entmutigt, war er zurückgekehrt. Wohl mochte nach der Lage der Oertlichkeit ein unterirdischer Zusammenhang zwischen Moor und Bach bestehen, wenigstens war nichts da, was es verhindert hätte. Aber die Farbe des Wassers!

Das Wasser des Moors war hellgrün, wie gefärbt von den Gräsern, durch die der Zufluß ging. Während das Wasser

des Möhnebaches eine schmutzig-schwarze Farbe zeigte, die sich erst nach längerem Laufe allmählich verlor. Schwarz sprudelte der Quell die Flut herauf, einen feinen dunklen Sandstaub mit sich führend, der sich an den Rändern des Baches festsetzte, ihm ein häßliches, trauriges Aussehen verleihend. Konnte dieses schwarze Gewässer aus dem hellgrünen Feuerbruch kommen?

Das Rätsel schien ungelöst bleiben zu sollen.

Dennoch hatte Karl von Rottorp noch einen Versuch gemacht. Eine kleine, glatte, mit heller, gelber Farbe bestrichene Holzkugel hatte er in den Strudel geworfen; dann war er zu der Quelle des Möhnebaches geeilt und hatte den Erdspalt durch ein feinmaschiges Drahtnetz abgesperrt.

War ein unsichtbarer Zusammenhang zwischen Moor und Bach vorhanden, so mußte diese gelbe Holzkugel, die er in das Moor geworfen, durch ihre Glätte alle ihr sich entgegenstellenden Hindernisse überwinden und eines Tages in der abgesperrten Quelle des Baches auftauchen. Dort würde er sie dann wiederfinden.

Bereits am folgenden Tage hatte er wieder hinausgehen wollen, aber seine Verhaftung hatte ihn daran gehindert. Und nun hielten ihn die dicken, schweigenden Steinmauern des Rathauses gefangen! Während er voll brennender Ungeduld hinausstrebte, den Erfolg seines Versuchs zu erkunden! Während draußen das Volk hungerte und darbte und nicht ahnte, daß aus diesen stillen Gefängnismauern vielleicht die Rettung aller hervorgehen sollte.

Vielleicht!

Dieses „Vielleicht“ warf ihn wieder in seinen Zweifel zurück. Wenn er sich am Ende dennoch getäuscht hätte! Wenn die Kugel nicht in die Quelle gelangt war! Wenn er während dieser ganzen langen Zeit nur an einem wesenlosen Gebilde seiner Phantasie gearbeitet hätte!

Diese Unruhe, die seine Tage folterte und seine Nächte schlaflos machte — er hatte sie zuletzt nicht mehr zu ertragen vermocht. Durch den Gendarmen Sievers, der für seinen ehemaligen Rittmeister alles that, was sich mit seiner Pflicht irgendwie vereinen ließ, hatte er sich die Papiere aus seiner

Wohnung herbringen lassen und hatte angefangen, eine neue Karte zu entwerfen. Eine Karte, die seine eigenen, wie die Beobachtungen des Vaters verzeichnete und einen vollständigen, bis in die geringsten Einzelheiten gehenden Plan für die Ausführung enthalten sollte, den Durchstich des Bilsteins.

Er hatte die Idee des Vaters wieder aufgenommen und setzte sie da fort, wo jener aufgehört. Er setzte dabei voraus, daß die gelbe Kugel in die Möhnebachquelle gelangt war.

Auf dieser Voraussetzung baute er alles auf.

Zwar war's nur eine Voraussetzung, die bisher durch nichts bewiesen war, die ebenso gut auch falsch sein konnte. Aber sein Ungestüm ertrug diese erzwungene Thatenlosigkeit nicht länger. Lieber that er etwas vielleicht Unnützes, als daß er gar nichts that. Und während er arbeitete, senkte sich das Vergessen auf ihn herab. Alles um sich her vergaß er; alles, was ihm selbst geschehen. Er dachte nicht mehr an Haus Nottorp, nicht an Regine, nicht an die eigene, düster verhangene Zukunft. Er dachte nur an jene bleichen Gesichter, zu denen er von der Treppe des Landratsamtes gesprochen. Unaufhörlich gellte ihm in den Ohren der furchtbare Schrei nach Brot.

Wenn es ihm gelang, den Menschen seiner Heimat dieses Brot zu schaffen!

Nicht jenes almosenhafte Stückchen Brot, das er aus den Fenstern der Bäckerläden für sie geholt hatte — Brot für alle, Brot für Generationen von Geschlechtern, Brot, durch ihrer eigenen Hände Arbeit erworben!

Wie eine Vision stieg das versunkene Brotland der Väter vor ihm herauf, mit seinem Reichtum, seiner Fruchtbarkeit, seinen unter den Wassern vergrabenen Schätzen. Dort, wo der Feuerbruch jetzt noch seine grünen Wogen wälzte, sah er im Geiste die braune, lebenspendende Ackererde der Vorzeit sich emporheben, sah das goldene Meer der Brotfrucht unter dem leisen Hauche des Morgenwindes auf und nieder wallen, sah das blitzende Schwingen der Sensen. Und fröhliches Gelächter der Schnitter und Garbenbinderinnen ertönte, heller Zuruf flog hin und her, und über die strahlende Erde hob sich auf

leichtem Flügel die trillernde Lerche, hoch hinauf zum blauen Himmel . . .

So träumte Karl von Nottorp. Und der Traum ließ die steinernen, schweigenden Mauern um ihn in das Nichts versinken und öffnete ihm den Blick weit über die Lande. Ein Traum nur war's. Würde es nur ein Traum bleiben?

XXIV.

Er saß über seine Karte gebeugt, als die Thür der Zelle sich öffnete und Sievers eintrat. Das treue Gesicht des Mannes zeigte eine starke Erregung.

„Sie erhalten Besuch, Herr Rittmeister!“ rief er schon in der Thür. „Amtmann Dreßler kommt zu Ihnen!“

Erstaunt sah Karl von Nottorp auf. Auf seiner eben noch klaren, fast strahlenden Stirn erschien eine finstere Wolke.

„Der Amtmann? Zu mir?“

Sein Blick streifte ernüchtert über die kahlen, geweißten Wände des Raumes, über den plumpen, ärmlichen Hausrat des Gefängnisses, über die drohenden Eisengitter der Fenster. Die kalte Wirklichkeit umfing ihn wieder.

Sievers nickte eifrig. Seine Stimme klang lebhaft, freudig, als müsse mit dem Amtmann das Glück seines Rittmeisters hier eintreten.

„Ja, zu Ihnen, Herr Rittmeister!“ bestätigte er. „Er kommt vom Landratsamte, wo er mit dem Landrate eine lange Unterredung gehabt hat. Natürlich weiß ich nicht, wovon sie sprachen; sie hatten sich eingeschlossen. Auch das Fräulein war bei ihnen.“

„Fräulein Dreßler? Hilde?“

„Ja! Und dann schickte mich der Landrat her, Ihnen den Besuch anzukündigen! — Aber warum blicken Sie denn so ernst, Herr Rittmeister? Es kann doch nur Gutes für Sie bedeuten!“

Karl von Nottorp lächelte trübe.

„Gutes?“

War ihm von den Dreßlers jemals Gutes gekommen?

„Ganz gewiß, Gutes! Oder glauben Sie, der Amtmann würde zu Ihnen kommen, wenn Ihre Sache schlecht stände? Ich bin fest überzeugt, daß er Ihnen die Freiheit bringt, daß Sie nachher mit ihm von hier fortgehen werden, um niemals zurückzukehren!“

Freiheit!

Das Wort machte Karl von Nottorp erbeben. Wie oft hatte er es in diesen langen, schlaflosen Nächten vor sich hingeflüstert: „Wenn ich erst wieder frei bin — wenn ich erst wieder frei bin!“

Nicht, daß er seine That bereut hätte. Er würde sie noch einmal und ebenso thun, wenn die Forderung an ihn heranträte. Dennoch hatte die Gefangenschaft schwer auf ihm gelastet. Sie band ihm die Hände, machte ihn unfähig, seine Pläne zu verwirklichen. Diese Pläne, die in ihm brannten, die nach der That schrieen.

O, wenn er frei wäre! Sein Erstes würde sein, daß er nach der gelben Kugel ging, die draußen im Möhnequell vielleicht schon lange seiner harrte, von der die ganze Zukunft der Heimat abhing.

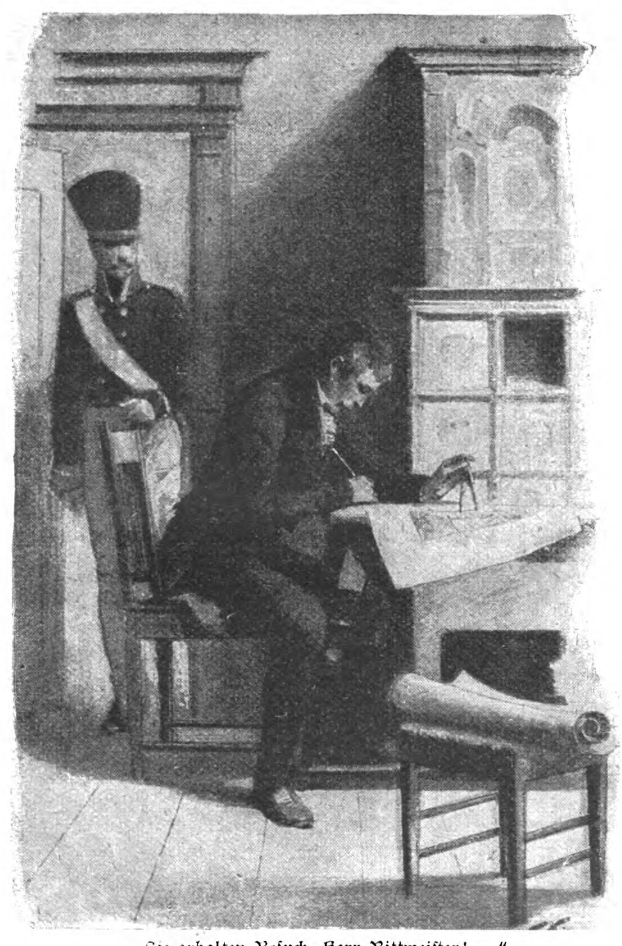
Und nun sollte diese Freiheit vielleicht da hereinkommen ...

Auf den Steinfliesen des langen Ganges draußen näherten sich schwere, wuchtige Schritte. Außer ihnen glaubte Karl von Nottorp noch andere, leichtere zu hören. Aber da sich die Thür öffnete, erschien Amtmann Dreßler allein auf der Schwelle. Auf seinen Wink zog Sievers sich hastig zurück. Die beiden Männer waren miteinander allein.

* * *

Langsam, als ob das Gehen ihm schwer würde, kam der Amtmann näher. Sein Gesicht war dunkel gerötet, wie von innerer Erregung, seine Augen fuhren unruhig durch den kahlen Raum, über den mit Papieren bedeckten Tisch am Fenster, über das blasse Antlitz des Gefangenen. Plötzlich streckte er diesem mit einer schnellen Bewegung beide Hände entgegen.

„Herr von Nottorp, daß ich Sie so wiedersehen muß! Den Sohn meines lieben, unvergeßlichen, alten Herrn!“



„Sie erhalten Besuch, Herr Rittmeister! ...“

Diese Stimme — Karl von Nottorp hatte sie lange nicht mehr gehört. Seltsam mißtönig klang sie ihm ins Ohr.

„Kommen Sie nur deshalb her, um mich zu bedauern, Herr Amtmann?“ gab er mit einer ihm sonst fremden Schärfe

zurück. „Oder glaubten Sie, einen bereuenden Menschen zu finden, gebeugt vom Unglück! Aber ich sage Ihnen, ich bereue nichts. Und was über mich gekommen ist, halte ich für kein Unglück!“

Er wandte sich halb ab, dem Tische zu, als wolle er die Lästigkeit dieses Besuches andeuten.

Amtmann Dreßler eilte ihm nach und ergriff trotz Nottorps Widerstreben dessen Hand.

„Wie können Sie nur Derartiges von mir denken, Herr von Nottorp!“ rief er und suchte in seine Stimme den Ton unverschuldeter Kränkung zu legen. „Ich sollte Ihnen einen Vorwurf machen aus dem, was Sie gethan? Ja, wenn Sie es für sich gethan hätten! Aber Sie haben es für andere gethan, für Menschen, die Sie weiter gar nichts angehen, aus Mitleid, aus Erbarmen! Sie sollten nur hören, wie das Volk von Ihnen spricht! Rittmeister von Nottorp ist augenblicklich der verehrteste und geliebteste Mann im ganzen Lande. Die Regierung wird sich wohl hüten, Ihnen wehe zu thun. Einen Verweis wird sie Ihnen erteilen und vielleicht auch Ihre Versetzung in ein anderes Amt verfügen — sonst nichts! Ganz ungestraft kann sie ja schon aus Grundsatz Ihr Vergehen nicht lassen. Denn schließlich hatten Sie ja doch kein eigentliches Recht auf das Geld, nicht wahr?“

Mit einem schmeichlerisch-wohlwollenden Lächeln sah er Karl von Nottorp ins Gesicht. Der aber zog die Stirn in Falten, scharf blitzte sein Auge über den Heuchler.

„Nein, kein Recht!“ bestätigte er kühl. „Wenn's nicht ein Notrecht giebt, das fordert, was sonst verwehrt ist zu thun. Allerdings — so lange die Nottorps auf dem Bilstein saßen, kam keiner hier in die Lage, nach einem solchen Notrecht zu greifen!“

Das Gesicht des Amtmanns färbte sich noch dunkler, als zuvor.

„Sie meinen, die Nottorps hätten nicht gewartet, bis Hilfe von außen kam?“

Karl von Nottorp nickte kurz.

„Ja, das meine ich!“

„So hätte ich ebenso handeln sollen?“ — Er hob beteuernd die Hände empor. — „Ach, Herr von Nottorp, wenn

Sie meine Lage kennten! Wenn Sie wüßten, wie ich ringen muß, um das Gut zu halten! Der Krieg, die schlechten Ernten, die Teuerung — und dabei für so viele Mäuler sorgen müssen, die ein verbrieftes Recht darauf haben ..."

Mit einer Handbewegung schnitt Karl von Nottorp das Weitere ab.

„Die vor Ihnen auf Haus Nottorp saßen, hätten sich selbst den letzten Bissen vom Munde genommen! Die zogen aus ihrem Besitz nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, Herr Amtmann, Pflichten! — Und im übrigen ... ich habe zu thun, Herr Amtmann! Womit kann ich Ihnen also dienen?"

Er hatte absichtlich rauh, fast verletzend gesprochen. Die Gegenwart dieses Mannes quälte ihn, machte ihn gereizt. Sie beschwor Erinnerungen in ihm herauf, die er längst abgethan glaubte. Jene alten Erinnerungen an das Haus, das er verloren, an das Wirken seiner Ahnen, dem er es nicht gleich zu thun vermochte. In ihm lebte der starke Wille zur That, der auch jene beseelt.

Nur daß sie die gewollte That auch ausgeführt hatten, während er für sich keine Möglichkeit dazu sah. Das falsche, lauernde Gesicht des Amtmanns hatte jene mühsam zurückgedrängten Zweifel aufs neue in ihm erweckt. Mit kraftlosen Händen stand er da, ein ohnmächtiger Mann, der dem fliehenden Gebilde seiner Gedanken nicht den belebenden Atem des Schöpfers einzuhauchen vermochte.

Eine verlegene Stille herrschte nach seinen Worten. Karl von Nottorp hatte erwartet, daß der Lästige nun gehen würde. Aber er ging nicht, er blieb. Was wollte er noch?

Amtmann Dreßler drehte verwirrt den schweren Stock, der ihm als Stütze diente, zwischen den plumpen Fingern. Er suchte nach Worten, um eine möglichst ungezwungene Ueberleitung zu dem zu finden, wegen dessen er gekommen, — zu dem, was Hilde wollte.

Und Hilde stand draußen auf den Steinfliesen des Ganges und wartete auf das verabredete Zeichen, um einzutreten. Um zu vollenden, was der Vater begonnen. Um den Zwiespalt zu überwinden, der ihr das Herz zerriß. Um zurückzuerstatten.

Wenn ihr in ihrer Unruhe nun dies alles zu lange dauerte! Wenn sie plötzlich eintrat und in den Lauf der Dinge eingriff, ge-

trieben von ihrer nach einem Ausbruch drängenden Verzweiflung, in ihrer weltfremden Art, die das Wort nicht zu wägen verstand ...

Hatte er sie nicht darum begleitet und auf einer vorherigen Unterredung mit Nottorp bestanden, um das Gewollte vorsichtig anzubahnen, um dem schwachen Kinde jede Gelegenheit vorwegzunehmen, durch ein hastiges, unüberlegtes Wort vielleicht alles zu verraten?

So schwer aber hatte er sich die Ausführung nicht gedacht. Diese schroffe, kalte Zurückweisung hatte er nicht für möglich gehalten. Einen Niedergeworfenen, Ueberwundenen hatte er zu finden gehofft statt eines Menschen, der sich, wie Nottorp, in den starren Stolz seiner Armut, in den undurchdringlichen Panzer eines reinen Bewußtseins hüllte.

Karl von Nottorp war ihm bisher als Mensch gleichgültig gewesen. Nur ein Hindernis hatte er in ihm erblickt, das ihn vom vollen Genuß des erschlichenen Gutes trennte, und das aus dem Wege zu räumen ihm die Notwendigkeit gebot. Darüber hinaus hatte es keine Gegnerschaft für ihn gegeben. Alles Gute gönnte er ihm, wenn er nur Ruhe vor ihm hatte. Wenn sein Besitz nur unangetastet blieb.

Nun aber haßte er ihn.

Und er mußte sich vor ihm beugen, ihn umschmeicheln, ihn zu gewinnen suchen. Diesen Menschen, dessen phantastischen Gefühlsgang er verächtlich belächelte. Um der Schrullen eines Kindes willen.

Ja, er haßte ihn, wie er bereits anfing, das Kind zu hassen.

Dennoch mußte das Schwere geschehen.

Mit einem gewaltsamen Aufatmen zerriß er die schwüle Stille, die ihn erstickte.

„Nicht um einen Dienst von Ihnen zu verlangen, kam ich her!“ stieß er gepreßt heraus. „Im Gegenteil! Um Ihnen den meinen anzubieten.“

„Das Andenken an Ihren Herrn Vater erlaubt mir nicht, müßig zuzusehen, wie außer dem Unglück auch noch Schmach über den Sohn hereinbricht!“ fuhr der Amtmann fort.

Karl von Nottorp wandte sich mit einem spöttischen Lächeln zu ihm zurück.

„Schmach? Eben nannten Sie es anders!“

Jener hörte nicht darauf. Eine brennende Gier war in ihm, allem ein Ende zu machen, endlich zu wissen, wie dieser Mensch da, der in seiner ruhigen Entsagung keine Blöße zu bieten schien, keinen Punkt, wo man ihn angreifen, fassen, unterwerfen konnte, — wie dieser durch seine selbstgewählte Einsamkeit starke Mensch sich zu dem stellen würde, was Hilde wollte.

Nur schnell ein Ende machen, ein Ende!

Dennoch verließ seine verschmitzte Schlauheit den Amtmann nicht. Vorsichtig mußte er zu Werke gehen, um keinen Verdacht zu erregen.

„Schmach — gewiß, eine Schmach!“ wiederholte er, seine Stimme überhastend, als risse ihn sein Mitgefühl mit fort. „Ist es keine Schmach, wenn ein Mann, wie Sie, ein Mann von hohen Talenten und Fähigkeiten, keinen besseren Platz einnimmt, als eine simple Steuereinnehmerstelle, die jeder gewöhnliche Schreiber ebenso gut verwalten kann? Das kann Ihnen doch nicht genügen! Sie haben doch einen höheren Ehrgeiz! Und da wollen Sie beiseite stehen und ein dunkles, thatenloses Dasein fristen, während überall im Lande die Besten sich rühren und vor der Fülle an Arbeit nicht wissen, wo zuerst die Hand anlegen?“

Karl von Nottorp lächelte still vor sich hin. Er dachte an die blassen, abgezehrten Gesichter, die neuer Mut und neue Hoffnung verklärte, da er ihnen das Brot gegeben hatte.

„Auch ein simpler Steuereinnehmer vermag wohl einmal zu nützen!“ sagte er leise.

Amtmann Dreßler wußte sofort, was jener meinte. Er hatte den Gedankengang in dem Aufleuchten der Augen gelesen, von der hohen, sich entfaltenden Stirn.

„Gewiß, das haben Sie bewiesen, Herr von Nottorp!“ fiel er schnell ein, klug sich in die Sinnesart des Mannes schmiegend, um aus ihr eine neue Waffe für sich zu schmieden. „Wie ich schon sagte: das ganze Land bewundert den Steuereinnehmer von Stadt Nottorp. Aber trotzdem — so schön, so erhaben die That war, so ist sie doch nur eine That, vom Augenblicke geboren und nur für Augenblicke wirkend. Oder

glauben Sie, daß mit ihr die ganze Last, die auf das Land drückt, die ganze Sorge um die Zukunft gehoben ist? Nicht wahr, Sie glauben es selbst nicht!“ Er nickte, wie befriedigt, und setzte dann mit scharfer Betonung hinzu: „Die Thaten der Nottorps pflegten aber bis jetzt lange und tiefe Spuren in der Geschichte des Landes zurückzulassen.“

Karl von Nottorp hatte aufmerksam zugehört. Aufmerksam und mit einer gewissen Ueberraschung. Alles, was dieser Mann da vorbrachte, hatte er sich selbst schon oftmals gesagt. Es war also nichts Neues für ihn. Aber daß gerade Amtmann Dreßler es aussprach — hatte er jenen am Ende doch falsch beurteilt? Dachte er doch über den eigenen Vorteil hinaus? Hatte er vielleicht sogar Verständnis für Fragen, die den eigenen, augenblicklichen Nutzen nicht unmittelbar berührten, die durch die langsame Förderung des allgemeinen Wohls erst in weitliegender Zukunft auch das eigene Wohl zu heben vermochten?

Wenn er es versuchte, jenen für seine Pläne mit dem Feuerbruch zu interessieren?

„Vielleicht ist auch das einfache Wirken eines simplen Steuereinnehmers im stande, einige Spuren zurückzulassen!“ erwiderte er mit jenem stillen Lächeln, das die Einsamkeit seinem Gesichte verliehen hatte. „Nur ist es mir bei meinem Werke nicht um die äußerlichen Spuren zu thun, um den Ruhm. Was liegt daran, wer das Werk gethan hat! Wenn es nur gethan wird! Mag der Name des Menschen vergessen werden, wie die Namen der vielen, die sich nie aus der dunklen, formlosen Masse erheben, die niemand kennt — wenn nur das Werk gethan wird!“

Der Amtmann hatte erstaunt aufgeblickt.

„Das Werk?“ fragte er nun, ohne zu verstehen, was Karl von Nottorp meinte. „Welches Werk?“

Karl von Nottorp deutete auf den mit Papieren und Karten bedeckten Tisch.

„Erinnern Sie sich der Arbeiten, die vor zwölf Jahren mein Vater am Feuerbruch vornehmen ließ? Nun wohl, ich habe den Plan wieder aufgenommen!“

Und an den Tisch tretend, enthüllte er seine Idee. Er zeigte die Berechnungen, die er gemacht, die Karten, die er

entworfen, die Versuche, die er am Feuerbruch und am Möhnebach vorgenommen, um den verborgenen Abfluß zu finden. Alles setzte er diesem Manne auseinander, dem er innerlich doch mit demselben Mißtrauen, mit derselben Abneigung gegenüberstand, wie früher. Aber während er sprach, während er sich in seine Gedanken vertiefte, war's ihm gleichgültig, wer ihm zuhörte. Das Sprechen an und für sich war ihm schon ein Genuß, eine Erholung nach dem langen, gezwungenen Schweigen. Eine Erholung und auch ein Vorteil. Dadurch, daß er seine Ideen in lauten Worten entwickelte, vertieften sich diese Ideen gleichzeitig, wurden in ihrer Reihenfolge, in ihrem inneren Zusammenhange ihm klarer, als je zuvor. Neue Gesichtspunkte eröffneten sich ihm, neue Wege, an denen er bisher vorübergegangen war, ohne sie zu sehen.

Der ganze glühende Rausch seiner Begeisterung kam wieder über ihn, da er sprach. Dieser Begeisterung des schöpferischen Gedankens. Nun, da einmal das erste Wort über seine Lippen gekommen, hätte nichts mehr dem hinreißenden Flusse Einhalt zu bieten vermocht. Da er angefangen hatte, mußte er auch alles sagen, alles, ohne Rückhalt, ohne Rast.

Und das Mißtrauen?

Noch immer war das Mißtrauen in ihm. Daher das zögernde Einsetzen seiner ersten Worte. Aber hatte er selbst sich nicht bereits vorher die Antwort auf diese stete Frage des Argwohns gegeben? Selbst wenn der Amtmann jener lichtscheue Streber und Ränkeschmied war, für den Karl von Nottorp ihn hielt, selbst wenn er nur zuhörte, um vielleicht für sich selbst aus dem geplanten Werke Nutzen zu ziehen, selbst wenn er sich entschloß, den Plan zu stehlen und das Werk für sich allein, für den eigenen Vorteil zu vollbringen — was lag daran! Selbst dann würde er, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, gleichzeitig auch dem allgemeinen Nutzen dienen. Was der einzelne that, kam allen zu gute.

Was lag daran, wer das Werk that — wenn es nur gethan wurde!

Und so sprach er.

Der Amtmann hatte sich auf den Stuhl am Tische gesetzt und hörte voll Spannung zu. Wenigstens schien das sein auf-

merksames Gesicht zu verraten und die sachkundigen Fragen und Einwände, die er zuweilen hinwarf, wenn Karl von Nottorp eine kurze Pause der Ueberlegung machte. Er kannte den Plan; mit dem alten Freiherrn hatte er die Einzelheiten oft genug durchgesprochen, das Für und Wider erwogen. Er hatte auch unter der Oberleitung von Karl von Nottorps Vater die ersten Arbeiten ausführen lassen — Arbeiten, die infolge des hereinbrechenden Krieges liegen gelassen waren. So vermochte er den Worten des Begeisterten mit Leichtigkeit zu folgen.

Bald aber hörte er kaum noch zu. Andere Gedanken beschäftigten ihn, Gedanken, die das Nächstliegende betrafen. Was kümmerte ihn die Zukunft dieser fremden Menschen, dieses Volkes, aus dem er sich erhoben hatte, um es nun zu verachten. Die Dreßlers standen ihm näher. Sie galt es, in dem gewonnenen Besitz zu befestigen, sie immer höher und höher zu heben, aus ihnen ein neues Geschlecht zu machen, das hoch über der großen Menge stand, ein Herrengeschlecht, dem das Volk diente.

Dazu aber durfte ihnen das eben erst durch einen mühsam ausgeführten, mühsam aufrecht erhaltenen Betrug Erreichte nicht wieder verloren gehen. Des Sohnes war er nun sicher. Aber Hilde wartete draußen, Hilde mit ihren unbeugsamen Rechtsbegriffen, mit ihrem gepeinigten Gewissen, mit ihrem krankhaft gereizten Willen.

Und während sie, von innerem Fieber geschüttelt, wartete, während die Gefahr über dem Haupte des Amtmanns schwebte, wie ein Messer, bereit, auf ihn herabzufallen, sprach dieser Mensch, in dessen Hand alles gegeben war, Gefahr und Rettung — sprach er vom allgemeinen Wohle. Wäre das alles einen andern angegangen, er würde über die seltsame Lage dieses anderen schadenfroh gelacht haben. So aber lachte er nicht. Jener neue Gedanke beschäftigte ihn, der ihm eben gekommen. Da er Karl von Nottorps Begeisterung für den Plan gemerkt hatte, seine schrankenlose Hingabe an die große Sache, sein völliges Vergessen seiner selbst.

Konnte man das alles nicht benutzen? Konnte man sich hinter dieser geliebten That nicht verstecken, wie hinter einem schützenden Schilde? Konnte man nicht vielleicht sogar eine

Waffe daraus schmieden, die den Gegner in den Bann der Dreßlers zwang?

So wälzte er den neuen Gedanken in seinem Geiste hin und her, ihn von allen Seiten beleuchtend. Während Karl von Nottorp sprach und aus der scheinbaren Spannung des Amtmannes immer neue Anregung, neuen Mut schöpfte. Wenn ein so erfahrener Geschäftsmann, wie Amtmann Dreßler, der Sache eine derartige Aufmerksamkeit widmete, so mußte diese Sache gut sein.

Dennoch tauchte wieder der Zweifel in ihm auf, da er geendet. Jener quälende Zweifel der schlaflosen Nächte. Der Zweifel, der ihn vor der Ausführung des Planes ergriff, wenn er an die Unzulänglichkeit seiner Mittel dachte. Das Riesenhafte der Aufgabe erschreckte ihn dann. Unnütz war auch der Einwand, daß sich der Vater trotzdem an die Lösung herangewagt. Der saß damals auf dem Bilstein, der hätte aus dem Besitz der Nottorps immer neue Kraft gezogen. Dieser Besitz aber war für die Nottorps dahin. Ein anderer gebot über die Quelle der Macht. Der einzige war's, der solches vermochte.

So harrte Karl von Nottorp mit heißer Spannung der Meinung dieses anderen.

Amtmann Dreßler saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, nachdem das letzte Wort verklungen war. Sein Gesicht trug eine kühle Ruhe zur Schau. Nur seine Hand, die mit der Karte des Feuerbruchs spielte, zitterte leicht.

Diese Hand — wie an jenem Abend, seinem letzten auf Haus Nottorp, starrte Karl von Nottorp auch jetzt auf sie hin. Dieselbe war sie noch, wie damals. Groß, derb schien sie gemacht, mit eisernem Griffe festzuhalten, was sie einmal erfaßt. Die zermalmte, was sich ihr feindlich nahte.

Karl von Nottorp wußte das nun. An jenem Abend hatte er ihren Griff verspürt, da sie ihm das Erbe entwunden.

Wie damals zitterte sie auch jetzt, leise, kaum merklich.

Aber die Stimme des Mannes klang ruhig, kalt, fast schneidend, da er nun sprach.

„Sie wollen meine Meinung über Ihren Plan?“ fragte er, starr auf die Karte blickend, die er noch immer zu prüfen schien. „Nun, ich halte ihn für ausgezeichnet!“

Karl von Nottorp atmete unwillkürlich auf.

„Sie glauben, daß er ausführbar ist?“

„Gewiß! Es kommt nur auf die Größe der Mittel an, die aufgewendet werden können!“

Das Wort schmetterte Karl von Nottorp wieder in seinen Zweifel zurück. Das war's, die Mittel! Woher sie nehmen, um das Werk zu beginnen?

„Es ist eine Aufgabe, die weniger den Einzelnen angeht, als die Allgemeinheit, weniger die Gegenwart, als die Zukunft. Als solche wäre ihre Verwirklichung eigentlich Sache des Staates. Ihn in erster Linie müßte man dafür interessieren!“

Karl von Nottorp schaute mit trübem Ausdruck auf.

„Ich habe es bereits versucht!“ gestand er niedergeschlagen. „Damals, als ich wegen jener Zettel in der Hauptstadt beim Ministerpräsidenten war!“

„Und was antwortete er?“

„Ich vermochte ihm damals das Ganze nur in ungefähren Umrissen anzudeuten, da ich meinen Plan ja noch nicht fertig hatte. Er begriff auch wohl die Wichtigkeit der Sache für den Kreis Bilstein. Dennoch glaubte er mir keine Hilfe versprechen zu können. Der Staat sei arm. Vor allen Dingen gelte es jetzt, Ordnung und erträgliche Zustände in den alten Provinzen zu schaffen und die neuen an die veränderten Verhältnisse zu gewöhnen. An derartige Aufgaben könne man sich erst in ganz ferner Zukunft heranwagen. Bis dahin müsse die Angelegenheit ruhen!“

Der Amtmann nickte.

„Da hat der Minister nicht ganz unrecht!“ sagte er ruhig. „Die Zeit ist wirklich schwer. Aber Sie — Sie haben die Angelegenheit trotzdem nicht ruhen lassen?“

Er lächelte leicht, mit einem gutmütig sein sollenden Ausdruck seiner starren Augen, die sich nun von der Karte auf Karl von Nottorp richteten.

Auch Karl von Nottorp lächelte.

„Sie hat mich nicht ruhen lassen. Wenn ich mir vorstelle, was für ein gewaltiger Segen aus einer glücklichen Lösung über das Land strömen würde ...“

Wieder floß seine Rede von dem über, was sein Herz erfüllte. Erst da er merkte, daß er bereits Ausgesprochenes wiederhole, hielt er mit einer leichten Verlegenheit inne.

Amtmann Dreßler betrachtete ihn mit einem seltsamen musternden, wie abschätzenden Blick.

„Ganz derselbe Feuerkopf, wie Ihr Herr Vater!“ sagte er dann, vorsichtig sich seinem Ziele nähernd. „Was der sich einmal vorgenommen hatte, das führte er auch aus. — Er konnte es allerdings!“ setzte er nach einer kleinen Pause wie entschuldigend hinzu. „Er hatte die Mittel! Während Sie unglücklicherweise — ich fürchte, Herr von Rottorp, Sie werden Ihre Idee aufgeben müssen, so schön sie auch ist!“

Karl von Rottorp sah einen Augenblick zu Boden. Er zögerte noch. Dann wagte er den Schritt, der ihm vorhin bereits vorgeschwebt hatte. Mit offenem Blick schaute er dem Amtmann ins Gesicht.

„Sie sagten vorhin,“ begann er, „daß Sie an die Sache glauben, daß Sie von einem Erfolge überzeugt sind . . .“

„Gewiß! Und . . .“

„Und — warum nehmen Sie sie nicht auf, Herr Amtmann? Wenn einer hier zu Lande es kann, so sind Sie's! Nun, da Haus Rottorp Ihnen gehört!“

Amtmann Dreßler stand schnell auf, wie von Staunen erfaßt.

„Ich? — Aber, Herr von Rottorp, ich — ein alter Mann! Solche Aufgaben überläßt man der Jugend, die ja auch den Nutzen davon haben wird. Während wir Alten — wir haben eine Zeit hinter uns, die uns wirklich müde und schwach gemacht hat!“ Er schwieg einen Augenblick; sein Auge prüfte scharf das niedergeschlagene Gesicht ihm gegenüber. „Allerdings,“ setzte er dann zögernd hinzu, wie sich selbst eine stille Frage beantwortend, „wenn eine junge, frische, begeisterungsfähige Kraft mir zur Seite stände . . .“

Eine dunkle Röte stieg Karl von Rottorp jäh ins Gesicht. Ein Wort schwebte ihm auf den Lippen. Wenn das Eintreffen dieser ungeahnten, sich plötzlich in der Ferne zeigenden Hilfe nur davon abhing . . .

Aber er drängte es wieder zurück, wie etwas Selbstsüchtiges, Unwürdiges. Etwas anderes, Näherliegendes, zeigte

sich ihm. Etwas, vor dem er instinktiv zurückbebte, wie vor der Berührung mit etwas Häßlichem, Widerwärtigen. Er scheuchte es von sich, dennoch kam es immer wieder. Ein heftiger Kampf war in ihm gegen die Abneigung, die ihn erfüllte. Was lag daran, wer das Werk that, wenn es nur gethan wurde — hatte er sich vorhin gesagt. Nun aber — wenn einer es that, den er haßte, den er verabscheute, verachtete?

Die Vorstellung packte ihn wie ein Krampf. Er fühlte, wie er blaß wurde und wie kalter Schweiß ihm auf die Stirn trat. Ein widerwärtiges, verhaßtes Gesicht stieg vor seinem Geiste herauf, ein Gesicht, dem er bereits einmal seine Verachtung entgegengeschleudert hatte.

Aber dann kamen andere Gesichter, jene Gesichter voll Leid, voll Not und Entbehrung.

„Eine junge Kraft wollen Sie?" wiederholte er, sich mit einem Ruck aufrichtend. Aber er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß seine Stimme tonlos, fast heiser klang. „Haben Sie nicht den Landrat, Ihren Sohn? Er ist jung genug dazu, eine gerühmte Arbeitskraft, ein Mann, der mitten im Leben steht und mit ruhigem Blick das Praktische zu wählen weiß. Auch würde er der Sache wohl die nötige Teilnahme entgegenbringen. Sie würde ihm einen Namen machen bei hoch und niedrig, würde ihm Ruhm und Ehre einbringen ..."

Er brach ab und wandte sich zur Seite, um seine Erregung zu verbergen, die wider seinen Willen seine Lippen zucken machte.

Amtmann Dreßler sah ihm fassungslos nach. Er wußte, wie sehr Karl von Nottorp den Landrat verachtete. — war's nicht ein Beweggrund mehr für ihn selbst gewesen, seine Hände nach dem fremden Gute auszustrecken, nach diesem Gute, das etwas, wie das Gut eines Todfeindes war? Hatte er daraus nicht seine Entschuldigung vor sich selbst wegen des Betruges geschöpft?

Und nun bot jener dem Verabscheuten in seinem Verzichte ein Geschenk, um dessen Besitz er selbst sein Leben eingesetzt haben würde!

Unfaßbar erschien ihm Karl von Nottorps Handlungsweise, geheimnisvoll, übermenschlich. Wie vor etwas Fremden stand er, vor etwas Riesenhaften, Gewaltigen, alles Uebrige neben ihm in den Staub Schmetternden. Welche seltsame Kraft wohnte denn in diesem jungen Menschen da, die ihn hieb- und stichfest machte, die ihn über alles Widrige, für unmöglich Gehaltene leicht hinweg schreiten ließ, die ihn selbst die Bewunderung derer erzwang, die ihn haßten?

Ja, es war wahr! Er haßte ihn und gleichzeitig bewunderte er ihn. Und je mehr er ihn bewunderte, desto mehr haßte er ihn.

Was war's doch, was er gedacht hatte, gestern abend, auf dem Balkon, ehe Hilde zu ihm herausgekommen? Hoch erhaben hatte er sich gedünkt über feindlichen Haß und feindliches Thun.

Ja, er hatte sich selbst belogen in seinem stolzen Schwahn, der zu herrschen dachte, indem er die Dinge zu sehen glaubte, wie sie wirklich waren. Während jener... Jener träumte sich in weltfremde Welten und siehe da, dieser Traum gab ihm seine Kraft.

Eine Bewegung Karl von Nottorps schreckte ihn auf. Er kehrte aus seinen Gedanken wieder zu dem zurück, wegen dessen er gekommen.

„Der Landrat. Gewiß, ich weiß seine Arbeitskraft zu schätzen. Aber zu einer solchen Aufgabe gehört mehr, als das. Dazu gehört Begeisterung, völliges Sichselbstvergessen. Eine Herrennatur. Und deshalb — nein, mein Sohn ist nicht für das geschaffen!“ schloß er bestimmt, um nach einer kleinen Pause hinzuzusetzen: „Auch giebt es noch eine Menge anderer Gründe, die eine Beteiligung meinerseits ausschließen.“

Er richtete einen Blick auf Karl von Nottorp, der jenen zum Fragen aufzufordern schien.

„Gründe? Darf ich sie erfahren?“

„Vor allem ist der Feuerbruch Ihr persönliches Eigentum, Herr von Nottorp!“

„So daß mir allein der Vorteil zuflösse?“ fiel jener hastig und errötend ein. „Ich verzichte von vornherein darauf. Ich bin bereit, das alles abzutreten. Nur müßte es in einer Form

geschehen, die dem Volke den Segen sicherte. Diese Form ließe sich gewiß finden."

„Zweifellos! Nun aber die Hauptsache: Haus Nottorp ist nicht mehr mein unbeschränktes Eigentum, so daß ich frei über seine Hilfsquellen verfügen kann. Ich bin gewissermaßen nur noch der Verwalter!" Er lächelte heimlich. „Meine Kinder und ich — wir sind nämlich überein gekommen, unseren gesamten Besitz zu teilen, und zwar so, daß der Landrat außer der Mitgift seiner verstorbenen Frau noch das Privatvermögen unserer Familie erhielt, wie es war, ehe ich Haus Nottorp erwarb. Verstehen Sie? Franz hat auf alles verzichtet, was aus diesem Kauf herrührt. Und zwar zu Gunsten von Hilde. Hilde ist jetzt die eigentliche Besitzerin von Haus Nottorp. Sie kann damit thun und lassen, was sie will. Die einzige Verpflichtung, die sie übernommen hat, besteht in einer mäßigen Rente, die sie mir bis zu meinem Tode auszahlen muß. Sie sehen also, wenn Sie Hilfe wollen, müssen Sie sich an Hilde wenden. Und ich zweifle nicht daran, daß sie es thun wird. Sie hat etwas Ideales in sich, das sie zu Höherem antreibt. Wollen Sie Ihr Glück bei ihr versuchen? Jetzt gleich? Sie wartet draußen auf mich!"

Karl von Nottorp war von dem Neuen, das auf ihn eindrang, wie betäubt. Ohne zu widersprechen, ließ er es zu, daß der Amtmann die Thür öffnete und Hilde hereinrief.

Sie kam sofort. Sie war totenblaß und ihr Blick irrte wie verloren durch den Raum, anscheinend ohne etwas zu sehen. Und in ihrer schüchternen, furchtsamen Art blieb sie gleich neben der Thür stehen.

Wie damals, als sie Karl von Nottorp den Schlüssel zu der Kassette seines Vaters gebracht hatte, zu jener Kassette, die verloren gegangen war.

Mit ein paar kurzen Worten setzte Amtmann Dreßler Hilde auseinander, was zwischen ihm und Karl von Nottorp gesprochen worden war.

Sie hörte zu, ohne ihn mit einer Frage zu unterbrechen. Aber keine Silbe entging ihr. Und sie beobachtete jeden Zug in den Gesichtern der beiden Männer. Aus allem schien sie einen geheimen Sinn herauszulesen.

Dann, als der Amtmann geendet, machte sie eine fast befehlende Bewegung mit der Hand nach der Thür.

„Laß uns allein, Vater!“

Er schien plötzlich ein anderer geworden. Nichts mehr von der kühlen Ueberlegenheit, die er Karl von Rottorp gegenüber gezeigt. Es war, als beuge er seinen starren Kopf vor diesem schwachen Kinde. Karl von Rottorp sah es mit Erstaunen. Dann glaubte er die Erklärung gefunden zu haben. Jener liebte sein Kind wohl sehr.

Wortlos ging Amtmann Dreßler zur Thür. Dort aber blieb er noch einmal stehen und wandte sich halb zu Hilde zurück.

„Du hast verstanden, Hilde?“ fragte er in einem seltsamen, gepreßten Tone. „Du hast alles verstanden?“

Hilde stand nun in der Mitte des kahlen Raumes. In ihren schwarzen Kleidern, die ihr Gesicht noch bleicher und starrer erscheinen ließen, sah sie aus wie ein Steinbild ohne Leben.

„Ich habe verstanden, Vater! Laß uns allein!“

Noch einen Blick warf Amtmann Dreßler zu ihr hinüber, einen forschenden und gleichzeitig fast flehenden Blick. Dann ging er. Hinter ihm schloß sie die Thür.

(Fortsetzung folgt.)





Eine geheimnisvolle Weissagung.

Roman von **Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.**

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Zunächst machte sich alles recht gut und angenehm, weit angenehmer, als Elisabeth sich im ersten Moment der Enttäuschung und grausamen Angst vorgestellt. Die düstere Melancholie, welche über allen Räumen von Catrine Castle lag, zu bannen, lag ja natürlich nicht in ihrer Macht, aber mildern konnte sie und that es auch unverzüglich, indem sie einige für das allgemeine Behagen vorteilhafte Aenderungen in den Wohnräumen anordnete und deren Ausführung persönlich überwachte, — die Hauptsache aber war, daß Sir Donald heiterer wurde und nur dem Glück zu leben schien, das ihm im Zusammensein mit Elisabeth erblühte. Das herrliche Wetter gab ihnen Gelegenheit zu langen Ausflügen in die Berge, und nie war er heiterer, fast fröhlich, als wenn sie so zusammen in Gottes freier Natur umherstreiften und Entdeckungsreisen machten, wie es Elisabeth gern nannte, deren unveränderlich gleichmäßige sonnige, liebenswürdige Laune nicht verfehlen konnte, ihre Spuren in Donalds empfänglicher Natur zurückzulassen. Daß er dabei täglich nach der Turmstube emporstieg, um Granny Mordax zu besuchen, war für Elisabeth allemal ein Gegenstand des Verwunderns, aber sie sprach nicht darüber, wie denn überhaupt die Prophezeiung ein erledigtes Thema schien, an dessen stumme, aber ständige Gegenwart nur der Aufent-

halt auf Catrine Castle drohend genug mahnte. Doch selbst eine ständige Gefahr kann erfahrungsgemäß zur Gewohnheit werden, und diese ist dann das Schlummerlied für die Wachsamkeit.

Elisabeth hatte durchaus keinen nachtragenden Charakter, aber sie hielt ihren Vorsatz, die Hundertjährige nicht mehr zu besuchen — „um die alte Seele nicht unnütz aufzuregen und mich hinterdrein dazu," wie sie sich sagte und wie sie's auch meinte. Nach einiger Zeit erkundigte sie sich bei Donald nach dem Befinden der alten Frau.

„Sie ist ganz teilnahmlos," erwiderte er. „Sie ißt und trinkt, aber sie spricht mit niemand, auch wenn sie angeredet wird. Es scheint, als wollte sie jetzt nach und nach sanft hinüberschlummern!"

„Es wäre das Beste für die Arme. Dies Dasein ist doch nicht mehr Leben zu nennen," meinte Elisabeth teilnehmend.

Das ging so wochenlang, aber das Lebenslicht schien doch noch viel zu stark, um verlöschen zu können.

Der frühe Herbst der Gebirge setzte schon Ende September ein mit Frost und Schnee auf den Berggipfeln, die Tage wurden kürzer, die Sonne verlor an Kraft und die Düsterheit auf Catrine Castle nahm zu, um sich mehr und mehr zu vertiefen, als Regentage kamen und das Tageslicht kaum durch die tiefen Fensternischen in die Zimmer dringen konnte. In diesen trüben Tagen wurde auch Donald stiller und mehr in sich gekehrt, und selbst Elisabeths heiteres Temperament vermochte ihn kaum dem tiefen Sinnen zu entreißen, mit dem er stundenlang am Kamin sitzen konnte, den Blick in die Glut geheftet. Welches Thema sie auch immer anschlug, er antwortete nur einsilbig, oft auch gar nicht, und Elisabeth fragte sich geängstigt, ob er denn solchen Anfällen von Melancholie überhaupt und womöglich gar erblich unterworfen sei. Aber wer hätte ihr Antwort geben können auf diese bange Frage? Sie dachte wohl daran, an Doktor Chetwynd zu schreiben, aber sie zögerte noch damit, weil sie von einem Tage zum andern hoffte, daß es wieder besser werden würde.

Eines Tages, nur um etwas zu sagen, fragte sie so nebenher nach dem Befinden der Hundertjährigen, der Sir Donald

nach wie vor seinen täglichen Besuch machte, und hörte zu ihrem heimlichen Schrecken, daß sie wieder mehr aus sich heraustrate, nicht mehr soviel schliefe und täglich, ja stündlich „Gesichte“ habe. Auf ihre weitere Frage, ob diese „Gesichte“ sich um das Wohl und Wehe der Familie Mordax drehten, erwiderte Sir Donald fast widerwillig:

„Granny Mordax' Geist ist unabhängig von bestimmten Grenzen. Sie hat Gesichte von Leuten, die weder sie noch wir kennen, von Gegenden, die ihr Fuß nie betreten. Vor allem aber sorgt und arbeitet ihre Seele für mein Haus, dem sie und die Ihrigen mit beispielloser Treue und Hingebung gedient haben und ergeben sind.“

„Hm!“ meinte Elisabeth, ihrer Ungläubigkeit weiter keine Worte gebend. „Das ist ja rührend. Ich kenne auch Beispiele von solcher Ergebenheit, wenn diese sich auch gottlob nicht gerade in ‚Gesichten‘ kundgaben. Beziehen sich Granny Mordax' ‚Gesichte‘ auf die Wohlfahrt von Küche und Keller auf Catrine Castle, oder dehnt sie dieselben auch auf die Silberkammer aus?“

Sir Donald sah hastig auf.

„Soll das Spott sein, Elisabeth?“

„O,“ erwiderte diese leicht, aber nicht ohne eine kleine Dosis Bitterkeit, „o, wie dürfte ich mir erlauben, über Granny Mordax zu spotten! Also, ihre ‚Gesichte‘ bewegen sich in anderen, höheren Bahnen? Was pflegt sie jetzt also zu sehen?“

„Das Ende unseres Hauses!“ entgegnete Donald ernst und wandte sich dann ab.

Das fehlte noch! stöhnte Elisabeth innerlich. Himmlischer Vater, was soll ich thun, um diesem Unfug zu steuern?

Und sie fand ein Mittel und versuchte es. An einem trüben Nachmittag, als Sir Donald sich aufgerafft und nach einer seiner entfernteren Farmen geritten war, um mit deren Pächter geschäftliche Rücksprache zu nehmen, überwand Elisabeth heroisch ihren Widerwillen und ihren beleidigten Stolz und stieg in das Turmzimmer zu Granny Mordax hinauf. Sie traf es gut, denn die Hundertjährige hatte eben mit Hilfe ihrer Dienerin eine kleine Mahlzeit zu sich genommen und war vollkommen wach und verhältnismäßig bei Kräften.

Elisabeth winkte der erstaunten Dienerin, sich zurückzuziehen und trat mit einem harmlosen: „Guten Tag, Mistreß Mordax — wie geht es Ihnen?“ vor die alte Frau, indem sie einen Stuhl näher zog und sich darauf setzte.

„Eine fremde Stimme — wer ist das?“ fragte die Greisin unsicher.

„Ich bin Lady Mac Catrine, Sir Donalds Frau,“ antwortete Elisabeth, die indes erfolgreich schottische Dialektstudien gemacht und darum die breite Sprache der Alten viel besser verstand, als beim erstenmal. „Ich habe Sie lange nicht gesehen — viele Wochen nicht, weil meine Gegenwart Sie damals aufzuregen schien. Aber heut komme ich in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen und rechne auf Ihre Hilfe, nicht in meinem, sondern in meines Gatten Interesse.“

Die Alte hatte sich vorgebeugt, die weiße Haube etwas vom rechten Ohr zurückgeschoben, um besser hören zu können, und fixierte Elisabeth mit ihren stechenden, schwarzen Augen.

„Meine Hilfe!“ wiederholte sie. „Kann ich überhaupt noch etwas helfen? Und gar Sir Donalds Frau? Sir Donald kommt oft, oft, die alte Granny zu sehen. Aber Lady Mac Catrine ist wohl zu stolz, meine Schwelle zu überschreiten?“

„Ich bin gar nicht stolz, Mistreß Mordax,“ erwiderte Elisabeth ruhig, ja freundlich. „Nur, als ich zum erstenmal bei Ihnen war, wiesen Sie mir die Thür. Und da bin ich eben fortgeblieben.“

„So sagte Sir Donald,“ nickte die Alte. „So sagte er. Aber ich kann mich nicht entsinnen. Granny weiß, was sich schickt, und that ich's, dann geschah's in einem Gesicht. Das dürft Ihr mir nicht anrechnen, Mylady! Aber freilich, Lady Louisa, Sir Donalds Mutter, sie fürchtete sich auch vor der armen Granny!“

„Ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen!“ rief Elisabeth fest. „Gar nicht, nicht die Spur! Aber ich dränge mich niemand auf, der mich nicht mag.“

„Gerad' aus, Mac Catrine!“ krächzte der Rabe, der eben aufgewacht war.

„Schweig', Peter!“ gebot die Alte ärgerlich, und ihre

schwarzen Augen blitzten zu Elisabeth hinüber, welche sich aber durch den indirekten „Befehl“ nicht abschrecken ließ.

„Ich verlange auch nicht, daß Sie mich lieben sollen,“ fuhr sie ruhig fort. „Aber ich weiß, daß Sie Sir Donald lieben und daß Sie für ihn alles thun würden, was in Ihren Kräften steht. Hab' ich recht?“

„Was kann ich thun? Ich bin schwach und hundert Jahre alt,“ murmelte Mrs. Mordax, sich mit der Schlauheit des Alters und ihrer Rasse sofort vorsichtig hinter ihre natürlichen Schanzen zurückziehend.

„Sie sollen nichts weiter thun, als schweigen,“ entgegnete Elisabeth langsam und bedeutungsvoll. „Sie werden wissen, was ich meine. Man schreibt Ihnen prophetische Blicke in die Zukunft zu und in Ihren Gesichten spielt das Ende des Hauses Mac Catrine eine große Rolle. Das mag sein, und es soll Ihnen niemand Ihre Gesichte wehren, nur Sir Donald soll damit verschont bleiben, denn diese Dinge üben einen unheilvollen Einfluß auf ihn aus, er wird trübsinnig gemacht und mit der Zeit muß das seinen Geist umnachten. Sie wollen aber doch wohl nicht, daß Sir Donald in geistige Nacht verfällt, nicht wahr?“

„Wie kann ich's hindern?“ murmelte die Alte.

„Indem Sie schweigen,“ wiederholte Elisabeth ernst, feierlich. „Wenn Sie in der That dem Hause Mac Catrine so treu ergeben sind, wie Sie vorgeben, so behalten Sie Ihre Gesichte für sich. Ich bin eigens zu Ihnen gekommen, um Sie darum zu bitten. Sie thun Ihrem Herrn einen unberechenbaren Schaden, wenn Sie ihm fortwährend das Ende seines Hauses prophezeien, denn dieses Ende ist nur durch seinen Tod zu erreichen, und der liegt in Gottes Hand. Der geistige Tod ist aber viel, viel schlimmer. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?“

Die Alte lehnte sich zurück.

„Das liegt nicht bei mir,“ sagte sie scharf. „Meine Gesichte lassen sich nicht gebieten.“

„Aber Ihre Zunge!“ vollendete Elisabeth sehr laut und bestimmt.

„Ich bin hundert Jahre alt,“ erwiderte die Alte unbehaglich. „Ich habe das Recht, zu reden, was mir gut dünkt.

Sir Donalds Mutter hatte nicht gewagt, mir solch Ansinnen zu stellen."

„Nun denn, ich, Sir Donalds Frau, wage es aber!" entgegnete Elisabeth empört, aber vollkommen beherrscht. „Und wenn Sie auf meine Bitte nicht hören, dann befehle ich Ihnen, meinem Gatten von heut ab keines Ihrer Gesichte mehr zu erzählen."

Mrs. Mordax lachte als Antwort, ein seltsames, mißtönendes Lachen, das wie aus der Ferne klang.

„Befehlen! Ich bin hundert Jahre alt, mir befiehlt kein Mensch mehr!"

„Doch, ich thue es, ich bin die Herrin auf Catrine Castle!" rief Elisabeth mit heller Stimme.

„Nicht mehr lange, nicht mehr lange," wimmerte die Alte. „Noch ein paar Monate, dann ist es vorbei mit den Mac Catrine. Dann tragen sie den letzten hinab in die Gruft unter der Kapelle und Granny Mordax bleibt allein zurück, ganz allein in dem großen Schlosse, das Andenken der Mac Catrine zu hüten, bis auch sie eingeht zur ewigen Ruhe in zehn langen Jahren. Hundertundzehn Jahre wird Granny Mordax alt — der Schäfer Macduff hat es in einem Gesichte gesehen! Habt Ihr's gehört, Mylady? Hundertundzehn Jahre!"

„Frau," rief Elisabeth aufstehend und ihre Hand auf die Schulter der Greisin legend, „Frau, seid doch nicht so unvernünftig! Ich meine nicht wegen Ihrer hundertundzehn Jahre — meinetwegen könnten Sie zweihundert alt werden. Aber wenn das eintreten sollte mit dem neuen Jahrhundert, wenn Sir Donald sein Geschlecht beschließen sollte, was nur Gott allein wissen kann, und ich selbst auch nicht da wäre, so würden sich doch Erben zu Catrine Castle finden. Oder glaubt Ihr die Erbin zu sein, Granny Mordax?"

„Granny Mordax bleibt ganz allein auf Catrine Castle zurück," erwiderte die Alte mit einem scheelen Blick auf die weiße Hand, die auf ihrer Schulter lag. „Liegen die Mac Catrine erst alle in ihrer Gruft, dann ist die arme Granny Herrin hier, bis sie stirbt."

„Ihr täuscht Euch oder werdet getäuscht," sagte Elisabeth fest und ruhig. „Ich bin Sir Donalds Erbin und die Herrin

bin ich, — so oder so. Wenn Ihr mir nicht glaubt, fragt doch Sir Donald. Es ist so. Und nun versprecht mir, Eure Gesichte für Euch zu behalten und Sir Donald nicht mehr damit zu beunruhigen!"

Mit einer Kraft, die Elisabeth der Greisin nicht zugetraut hätte, schüttelte sich diese die Hand von ihrer Schulter und schlug mit ihren dünnen, zitternden Fingern danach.

„Laßt mich in Ruhe — ich will schlafen!" sagte sie, sich im Stuhle zurücklehnend und ihre Augen schließend.

„Schlafen können Sie noch genug, Mistreß Mordax," erwiderte Elisabeth durchaus beherrscht. „Sagen Sie Ja, und ich werde Sie nie wieder belästigen. Aber ich bin in schwerer Sorge um Sir Donald, auf den Ihre Gesichte einen so tiefen und unheilvollen Eindruck machen. Und ich liebe meinen Gatten viel zu sehr, um ihn diesen Eindrücken nicht entreißen zu wollen. Antworten Sie mir! Oder sind Sie von Stein, daß Sie Ihren gütigen Herrn langsam zu Tode quälen, ihn geistig morden wollen? Beten Sie vielmehr zu Gott, daß er Ihnen erhalten bleibt!"

„Ich thue, was ich will, ich bin hundert Jahre alt," murmelte die Greisin. „Laßt mich schlafen!"

Fast hätte Elisabeth ihre Selbstbeherrschung verlassen, daß sie Hand an das elende bißchen Mensch vor ihr gelegt und die alte Frau geschüttelt hätte in ihrer Empörung. Aber zum Glück beherrschte sie sich und setzte sich nicht ins Unrecht, doch sie floh förmlich das Turmzimmer, in welchem der krasseste Aberglaube in Gestalt dieser gebrechlichen alten Frau saß und erbarmungslos und systematisch sein eisernes Scepter schwang. Bisher war Elisabeth überzeugt gewesen, daß Granny Mordax selbst an ihre Gesichte glaubte und von ihnen durchdrungen war — jetzt kamen ihr Zweifel. Die Alte hatte alles, was sie wollte, mit ihren Gesichten bisher durchgesetzt — war's da nicht ganz natürlich oder doch einfach menschlich, daß diese Gesichte ihr kamen, wie es ihr paßte? Aber was hatte sie davon, das Ende des Hauses herbeizuwünschen, von dem sie abhängig war mit Dach und Brot? War das nur eine kindische Vorstellung oder lag dem etwas Thatsächliches zu Grunde? —

Elisabeth erzählte ihrem Gatten natürlich von dem Besuch, den sie bei Granny Mordax gemacht, ohne auf dessen besondere Ursache einzugehen, und wie sie die sonderbare Idee hätte, sich als Herrin von Catrine Castle zu betrachten — vom neuen Jahrhundert an.

„O," erwiderte Sir Donald, „das ist ja natürlich eine Uebertreibung. Aber, siehst du, Liebste, ganz ohne Grund redet Granny nicht, deren altes Hirn, wenn sie wacht, doch manchmal die Sachen etwas durcheinander wirft, so klar wie sie sonst ist, wenn sie ihre Gesichte hat. Mein Vater glaubte nicht nur an die Weissagung der Lady Maud, er glaubte auch an die Gesichte von Granny Mordax, und nicht ohne guten Grund, denn sie hat ihm viele Dinge vorausgesagt und viele Warnungen erteilt, ohne die er oft Schaden gelitten hätte. Nun aber bestätigen die Gesichte der alten Frau seit vielen, vielen Jahren die Prophezeiung der Lady Maud, und da Granny Mordax deren Erfüllung noch um zehn Jahre überleben will, so hat mein Vater ihr testamentarisch die Residenz und Nutznießung von Catrine Castle bis zu ihrem Tode angewiesen. Meine Erbin, Elisabeth, bist du, im Falle ich — vor dir sterbe, und als solche bist du verpflichtet, meines Vaters Willen zu erfüllen, durch den er die alte Dienerin und treue Freundin seines Hauses ehrt."

„Und Granny Mordax kennt diese Bestimmung?"

„Mein Vater hat sie ihr selbst vor seinem Tode mitgeteilt."

Jetzt verstand Elisabeth natürlich alles, jetzt fühlte sie auch erst den versteckten Hohn in Granny Mordax' anmaßenden Reden, die den Beweis lieferten, daß die Alte gar nicht wirr im Kopfe, sondern im Gegenteil äußerst klar war, und so schändlich Elisabeth selbst auch ihr Verdacht schien, sie konnte doch den Gedanken nicht los werden, daß Granny Mordax ein sehr gewichtiges Interesse am Ende des Hauses Mac Catrine hatte und systematisch darauf hin arbeitete mit ihren sogenannten Gesichten.

Eine Andeutung aber, die Elisabeth darüber ihrem Gatten machte, wurde von diesem entschieden abgewiesen: für die Mac Catrine war Granny Mordax ein Heiligenbild, das als die direkte Vermittelung dieses Hauses mit Gott selbst betrachtet

wurde, — an diesem Schrein war noch weniger zu rütteln, als an der Prophezeiung.

Und Granny Mordax fuhr fort, Gesichte zu haben, und Sir Donald ging täglich, sie zu sehen und den Weissagungen der Sibylle zu lauschen.

„Es ist erstaunlich,“ bemerkte Elisabeth eines Tages, als ihr Gatte mit recht nachdenklichem Gesicht von diesem Besuche zurückkam, „es ist erstaunlich, in welch fremder, anderer Welt der Geist dieser alten Frau beständig leben muß. Was sieht sie denn jetzt in ihren Gesichten?“

„O, fast immer das Gleiche,“ erwiderte Sir Donald ausweichend.

„So. Und daneben, was?“ fragte Elisabeth gespannt.

„Es ist — ich weiß nicht recht — seit einigen Tagen sieht sie immer eine Person, die ‚zu viel ist auf Catrine Castle‘,“ antwortete Sir Donald, der sehr wahrhaftig war und dem es schwer wurde, eine direkte Frage indirekt zu beantworten.

„Wie interessant!“ rief Elisabeth. „Und sie sagt nicht, wer diese Person ist?“

„Nein. Sie sagt, sie könne sie nicht erkennen. Man kann nicht recht klug daraus werden.“

„Wart' es nur ab, Donald. Wenn es Zeit sein wird, daß die verhüllenden Nebel sich mit Anstand teilen können, wird Granny Mordax dir die Person schon nennen, die ihr ‚zu viel ist auf Catrine Castle‘. Ich habe zwar keine Gesichte, aber ich sehe sie, die ‚Person‘ nämlich, so vor mir, wie ich dich sehe.“

„Du sprichst in Rätseln, Elisabeth!“

„Das ist das Vorrecht der Seher, Donald. Aber du hast mich schrecklich neugierig gemacht und deshalb werde ich dich von jetzt ab immer zu Granny Mordax begleiten. Aber so, daß sie mich nicht sieht, denn da sie mir nicht grün ist, würde sie mich ihrer Gesichte nicht würdigen, weißt du!“

„Wie du willst, Elisabeth. Schon um dich zu überzeugen, sollst du mich begleiten. Denn aus deinem Tone klingt der Unglaube.“ —

Schon am selben Tage hatte Elisabeth Gelegenheit, Granny Mordax' Stube wieder zu betreten, denn Sir Donald wurde

schleunigst zu ihr geholt, weil sie Zuckungen hatte und man in Angst um die Greisin war.

„Aha,“ sagte Elisabeth trocken. „Die Nebel teilen sich. Nun paß' 'mal auf, was du für eine Ueberraschung haben wirst!“

Schon draußen vor der Thür hörte man die zitternde Stimme der Alten in scheinbar heftiger Erregung, unterbrochen von dem Krächzen des Raben, der sich das natürlich nicht bieten lassen konnte, ohne lebhaft mitzureden, so sehr er sonst die Ruhe liebte.

Die Dienerin hinausschiebend, die ihm die Thür öffnete, trat Donald in das Turmzimmer und Elisabeth schlüpfte leise hinter ihm drein und kauerte hinter dem Lehnsessel nieder, ungesehen von Granny Mordax, welche mit weit ausgestreckten Armen da saß und ihren alten, schwachen Leib zuckend hin und her schnellte.

„Donald Mac Catrine! Donald Mac Catrine! Wo bist du, Donald Mac Catrine?“ schrie sie mit ihrer schwachen, zitternden Stimme. „Bist du da? Gottlob, daß du da bist — Todesangst verzehrt mich um dich. Gefahr, Gefahr, Gefahr lauert dir nahe, o so schrecklich nahe! Die Schleier fallen, die Wolken teilen sich — — ich kann sie sehen, die schattenhafte Gestalt, die zu viel ist auf Catrine Castle! Ich sehe sie, sehe ihre lichten Haare und ihre weiße Stirn mit dem Kainszeichen darauf — und die dreisten Augen, die zornig auf die arme alte Granny gefunkelt! Und einen Schlangenleib hat sie, der sich um dich ringelt, Donald Mac Catrine, und dich erdrückt. Wehe, wehe, wehe über dich und über uns alle, wenn du sie nicht hinaustreibst aus dem Hause deiner Väter! Aber du hast ein zu weiches Herz, Donald Mac Catrine, und sie sagt, sie ist die Herrin, weil du sie, der Prophezeiung wegen, zu deinem Weibe gemacht! Schicke sie herauf zu mir, hörst du, Donald Mac Catrine? Heute noch schicke sie mir — Granny Mordax ist nur ein altes, altes schwaches Weib, aber für die Mac Catrine hat sie Riesenkräfte, sie wird der Schlange mit dem blonden Haar und dem Kainszeichen von ihrem Weine zu trinken geben und die Schlange wird schlafen — schlafen — schlafen. Und wird nicht mehr aufwachen. Nie mehr.

Laßt sie doch kommen, die Gerichte! Was wollen sie denn einer thun, die hundert Jahre alt ist? Gefahr — Gefahr — Gefahr!"

Granny Mordax heulte ihr drittes „Gefahr!" in die leere Stube hinein, denn Donald hatte schon vorher das Turmzimmer verlassen und war blaß wie der Tod hinabgeeilt, gefolgt von Elisabeth. Und als er sich drunten in seinem Zimmer mit der Hand vor den Augen in den ersten, besten Sessel warf, da sagte sie, vor ihm stehend:

„Hast du nun genug von Granny Mordax' Gesichten, Donald? Und hab' ich dir nicht gesagt, daß ich die Person kenne, die ihr zu viel ist hier? Daß ich das bin, weiß ich schon längst. O, sie ist sehr schlau, sehr klug, eure Familienseherin — die hat beim ersten Male gesehen, daß ich schwer zu fangen bin, und bei meinem zweiten Besuch hat sie gewußt, daß ich sie durchschaue. Natürlich bin ich ihr da ‚zu viel'. Daß du mich nicht so einfach ‚fortjagen' kannst, das sieht sie ja selbst ein, so thöricht ist sie nicht, das zu glauben. Nun, Donald, so lache doch mit mir über die intrigierende alte Frau dort oben! Du siehst nicht einmal auf? O, Donald, nun weiß ich, wie es kommt, wie es kommen muß! Du wirst widerstehen, so lange Granny Mordax nicht befiehlt — aber sie wird befehlen, morgen vielleicht schon! Deine Mutter hat sich vor ihr gefürchtet und dein Vater hat gethan, was sie in ihren ‚Gesichten' befohlen — um der elenden Nutznießung von Catrine Castle wegen hetzt sie dich durch Suggestion in den Tod und räumt mich zuvor aus dem Wege, weil sie mich fürchtet! Ein plumper Plan, Donald, plump und durchsichtig, daß ihn ein Kind durchschauen kann, aber Granny Mordax ist ihrer Macht über die Mac Catrine so sicher, daß ihr nicht bange ist vor einem Mißlingen. Und du wirst also thun, was sie begehrt?"

„Nein!" schrie Sir Donald auf, indem er aufsprang und seine schöne junge Frau an sich drückte, als sollte sie ihm jetzt schon entrissen werden. „Nein! Das wird nicht geschehen! Es hätte deiner Worte nicht bedurft, Liebste! Ich mußte mir nur die Augen zuhalten, weil das Licht, das plötzliche Licht zu grell war. Granny Mordax wird mich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen!" —

„Gott sei gelobt und gepriesen!“ murmelte Elisabeth, ihre Arme um seinen Hals schlingend. Und nun gaben ihre aufs höchste angespannt gewesenen Nerven nach und sie brach in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus.

Sir Donald hielt sein Wort. Er stieg nicht mehr in das Turmzimmer hinauf, in dessen Besitz die Greisin blieb und so viel „Gesichte“ dort haben konnte, als ihr beliebte. Aber er verhehlte sich nicht, daß die Hundertjährige eine ständige Gefahr blieb, weil ihre Umgebung ebenso gewohnt war, ihr zu gehorchen, wie die Mac Catrine. Als er Gelegenheit nahm, mit Mordax, dem Butler, der Alten Enkel, darüber zu sprechen, da erfuhr er freilich, daß man in der Familie die Grenzen zog, die sein Haus längst niedergerissen.

„Man muß sie reden lassen und sich nicht weiter darum kümmern, Sir Donald,“ sagte der bei den Mac Catrine ergraute Diener. „Alte Leute haben ihre Schrullen — das Beste ist, man läßt sie dabei, man sagt ‚ja, ja‘ und thut dann, was recht ist und was man verantworten kann.“ —

Sir Donald meinte, das sei recht so, aber wenn durch Granny Mordax seiner Frau auch nur ein Haar auf dem Haupt gekrümmt würde, dann müsse er die verantwortlich dafür machen, die ihre Ideen zur Ausführung brächten, und daß dies unnachsichtlich geschehen würde, dafür verpfände er sein Wort, worauf der Butler sehr ruhig und respektvoll versicherte, daß Lady Mac Catrine ruhig schlafen könnte, denn in seiner Familie betrachte man lange schon die „Gesichte“ von Granny Mordax als nichts Uebernatürliches mehr, sondern nur als das Mittel zu den Zwecken der schlauen alten Frau. Diese Erklärung hätte füglich als moralisches Sturzbad auf Sir Donald wirken müssen; dem war aber nicht so. Er faßte sie vielmehr auf als die Ignoranz der Ungebildeten einer höheren Macht gegenüber und in seinem Herzen blieb der Glaube an Granny Mordax' übernatürliche Gaben, die er nur floh, weil sie ihm das Liebste schädigen wollte, was er auf der Welt besaß: Elisabeth.

„Granny Mordax bleibt, wo sie ist, im Vollgenuß aller ihrer Privilegien und verbrieften Rechte,“ sagte er zu seiner Frau. „Sie anderswohin zu verpflanzen, hieße uns nur ins Unrecht und in den Ruf der Pietätlosigkeit setzen, denn sie

ist hundert Jahre alt. Und du mußt mir versprechen, daran nichts zu ändern, wenn — wenn — nun, nach dem Anbruch des neuen Jahres!"

„O, Donald — nachdem du weißt, was Granny Mordax' Gesichte wert sind!" rief Elisabeth vorwurfsvoll.

„Ich spreche nicht von ihr, Liebste. Die Prophezeiung besteht schon seit mehr als vierhundert Jahre vor Granny Mordax' Geburt, und Lady Maud trifft nicht der Vorwurf, die ihr eigne Gabe der Hellseherei zu ihren Zwecken mißbraucht zu haben."

„Das ist wahr, Donald! An die Prophezeiung hatte ich nicht gedacht. Aber zu ihrer Erfüllung fehlt die Hauptbedingung, wie du weißt."

„Ich hoffe es, Elisabeth, ich hoffe es von ganzem Herzen, denn wie ungern ich jetzt die Welt verließe, das mußt du selbst ja am besten wissen. Und wenn ich diese eine Hoffnung nicht noch hätte, müßte ich ja wahnsinnig werden, dann wäre ich schlimmer daran, als der Verurteilte, der doch erst wenige Stunden vor seinem Tode erfährt, daß er sterben muß!" —

Nun, auf Donalds Hoffnung baute Elisabeth auch die ihrige auf und sie war sehr zuversichtlich geworden, seit Granny Mordax ihren eigenen Einfluß selbst zerstört hatte mit der so oft wahrzunehmenden Eigentümlichkeit des hohen Alters, das in jüngeren Leuten leichtgläubige Kinder sieht, denen man jedes Märchen als eine wahre Geschichte erzählen kann. Donalds Geist frisch und heiter zu erhalten, schien Elisabeth nun die vornehmste Aufgabe, und da sie selbst beide Eigenschaften in so reichem, erquickendem Maße besaß, so konnte es ihr nicht zu schwer fallen, ihren Gatten davon profitieren zu lassen. Und das schien ihr nun nach dem erledigten Kapitel „Granny Mordax" auch bestens zu gelingen: Sir Donald war wieder heiterer und zugänglicher geworden, und da wiederum herrlich einsetzendes Herbstwetter den verlängerten Aufenthalt im Freien gestattete, so schien dies auch physisch günstig auf ihn zu wirken. Die länger werdenden Abende wurden angenehm mit Lektüre und Musik verbracht. Donald war ein recht geübter Cellospieler, Elisabeth hochbegabt und trefflich ausgebildet als Pianistin, und als sie noch entdeckte, daß der Ortsgeistliche ein

leidenschaftlicher Violinspieler war, so verschrieb sie Terzette, deren Uebung allein schon ein angenehmer und vollauf beschäftigender Zeitvertreib war.

So verstrich die Zeit. Der November brachte scharfen Frost und Schnee und damit Gelegenheit zum Schlittschuh- und Skilaufen, welch letzterer, von Norwegen importierte Sport von dem jungen Paare mit Leidenschaft betrieben wurde, und der Beginn des Dezembers brachte gar einen unerwarteten Besuch, den Professor Magnus Fuchsius, Elisabeths Onkel, der Vorträge in Londoner archäologischen Gesellschaften gehalten hatte und diese Gelegenheit ergriff, sich mit seinem neuen Neffen bekannt zu machen.

Wer sich unter Herrn Fuchsius den typischen deutschen Professor aus den „Fliegenden Blättern" vorstellte, der ward freilich arg enttäuscht, aber nicht gerade unangenehm. Der Mann war der personifizierte Urtypus des Germanen, riesengroß, breitschulterig, dem der mächtige rote, freilich schon stark graumelierte Vollbart bis auf die Mitte der Brust herabhing. Seine Stimme, ein rollender Sarastrobaß, dröhnte mit der seinem Körper entsprechenden Klangfülle durch die Räume, und wenn er flüsterte, war's immer noch, als redete er mit lauter tauben Leuten. An Onkel Magnus war, wie sein Vorname, alles groß: der Geist, der Körper, die Begabung, die Stimme und — nicht zum wenigsten — der Appetit und der Durst, und wenn er in einem Restaurant erschien, dann standen bald die Kellner entgeistert hinter ihm und staunten den Magen an, der im stande war, Nahrung in flüssiger und fester Form in diesen Mengen zu sich zu nehmen. Das baulich und historisch interessante Catrine Castle konnte natürlich nicht verfehlen, den Professor zu fesseln und stellenweise zu begeistern, — zu Vorträgen nämlich, die er mit einer Stimme zum Besten gab, als müsse er die Paradeaufstellung eines Armeekorps kommandieren. Elisabeth war schon nach einer halben Stunde nach Onkel Magnus' Erscheinen halb taub, aber Donald amüsierte sich sichtlich, und darum segnete sie die Ankunft dieses Verwandten, den sie selten genug in ihrem Leben gesehen, segnete sie mit der Kurzsichtigkeit, an der wir armen Menschenkinder nun einmal zu leiden geboren sind, bis uns das Schicksal die Brille aufsetzt,

durch die wir mit einem Male mit erschreckender Klarheit sehen, daß wir etwas erwünscht, ersehnt, gesegnet und gepriesen haben, was für uns das genaue Gegenteil bedeutet.

Denn als die Mac Catrines mit ihrem Gaste nach dem Diner um das Kaminfeuer im Rauchzimmer saßen, weil der Professor eine umfangreiche Pfeife schmauchen und deren Duft ungeniert in den Salon verpflanzen wollte, da brachte Elisabeth selbst die Rede auf Onkel Magnus' Aufenthalt in Dänemark, indem sie bedauerte, daß diese Reise seine Anwesenheit bei ihrer Hochzeit verhindert. Der Professor, im allgemeinen ein leidlich höflicher Mensch, bedauerte das auch, trotzdem seine Abneigung gegen gesellige Zusammenkünfte ohne ersichtlichen Zweck, wozu er als eingefleischter Junggeselle sonderbarer- und logischerweise auch die Hochzeiten rechnete, in der Familie bekannt und berühmt war. Zudem erklärte er die wissenschaftliche Ausbeute in Dänemark für so hochbefriedigend, daß sein höfliches Bedauern dadurch erheblich an Wert verlor, was Elisabeth nicht wenig amüsierte.

„Uebrigens," fuhr der Professor dröhnend fort, „übrigens habe ich bei der Gelegenheit noch eine andere interessante Entdeckung gemacht, den Ursprung unserer Familie betreffend, deren Spuren ich nicht nur mit Erfolg nachgegangen bin, sondern im Besitz eines Hauses, das dem unsern durch mehrfache Heirat nahe getreten war, Dokumente und Briefschaften entdeckt habe, die klar und zweifelsohne nachweisen, daß wir Fuchsius nicht aus Dänemark stammen, sondern dort nur von England in der Person eines gewissen Ritters Amyas Fox eingewandert sind, der sich später mit der Dänin Anna Magnusson vermählte, die wir als unsere Ahnfrau schon kennen. Von ihr sind zweifellos jene Dokumente ihrer Familie zur Verwahrung übergeben und bei der Auswanderung nach der Mark Brandenburg vergessen worden!"

„Nein, wie seltsam!" rief Elisabeth interessiert und ohne zu bemerken, daß Sir Donald aufgefahren war und den Professor mit sonderbarem Blicke ansah. „Wie hätte ich mir's träumen lassen, englisches Blut in den Adern zu haben!"

„Na, damit ist nun weiter gerade kein Staat zu machen," schrie der Professor, „denn der Grund, weshalb Sir Amyas

Fox die Heimat verließ, ist gerade kein sehr ehrenhafter. Nach den Aufzeichnungen von der Hand seiner Frau, welche übrigens eine für ihre Zeit und Verhältnisse sehr gelehrte Dame war, da sie lateinisch und gut lateinisch schreibt, wäre ihr Gatte zu London in eine Verschwörung zur Entthronung der Königin Elisabeth zu Gunsten der gefangenen Maria Stuart verwickelt gewesen, und um sein Leben nach Entdeckung dieser Verschwörung zu retten, hat er die Feigheit begangen, einen völlig Unschuldigen, der gerade als Gast bei ihm weilte, als Verschwörer zu denuncieren und die dadurch gewonnene Zeit dazu benutzt, um zu entfliehen. Daß ihn sein ganzes Leben lang die Reue über diese schändliche That geplagt, macht diese darum nicht besser!"

Sir Donald war schon vor den letzten Worten des Professors aufgesprungen.

„Und der Name des verratenen Gastfreundes?" fragte er heiser.

„Ist voll nicht genannt," erwiderte der Professor befremdet. „Es wird von ihm nur als eines ‚Sir John aus Schottland' gesprochen!"

„Hörst du's, Elisabeth!" rief Sir Donald mit mächtiger Bewegung. „Das letzte Glied der Kette — die Hauptbedingung zur Erfüllung der Weissagung! Nun ist das Ende des alten Hauses da — es gehe in Frieden ein. Halleluja!"

Und seiner selbst kaum mehr mächtig, mit schwankenden Schritten wie ein Trunkener, verließ Sir Donald das Zimmer, gefolgt von den völlig entgeisterten Augen seiner totenblaß gewordenen Frau.

Der Professor sah ihm höchst befremdet nach.

„Sollte dein lieber Mann zufällig übergeschnappt sein?" fragte er pikiert. Aber nun löste sich Elisabeths Starrheit.

„O Onkel Magnus — was hast du gethan!" jammerte sie mit gerungenen Händen, und als der Professor sich immer befremdeter dagegen verwahrte, überhaupt etwas gethan zu haben, da erzählte sie ihm die ganze Geschichte von der Prophezeiung. Das interessierte den guten Onkel Magnus nun mächtig, wenn auch in anderem Sinne, als Elisabeth erwartet hatte.

„Das Dokument muß ich sehen," rief Onkel Magnus mit

voller Entfaltung seiner Stimme. „Das ist 'was für mich! Und ein Wachsbildnis der Prophetin habt ihr hier, sagst du? Muß ich erst recht sehen — schlägt ja beides in mein Spezialfach. Menschenkind — so 'was zeigt man einem Professor der Archäologie doch nicht erst morgen, wenn man's ihm heute zeigen kann!" —

Elisabeth, die über das gänzliche Mißverstehen dessen, was ihr Herz mit Angst und Sorge erfüllte, empört war, durchzuckte jetzt ein Gedanke.

„Onkel," sagte sie aufstehend, „Onkel, du bist ein berühmter Mann und eine Autorität in deinem Fache, ich weiß es, darum verzeih' mir im voraus, wenn ich dich frage, ob du mit absoluter Sicherheit die Echtheit eines Schriftstückes angeben kannst!" —

„Schlecht ausgedrückt, Nichte! ‚Echt' muß ein Schriftstück immer sein, wenn's nicht gedruckt oder sonst mechanisch imitiert ist. Du willst jedenfalls sagen, ob ich im stande bin, zu erkennen, ob ein Schriftstück das vorgegebene Alter hat oder ob sein Inhalt untergeschoben, beziehungsweise apogryph ist, nicht?" —

„Genau so, Onkel! Ich habe mich in der Aufregung nur nicht richtig ausgedrückt." —

„Eben ihr Frauenzimmer drückt euch selten oder nie so aus, daß ihr damit den Kern der Dinge erfaßt. Natürlich kann ich das über jedes Schriftstück sagen! Das ist mein Beruf; dafür werde ich bezahlt, denn du weißt, daß ich in schwierigen Fällen allemal als Sachverständiger konsultiert werde." —

„Also! Willst du hier ein wenig warten, Onkel? Donald muß das Dokument erst herausgeben!" —

„Geh', meine Tochter. Ich habe inzwischen meine Pfeife." —

Elisabeth fand ihren Gatten in seinem Zimmer eingeschlossen, doch öffnete er, als sie ihn anrief.

„I wo! Hier werden keine Grillen gefangen," sagte sie scheinbar heiter, sich an ihn schmiegend. „‚Sir John aus Schottland' ist doch eine etwas rätselhafte Persönlichkeit, nicht wahr? Da brauchen wir schon Positiveres, als dieses scheinbare Zusammentreffen der Thatsachen. Das besprechen wir aber ein

andermal, Donald, denn heut' mußt du dich absolut zusammennehmen, weil der Onkel schrecklich empfindlich ist und es dir enorm übel nehmen würde, wenn du dich so plötzlich zurückziehst. Daß dies wegen der Prophezeiung geschieht, läßt er nicht gelten — wir sind in dieser Beziehung eben eine schrecklich ungläubige Rasse, wir Fuchsius. Aber sehen möchte der Onkel gern das Original der Prophezeiung, wenn's dir nicht widerstrebt, sie ihm, dem Fremden, zu zeigen!" —

„Der Onkel meiner geliebten Frau ist kein Fremder für mich," erwiderte Sir Donald, sie leidenschaftlich an sich drückend.

„Laß Licht in die Bibliothek bringen, ich folge gleich nach!" —

Elisabeth dankte ihm mit einem innigen Blick, der mehr als Worte sprach, und während sie ihre Befehle gab, betete sie heiß zum Himmel, daß ihr Einfluß über das Vorurteil siegen und der gute Onkel wenigstens einige Zweifel äußern möchte, wie es sich für einen „Kenner" gebührt, der schon aus Grundsatz nicht alles von vornherein gelten lassen darf.

Als sie dann den Professor samt seiner Pfeife in die Bibliothek holte, erwartete sie dort schon Sir Donald, der auf dem großen, von einer Hängelampe erleuchteten Mitteltisch den Glaskasten mit der Wachsbüste und die gotische Truhe mit der Weissagung aufgestellt hatte.

„Verzeihen Sie mein sonderbares Benehmen vorhin," sagte er, dem Professor entgegentretend und ihm die Hand reichend. „Elisabeths Erklärung wird Ihnen das Verständnis dafür gegeben haben." —

„Schon gut, alter Junge," sagte der längst versöhnte Onkel mit einem zermalmenden Händedruck, aber mit beiden Augen mit den Gegenständen auf dem Tisch liebäugelnd. „Hat jeder seine kribbelige Stelle. Wußte nicht, daß ich sie gerade berührte. Lassen Sie 'mal sehen, was Sie dort haben! Hm! Kann man die Büste aus dem Kasten nehmen?" —

Das konnte man nun sehr leicht, und der Professor fiel mit förmlicher Gier darüber her, sie von allen Seiten betrachtend.

„Man nimmt an," sagte Sir Donald, die Hand auf der

Truhe, „daß die Büste als Grab-Bildnis gleich nach dem Tode der Lady Maud modelliert wurde, wie es ehedem Sitte war. Die Ausführung in Marmor oder sonstigem Stein ist vielleicht aus Mangel an geeigneten Kräften hierzu unterblieben, oder das Bildnis war überhaupt nur als Grabesschmuck gedacht. Die Büste wurde auf dem Kirchboden der nahen Abtei im Anfang dieses Jahrhunderts gelegentlich eines Umbaues entdeckt. In dieser Abtei liegt Lady Maud auch begraben."

Der Professor betrachtete immer noch die Büste von allen Seiten und fuhr mit dem Finger über die unter der Brust eingegrabene Inschrift.

„Sehr interessant!" sagte er endlich mehr für sich, als für die anderen. „Rohe, unfertige Arbeit, aber voll Talent, voll bedeutendem Talent. Sehr interessant — im Norden Schottlands ein Werk zu finden, das so augenscheinlich unter dem Einfluß des Italieners Donatello steht! Höchst merkwürdig!"

„Aber Onkel!" rief Elisabeth mit heller Stimme, in der es sonderbar schwankte, „Donatello hat doch, soviel ich aus meinen kunstgeschichtlichen Kursen noch weiß, von Anfang vierzehnhundert bis vierzehnhundertsechsundsechzig gelebt, während Lady Maud schon dreizehnhundertundsiebzig gestorben ist!"

„So? Ist ihre Sache, geht mich nichts an," murrte der Professor unbewegt. „Wenn der Mann, der das gemacht, kein Schüler Donatellos war, dann hat er doch genug Werke dieses Meisters gesehen, um sich nach ihnen zu bilden. Die Inschrift ist auch ganz der Zeit entsprechend, das heißt die Form der Buchstaben."

So sprechend, drehte der Professor die Büste um und betrachtete genau die glatte, breite Standfläche derselben. Dann deutete er auf eine Linie eingeritzter Buchstaben an der Schmalseite derselben.

„Da habt ihr den Beweis," rief er triumphierend. „Nee, Kinder, da müßt ihr früher aufstehen, wenn ihr Magnus Fuchsiussen eine Arbeit des Cinquecento für ein mittelalterliches Kunstwerk aufreden wollt!"

Und was keinem eingefallen war, zu suchen und nachzulesen, das war dem scharfen Auge des Archäologen sofort auf-

gefallen, nämlich die sogenannte Künstlermarke, die da, wenn auch nicht deutlich, so doch bei einiger Mühe immerhin lesbar dastand: „Pater Andreas Fergus, genannt der Italiener, fecit 1509.“

„Ein kunstfertiger Mönch, der als Laie wahrscheinlich Bildhauer gewesen und als solcher Italien besucht hat,“ erklärte der Professor.

„Also nur ein Idealbildnis der Lady Maud,“ meinte Elisabeth mit einem Blick auf ihren Gatten.

„Nur ein Idealbildnis in Donatelloscher Manier,“ bestätigte Onkel Magnus. „Aber interessant, höchst interessant! Werde morgen mit eurer Erlaubnis ein paar photographische Aufnahmen davon machen.“

„Gern,“ sagte Sir Donald ruhig. „Ob Lady Mauds Porträt oder nur ein Idealbildnis von ihr, das thut nichts zur Sache. Mir schien selbst manchmal, als ob diese Büste der Zeit nicht entspräche, aber ich bin kunstgeschichtlich nicht gebildet genug, um sagen zu können, was den Unterschied macht. Die Büste mag trotzdem ihren Ehrenplatz behalten.“

„Kann sie auch — sie ist immerhin ein interessantes Objekt,“ sagte der Professor. „Und nun zu dem Dokument. In dieser Truhe ist's? Lassen Sie 'mal sehen! — Hübsche Arbeit. Mittelalter. Zweifellos echt. Werde sie auch photographieren. Schloß aus späterer Zeit — ist 'mal erneuert worden — hm — sehr viel später. Na, 'raus mit dem Pergament!“

Sir Donald nahm die Pergamentrolle heraus und breitete sie auf dem Tische aus — der Professor zog eine Lupe hervor und versenkte sich in die Lektüre und dann in die Betrachtung des Schriftstückes.

Keins der Drei sprach. Elisabeth stand an dem Tische, jeder Zug ihres Gesichtes gespannt, Sir Donald hatte sich gesetzt und sah teilnahmslos gerade aus. Endlich ließ der Professor die Rechte mit dem Vergrößerungsglas sinken.

„Ja,“ sagte er. „Ueber den Inhalt will ich mir kein Urteil erlauben und auch keine Kritik — es kann jeder in seinem Hause zusammenschreiben, was er will, — das schadet, wenn er's nicht drucken läßt — weiteren Kreisen nicht und geht auch sonst niemand etwas an. Für mich ist nur von

Interesse: Wo ist das Original dieses sonderbaren Elaborats?" —

„Das Original?" wiederholte Sir Donald, während Elisabeths Herz stürmisch zu klopfen anfing. „Das Original liegt vor Ihnen!" —

„I wo!" machte der Professor wegwerfend. „Wenn das Ding hier Dreizehnhundertzweiundsechzig verfaßt wurde, dann schaut es anders aus. Das hier ist eine Kopie." —

„Verzeihen Sie — das ist das verbürgte, von Generation zu Generation in unserm Hause vererbte Original," erwiderte Sir Donald höflich, aber bestimmt. „Es wird, wie Sie sehen, als von der Hand der Lady Maud herrührend, von uns wie ein Heiligtum verwahrt." —

„Dagegen habe ich nichts," rief der Professor grob. „Sie können sich als Heiligtum aufheben, was Ihnen gefällt, meinetwegen das Waschwasser der Lady Maud! Sie können den Wisch hier auch halten, für was Sie wollen, aber mir können Sie nicht weismachen, daß er aus dem Jahre Dreizehnhundertzweiundsechzig stammt. Warum? Nun, weil man damals solches Pergament nicht hatte, wie das hier. Auch die Tinte scheint mir sehr verdächtig, doch dazu gehört eine chemische Untersuchung. Ich halte mich an das Pergament, denn darauf verstehe ich mich. Ergo, dies hier ist eine Kopie aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, oder ich will nicht Magnus Fuchsius heißen!" —

Sir Donald nahm das Blatt auf, rollte es sorgsam zusammen und schloß es wieder in die Truhe.

„Wenn es eine Kopie ist, so muß es ein Original gegeben haben," sagte er ruhig, „und das Original hat man gekannt, als Sir Johns Witwe die Ueberreste ihres Gatten von London brachte und sich an ihnen der erste Teil der Prophezeiung erfüllte. Es ist also ohne wesentliches Interesse, ob dies eine Kopie ist oder nicht!" —

„Doch, Donald, es *ist* von Interesse," fiel Elisabeth sanft und liebenswürdig ein. „Wie können wir ohne das Original wissen, was an diesem Schriftstück echt ist? Was fortgelassen? Was zugesetzt?" —

„Zugesetzt?" wiederholte Sir Donald unsicher.

„Gewiß,“ sagte Elisabeth, seelenfroh über diesen glücklichen Gedanken. „Sieh, wir dürfen an Onkel Magnus' Urteil nicht zweifeln — er ist eine Autorität in diesen Dingen — aber dürfen wir darum auch annehmen, daß diese Kopie richtig ist? Wo ist die Bürgschaft für die Richtigkeit?“ —

„Die liegt schon in der pietätvollen Verwahrung des Dokumentes.“

„Das ist ein schwacher Beweis, Donald. Vielmehr, es ist gar keiner. Du hast mir selbst gesagt, daß der Inhalt der Weissagung dem Erben von Catrine Castle nie vor seiner Großjährigkeit mitgeteilt wurde — nun, in der Zwischenzeit konnte jeder derzeitige Herr daran ändern, was er wollte, dazuprophezeien, was er Lust hatte, das heißt, wozu er sich vom Geiste getrieben glaubte. Einer von ihnen muß doch diese Kopie angefertigt haben! Warum hat er das Original nicht daneben bestehen lassen?“ —

„Unnütze Fragen, Elisabeth!“

„Gar nicht unnütz, sondern sehr berechtigt. Sag' 'mal, Onkel, ließe sich nicht bestimmen, aus welchen Jahren diese Kopie sein kann? Denn haben wir das Jahr, so hätten wir, aus dem Stammbaum, auch den Mann und dann giebt es Chroniken, dickleibige geschriebene Chroniken des Hauses Mac Catrine, aus denen sich vielleicht Einiges darüber erfahren ließe. Ist das richtig gefolgert?“ —

„Ja, aber bis Wolkenkuckucksheim hinein,“ murrte der Professor.

„Ich hab's ja schon gesagt, daß solches Pergament erst Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts gemacht wurde, — es war ganz gut, aber schlechter als das, worauf man früher schrieb, weil ein größerer Verbrauch eingetreten war, und der verschlechtert meist die Ware. Früher ist die Kopie also nicht gemacht worden, wieviel später aber, läßt sich so genau nicht bestimmen.“ —

Damit war nun wenig zu machen, aber für Elisabeth blieb die Hoffnung, den Nachweis einer Fälschung der Weissagung beibringen zu können, der einzige Lichtstrahl in dem Dunkel.

Donald hatte die Entdeckung, daß er zweifellos die Nachkommin desjenigen, der „ihm den Ahn auf das Schafott ge-

bracht", als Herrin in sein Haus geführt, furchtbar erschüttert. Daß der Professor die Weissagung für eine Kopie erklärt, änderte nichts an seinem Glauben an dieselbe; daß bei der Abschrift eine Vermehrung des Textes untergelaufen sei, hielt er für ausgeschlossen, weil bei dem gewaltigen Respekte seines Hauses vor der Prophezeiung kein Mac Catrine gewagt hätte, auch nur einen Deut daran zu ändern. Vielleicht hatte er darin recht, vielleicht aber auch nicht, denn es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die nichts Arges darin sehen, mit ihrer blühenden Phantasie den Dingen eine eindrucksvollere Ausschmückung zu geben, und höchst entrüstet wären, wenn man ihnen sagte, daß dies eine Fälschung der Wahrheit sei.

Professor Magnus Fuchsius reiste nach kurzem Aufenthalt von Catrine Castle wieder ab, um in Edinburgh Studien nachzugehen. Es hatte den Guten höchlich verschnupft, daß Sir Donald einen solch beleidigenden Zweifel in sein Urteil gesetzt, aber er trug diese Kränkung Elisabeth nicht nach.

„Du kannst nichts dafür, daß dein Mann in dieser bornierten Weise in seine Familientraditionen verrannt ist," sagte er beim Abschied mehr wahr und grob als mildernd zu ihr. „Ich kann aber auch nichts dafür und werde seinetwegen das Zeugnis meiner Augen nicht verleugnen. Wenn es dir möglich wäre, mir das Pergament noch einmal vorzulegen, so würde ich dir vielleicht noch mehr davon sagen können, aber eins darf ich dir nicht verschweigen, was mir beim Nachdenken erst später aufgefallen ist: die lateinischen Verse sind mir viel zu glatt und elegant für einen Blaustrumpf des vierzehnten Jahrhunderts. Ich möchte fast meinen seltensten Papyrus darauf verwetten, daß die ein Scholastiker des siebzehnten Jahrhunderts verbrochen hat!"

Elisabeth schüttelte verzweifelt den Kopf. Wie sollte sie zu der sorgsam verwahrten Urkunde gelangen — Donald war zur Herausgabe nicht zu bewegen — und woher sollte sie selbst den Beweis nehmen, daß die Verse der Lady Maud „verbessert" worden waren? Und doch lernte sie diesen Beweis bald als einziges Hilfsmittel schätzen, denn nachdem der Professor fort war und Sir Donald sich vor einem Gaste keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchte, brach er in sich zusammen.

Er schloß sich in sein Zimmer ein und öffnete es selbst nicht mehr auf Elisabeths Verlangen.

„Wozu dich sehen und meinen Schmerz vermehren?“ sagte er auf ihre sanften und liebreichen Vorwürfe. „Meine Zeit ist bald um — es ist besser, ich bereite mich in Einsamkeit darauf vor. Dich aber beständig um mich haben, heißt mich unnütz auflehnen gegen mein unabwendbares Schicksal, mir den Schmerz der Trennung unerträglich machen!“

Elisabeth verfiel nach dieser Erklärung in einen dumpfen Zustand schrecklicher Hoffnungslosigkeit. Ihre Argumente waren erschöpft, die Macht ihres persönlichen Einflusses wurde geflohen und abgelehnt, sie sah mit Entsetzen den Geist ihres Gatten der Nacht einer täglich überhand nehmenden Melancholie verfallen, deren Ende der Wahnsinn sein mußte, der seine schrecklichen Krallen nach ihm schon ausstreckte, um ihn unabweisbar zu fassen in der geheimnisvollen Stunde, wenn das alte Jahrhundert hinüberschlummerte in den Strom der Ewigkeit.

Diese Vorstellung rüttelte Elisabeth wieder aus ihrer Apathie heraus — das durfte nicht geschehen! Die Stunde, da sie sich gerühmt hatte, mit dem Glücke ringen zu wollen bis zum letzten Atemzuge, trat ihr wieder vor die Augen, die Erinnerung daran goß ihr frische Kraft in die Adern — die Angst, die ihr das Herz zusammenpreßte und ihr das Blut erstarren gemacht, löste sich, und der warme Lebensstrom, der sie durchflutete, erfüllte sie mit neuem Mute.

„Ich muß ihn retten, ich muß!“ Das war der einzige Gedanke, der sie beseelte, — der Gedanke, daß es auch ihr Glück war, um das sie kämpfen mußte, kam erst in zweiter Reihe. Aber wie? Die Vorstellung, daß nur der Nachweis einer Fälschung der Weissagung das Wunder der Rettung vollbringen konnte, beherrschte sie immer noch, und da sie ja jetzt, ausgeschlossen von der Nähe ihres Gatten, Zeit genug hatte, verließ sie die Bibliothek fast nicht mehr, um dort unter den aufgespeicherten Urkunden und Chroniken des Hauses fieberhaft nach dem „Beweise“ zu suchen, trotzdem sie sich dabei ganz klar bewußt war, daß sie damit fast einer Unmöglichkeit nachjagte.

So kam das Christfest heran, das traurigste, das Elisabeth je verlebt. Zwar hatte sie nach deutscher Art einen Weih-

nachtsbaum geputzt, aber sie konnte Donald nicht aus seinem Zimmer locken, ihn zu sehen, — die Geschenke, mit denen sie ihn überraschen wollte, ließ er unbeachtet, und nun wußte Elisabeth, daß der Zipfel des schwarzen Schleiers, der über ihm geschwebt, schon über ihn herabgesunken war.

Unterm hellleuchtenden Christbaum, unter dem sie eine „Krippe“ aufgebaut, sank sie unter heißen Thränen nieder und flehte zu dem himmlischen Kinde um Hilfe in ihrer Not. — Fast blind geweint, erhob sie sich von ihren Knieen und sah zu dem funkelnden goldnen Stern empor, der die Spitze des Baumes schmückte. Es war ein großer, schöner Stern von facettiertem Goldblech, in dem die vielen Wachslichter intensiv widerstrahlten, so hell, so leuchtend, daß er fast ein eigenes Licht auszustrahlen schien. Und als Elisabeth hinaufschaute zu diesem Stern, dem Symbol dessen, der den drei Weisen aus dem Morgenlande den Weg nach Bethlehem gezeigt, da durchzuckte sie ein Gedanke — ein Gedanke von solcher Kühnheit, daß er ihr fast wie Verwegenheit schien und sie ihn zuerst mit klopfendem Herzen von sich zu weisen versuchte. Aber er wollte sich nicht abweisen lassen, er kehrte wieder und wieder, die ganze schlaflose Christnacht hindurch arbeitete er in Elisabeths Kopfe, und als die Glocken durch die Dämmerung des Wintermorgens den Weihnachtsmorgen einläuteten, da war Elisabeth zwar noch außer Bett und bleich wie der Tod, aber entschlossen und ruhig.

Erst spät am Nachmittag gelang es ihr, Eintritt bei ihrem Gatten zu erhalten. „Es schmerzt mich, dich zu sehen, Liebste,“ sagte er abgewandt, als sie zu ihm trat, und sie beherrschte sich und ließ die Hand wieder sinken, die sie nach ihm ausgestreckt, doch vergingen einige Minuten, ehe sie ihrer Stimme Festigkeit genug zutraute, um sagen zu können:

„Hast du etwas dagegen, Donald, wenn ich auf zwei Tage verreise?“

„Nichts,“ sagte er und fragte nicht einmal, warum sie gerade jetzt fort wollte.

„Also auf Wiedersehen!“ flüsterte sie und glitt aus dem Zimmer, doch mußte sie sich draußen am Thürpfosten festhalten, um nicht zu fallen, und mußte sich Gewalt anthun, um nicht laut herauszuschreien vor Weh und Jammer.

Eine Stunde später hatte sie Catrine Castle verlassen — ganz allein, und am Mittag des folgenden Tages kam sie in London an, empfangen von Doktor Chetwynd, den ein unterwegs aufgegebenes Telegramm auf die Station bestellt.

„Was ist geschehen, Lady Mac Catrine — wo ist Donald?“ war sein erstes Wort, indem er besorgt die blassen Züge der jungen Frau betrachtete, die mit übernächtigen, müden Augen ihm entgegenblickte.

„Gottlob, daß Sie da sind,“ sagte sie erleichtert. „Ich hatte solche Angst, Sie möchten des Festes wegen verreist sein —“

„Das wäre auch sicher der Fall gewesen, wenn wir nicht gerade in der Klinik ein paar schwere Fälle hätten, die meine Gegenwart erfordern,“ erklärte der junge Arzt. „Aber sagen Sie mir —“

„Donald ist in Gefahr. Aber ich kann das unter diesem Bahnhofslärm hier nicht erzählen —“

„Nein, natürlich nicht. Das Viktoriahotel liegt nur wenig Schritte von hier — wollen Sie dort Logis nehmen?“

„Ja, — es ist gleichgültig, wo. Ich muß heut wieder zurück.“

Doktor Chetwynd gab Elisabeth seinen Arm und sie legten die kurze Strecke bis zum Hotel schweigend zurück. Dort wollte sie gleich ein Zimmer, doch der Arzt sah wohl, daß sie physisch sowohl wie seelisch total erschöpft war, und drang darauf, daß sie erst im Speisesaal ein kräftiges Gabelfrühstück nahm, nach dessen Genuß sie sich für völlig erholt erklärte und den versäumten Schlaf der letzten Nächte später nachzuholen versuchen wollte.

„Denn,“ sagte sie, „ehe ich nicht mit Ihnen gesprochen, finde ich doch keine Ruhe.“

Droben in ihrem Zimmer erzählte sie nun Doktor Chetwynd alles, was sich zugetragen, seit sie London verlassen, und schilderte ihm den trostlosen geistigen Zustand, in welchem sich ihr Gatte befand.

„Da ist nicht viel zu thun — in Wirklichkeit nichts,“ sagte der junge Arzt, als sie geendet. „Ist der Termin erst abgelaufen und Donald sieht, daß nichts dabei herausgekommen ist, daß er, mit einem Wort, lebt, so wird ja alles wieder gut

werden. Er hat eine kräftige Natur und diese wird auch die geistige Aufregung und Last dieser Tage ohne ernsteren Nachteil überwinden."

„Nein," rief Elisabeth, „Sie täuschen sich! Hier giebt es nur zwei Auswege: entweder Donald stirbt thatsächlich zur Jahreswende unter dem hypnotischen Zwange der Prophezeiung, oder er geht daraus hervor, körperlich lebend, geistig tot in der Nacht des Wahnsinns. Das Letztere halte ich für wahrscheinlicher. Aber was es auch sei — der Ausgang ist ein so furchtbarer, daß ich mich ihm nicht gewachsen fühle. Donald muß gerettet werden — er muß, körperlich und geistig, und Sie sollen mir dazu helfen!"

„Wie gern thäte ich's. Aber, Lady Mac Catrine, menschliche Kräfte haben ihre Grenzen — Sie überschätzen meine Macht!"

„Doch nicht — hören Sie!" Und Elisabeth beugte sich vor und teilte ihm, was sie zu sagen hatte, flüsternd mit, als fürchtete sie unberufene Hörer. Und als sie geendet, da war Doktor Chetwynd bleich, und es dauerte einige Minuten, bis er, den angstvoll gespannten Blick Elisabeths auf sich ruhen fühlend, antworten konnte:

„Das ist ein ungeheuerlicher, ein tollkühner Plan, Lady Mac Catrine. Das geht nicht — wirklich, das geht nicht!"

„Ist — ist es unmöglich?" fragte sie angstvoll.

„Unmöglich? Nein. Aber — aber dazu kann ich meine Hand nicht bieten!"

„Doch," rief Elisabeth fest. „Doch, — Sie müssen mir helfen! Hören Sie, Sie müssen! Ich habe alles überlegt, alles geprüft, aber es ist der einzige Ausweg. Oder," setzte sie, in der Erregung aufspringend, hinzu, „oder meinen Sie denn, ich werde mir das errungene Glück, kaum, daß ich es gekostet, kampflos, kraftlos und leidend wieder nehmen lassen, bedingungslos über mich ergehen lassen, was auf den leisen Sohlen des Wahnsinns mit jeder Stunde näher schleicht und das Liebste bedroht, was ich auf der Welt habe? Abwarten soll ich, die Hände im Schoß, ob es ‚nur' der Wahnsinn ist, der mir mein Glück entreißen will, weil es ja dann ‚vielleicht' nicht ausgeschlossen ist, daß eine Genesung eintreten ‚könnte'? — ein Flick-

werk soll mir genügen? Sie müssen mir zugeben, daß das, was ich will, ihn retten muß!“

„Ich gebe zu, daß es ihn retten kann,“ sagte Doktor Chetwynd, sich die Stirn trocknend. „Aber das Wagnis ist zu groß. Es sprechen zehn Faktoren dafür, zwanzig dagegen.“

„Sie werden schon viele Operationen unter weniger günstigen Voraussetzungen unternommen haben, Herr Doktor.“

„Das ist wahr. Aber dann lag dringende Lebensgefahr vor — so oder so.“

„Liegt der Fall hier anders? Ist die Gefahr, in der Donald sich befindet, nicht eine doppelte, weil sie sowohl sein physisches, wie sein geistiges Leben bedroht?“

„Vielleicht. Ich weiß es nicht — ich kenne den Fall nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch Ihre Darstellung. Wie kann ich eine solche Verantwortung übernehmen?“

„Die Verantwortung trage ich allein, Herr Doktor.“

„Da[illegible] eine Täuschung. Sie trifft mich ebenso schwer, wenn nicht noch schwerer, als Sie selbst, denn was Sie als Laie nicht ermessen können, das außer acht zu lassen, wäre meinerseits, gelinde gesagt, eine grobe Fahrlässigkeit, die meine Zukunft als Arzt rettungslos vernichten müßte.“

„Ah — daran habe ich nicht gedacht,“ sagte Elisabeth schmerzlich. „Ich liebe Donald so, daß ich gern bereit bin, die Last der Verantwortung für den Ausgang dieses einzigen Rettungsmittels ohne Zögern allein auf meine Schultern zu nehmen, und weil ich wußte, daß Sie sein Freund sind, so kam ich zu Ihnen. Ich wußte nicht, was ich Ihnen damit zumute. Ich muß es also allein thun, nach eigenem Ermessen.“

„Lady Mac Catrine — Sie wollen doch nicht —“

„Doch, ich will, Herr Doktor! Es ist das einzige Mittel und es muß gewagt werden. Das wäre eine schlechte Liebe, die den Mut nicht hätte, sich selbst zu opfern, wo es den höchsten Einsatz gilt. Ich habe ja auch, nach menschlichem Ermessen, eine Zukunft, nicht wahr? Ich schlage sie aber ohne Bedenken in die Schanze — die ‚mildernden Umstände‘ wird mir kein Gerichtshof der Welt versagen können. Und nun verzeihen Sie mir, daß ich ein Ansinnen an Sie gestellt, das Sie nicht erfüllen können und dürfen!“

Doktor Chetwynd warf einen flüchtigen Blick auf das schöne, von einem festen unbeugsamen Entschluß durchleuchtete Gesicht der jungen Frau, dann sprang er auf und durchmaß rasch einigemal das Zimmer.

„Wann wollen Sie wieder heimreisen?" fragte er, plötzlich stehen bleibend.

„Mit dem Nachtzuge. Er ist der schnellste," erwiderte Elisabeth ruhig. „Ich habe vorher noch Einiges zu besorgen —"

„Sie wollen — verschiedene Apotheken besuchen?" fragte er schnell.

Sie nickte.

„So ist es. Ein Mittel — das bekannte — gegen Zahnschmerz. So in sechs- bis siebenfacher Dosis."

Doktor Chetwynd nahm seine Promenade wieder auf.

„Es ist jetzt zwei Uhr — wir haben noch viel Zeit bis zum schottischen Nachtzug," sagte er dann. „Geben Sie mir einige Stunden, Lady Mac Catrine — ich muß Zeit haben zum Ueberlegen, ja? Versuchen Sie zu schlafen — Ruhe, geistige Ruhe ist für Sie in dem vorliegenden Falle vom wesentlichsten Wert. Zur Theestunde komme ich wieder."

„Und wenn Sie dann nicht da sind — —?"

„Ich bin nicht Herr meiner Zeit, Lady Mac Catrine. Sie erhalten auf alle Fälle Nachricht von mir."

„Also auf Wiedersehen!" sagte Elisabeth einfach.

Elisabeth war jung, und die Jugend verlangt eben ihr Recht trotz alles Leides der Welt. Sie befolgte also den Rat des Arztes und legte sich auf das Bett, um zu ruhen, um ruhend weiter denken zu können, aber ihre Gedanken liefen bald durcheinander wie die spielenden Mücken im Sonnenschein, und dann kam der Schlaf, bleischwer erst, dann tief und erquickend.

Ein kräftiges Klopfen an die Thür schreckte sie empor — verwirrt saß sie auf im Bett und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Im Zimmer war es total dunkel, nur die Laternen auf den Straßen warfen einen schwachen Lichtschein durch die zugezogenen Stores. Erschreckt drückte sie auf den Knopf des elektrischen Lichtes, das nun blendend das Zimmer durchleuchtete, und warf einen Blick auf ihre Uhr — es war Acht durch,

und in einer Stunde sollte sie reisen! Daß sie auch das Wecken nicht bestellt, daß Doktor Chetwynd sie so schmählich im Stich gelassen!

Mit einem Satz war sie an der Thür und öffnete dem knixenden Zimmermädchen.

„Herr Doktor Chetwynd war um fünf Uhr da, aber Mylady hörten nicht auf das Klopfen," meldete die zierliche Dame. „Da hatten der Gentleman befohlen, Mylady ruhig schlafen zu lassen, und kam vor einer Stunde wieder. Aber da Mylady um Neun mit dem Schnellzug reisen wollen, mußte ich jetzt so laut klopfen —"

„Wo ist der Herr Doktor?"

„Hier ist er," sagte der junge Arzt, aus dem Korridor näher tretend. „Das war ein gesunder Schlaf, Lady Mac Catrine, und ich bin froh darüber."

Elisabeth fuhr hastig ordnend über ihre etwas verwirrten Haare.

„Ich glaube, ich schlafe noch," murmelte sie.

Doktor Chetwynd schloß die Thür hinter dem Zimmermädchen und trat dann näher.

„Ich habe es überlegt," sagte er ohne Umschweife, „und bin zu dem Resultate gekommen, daß Sie wahrscheinlich recht haben und es meine Freundespflicht ist, Ihnen beizustehen, meine Pflicht als Arzt und Mensch, Unheil zu verhüten, soviel ich es vermag. Sie wissentlich allein handeln zu lassen, hieße gewissenlos handeln. Hier in diesem Päckchen finden Sie, was Sie zu Ihrem Rettungswerk brauchen, mit genauer Vorschrift. Glauben Sie nach Ablauf der Zeit also immer noch, daß Sie thun müssen, was für Sie entweder Rettung bedeutet oder — Mord, dann machen Sie in Gottes Namen Gebrauch davon! Donald ist mir mehr als ein Freund, er ist, was Sie wahrscheinlich nicht wissen, mein Wohlthäter. Denn er läßt seine Linke nicht wissen, was seine Rechte thut, und wird Ihnen nicht erzählt haben, daß ich ihm und seiner Großmut meine Existenz verdanke, und für ihn trage ich auch die Hälfte der Verantwortung, die Sie trifft. Meine Dankbarkeit darf sich von Ihrer treuen, furchtlosen Liebe nicht beschämen

lassen. Und nun, Lady Mac Catrine, machen Sie sich fertig, denn es ist Zeit, daß ich Sie zur Bahn bringe."

„Ich danke Ihnen," sagte Elisabeth einfach, indem sie das ihr gereichte Päckchen mit kalten Fingern in ihre Tasche steckte und dem Freunde ihres Gatten dann beide Hände reichte. „Sie verstehen mich — nicht wahr, Herr Doktor!"

„Ich verstehe Sie und bewundere Sie und darum helfe ich Ihnen," erwiderte er herzlich.

Eine Stunde später sauste der Schnellzug mit Elisabeth in die dunkle Winternacht hinaus, aber sie nahm diesmal einen Hoffnungsstrahl mit sich, einen Strahl, so matt, so schwach, so gering, daß ein anderer sich verzweifelt davon abgewendet hätte, aber da sie an diesen schwachen Strahl glaubte, so vertraute sie ihm auch und sah wohl hundertmal auf die neben ihr stehende Reisetasche hin, welche das Päckchen barg, das Doktor Chetwynd ihr gegeben.

Am Nachmittage des 27. Dezember langte sie wieder auf Catrine Castle an, aber nicht allein, sondern in Begleitung des Professors Magnus Fuchsius, der sich ihr unterwegs angeschlossen, — allerdings nicht aus eigener Initiative, sondern von Elisabeth durch ein Telegramm dazu aufgefordert. Die Sache kam ihm zwar im Augenblick ungelegen, da er in Edinburgh interessanten Altertümern nachspürte, aber er that es, um seiner Nichte gefällig zu sein, während er für deren Gatten nicht viel übrig hatte, weil er sein Urteil betreffs der Prophezeiung angezweifelt — nicht so sehr durch direkte Worte, als durch die That.

Elisabeth fand die Thür zu Donalds Zimmer unverschlossen und war freudig überrascht, daß er ihr bei ihrem Eintritt sogleich entgegenging mit den Worten:

„Bist du wieder da, Liebste? Ich habe deine Gegenwart im Hause so sehr vermißt!"

„O Donald, Donald —" mehr brachte sie nicht hervor vor innerer Bewegung, denn die Stimme versagte ihr vor Freude über seine freundlichen Worte und vor Schmerz über ihres Gatten Aussehen. Jetzt, wo sie ihn ein paar Tage nicht gesehen, fiel ihr erst auf, wie er sich verändert: hohl die Wangen,

gebeugt die Gestalt, und in den Augen ein seltsamer, halb erloschener, halb glühender, erwartungsvoller Blick.

„Donald,“ begann sie, nachdem sie sich etwas gesammelt und mit Gewalt die aufquellenden Thränen unterdrückt. Aber er erhob abwehrend seine Hand.

„Geh' jetzt wieder, Geliebte,“ sagte er müde. „Ich weiß, du bist wieder da, bist wieder im Hause, — das muß mir genügen. Denn deine unmittelbare Gegenwart erfüllt mich mit unsäglichen Schmerzen, dann lehne ich mich auf gegen das Unabwendbare und versäume die kostbare Zeit zur Vorbereitung für die Ewigkeit. Geh', Elisabeth, geh' — wenn du mich liebst, geh'!“

Ihrer selbst kaum mächtig, blind von den heißen, die Augen überströmenden Thränen wankte Elisabeth hinaus und traf in der Thür mit dem Professor zusammen.

„Nun!“ rief der, „was ist das?“ Und seine Nichte bei den Schultern fassend, drängte er sie zurück in das Zimmer und nötigte sie, ihr thränenüberströmtes Gesicht ihrem Gatten zuzuwenden. „Nun, Sir Donald, was sagen Sie dazu?“ fragte er ohne Rücksicht. „Brennen diese Thränen nicht Löcher in Ihre Seele? Ist das eine Manier, einer Frau seine Liebe zu beweisen? Hat dieser niederträchtige, verfluchte Wisch von einer Weissagung größere und vornehmere Rechte vor Ihnen, als Ihre eigene Frau, das Weib Ihrer Liebe und Ihrer Wahl? Sind Sie ein Mann, daß Sie im stande sind, eine Frau seelisch in dieser Weise zu martern? Sind Sie ein Mann, daß Sie sich von einem Bogen elenden Pergamentes knechten lassen, dessen Echtheit ich noch dazu anzweifle, ich, Magnus Fuchsius? Ja, das sind viele Fragen, Sir Donald — aber ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur die letzte beantworten können — —!“

„Elisabeth, befreie mich von diesem Menschen,“ unterbrach Sir Donald den Redestrom und verließ das Zimmer.

Am ganzen Leibe zitternd zog Elisabeth ihren Onkel aus dem Gemache.

„O Onkel, wie konntest du solche Worte sprechen,“ stöhnte sie draußen im Korridor. Aber da kam sie schön an.

„Solche Worte!“ schrie der Professor. „Lange nicht stark

genug war der Tabak für diesen bornierten schottischen Dickkopf! Laß mich 'rein zu ihm — dem werd' ich die Wahrheit geigen, daß er meint, Ostern und Pfingsten fällt auf einen Tag!" —

„Ruhe, Onkel, Ruhe! Hast du denn nicht gesehen, daß Donald ein Schwerkranker ist?" —

„Eben darum muß er kräftige Medizin haben!" —

„Die soll er haben, bei Gott, Onkel, das soll er! Aber nicht so. Damit erreichen wir nichts, nicht das Mindeste. Denn die Krankheit sitzt tiefer, sitzt in der Seele — —"

„Na ja", brummte der Professor durch das Leid in den Zügen seiner Nichte besänftigt. „Reif fürs Narrenhaus ist er, das weiß der Himmel!" —

„Donald, ich habe eine Bitte," sagte Elisabeth, als sie am Dreißigsten gegen Abend neben ihm stand, die Hand auf seiner heißen Stirn, auf der heut zum erstenmal kalte Tropfen zu perlen begannen.

„Ja, Liebste," erwiderte er müde.

„Schenke mir den morgigen Tag," bat sie. „Es ist der letzte in dem Jahre, das uns unser Glück gebracht — ich möchte ihn ganz bei dir zubringen dürfen!" —

„Ich weiß es noch nicht —" murmelte Sir Donald, aber Elisabeth nahm's für ein „Ja".

„Das ist recht," sagte sie in dem sorglosen Ton, den sie vor ihm meist annahm. „Da wollen wir das alte Jahr hoch leben lassen, nicht wahr, Donald?" —

Ob Elisabeth in der Nacht zum Einunddreißigsten viel, ob sie überhaupt geschlafen, das war nach den dunkeln Ringen, die unter ihren Augen lagen, sehr zu bezweifeln, als sie an jenem Morgen am Fenster stand und hinaus sah in das Schneegestöber des dunklen Wintertages, die schmerzende Stirn gegen die kalten Scheiben gepreßt. Als sie sich umwandte, fiel ihr Blick auf den großen goldnen Stern auf der Spitze des Christbaums, den sie nicht nur stehen gelassen, sondern sogar mit neuen Kerzen besteckt hatte, und dieser Stern schien alles Licht, das der trübe Tag hatte, in dem düstern Zimmer aufgesogen zu haben — er funkelte in mildem, gedämpftem Licht wie eine Verheißung. Und Elisabeth streckte beide Arme danach aus.

„Stern von Bethlehem, verlaß' mich nicht, denn mein Weg ist dunkel," schluchzte sie, doch trocknete sie rasch die heißen, bittern Thränen, die ihr den Blick trübten, und betrat die Bibliothek, den größten, nach Süden gehenden Raum von Catrine Castle.

Hier hatte sie schon am Tag zuvor eine Aenderung geschaffen, indem sie ein großes, breites, bequemes Schlafsofa in der Nähe des Kamins hatte aufstellen lassen. Nun lag auch ein weicher Teppich davor und etwas seitwärts stand einer jener praktischen Salontischchen von lackiertem Korbgeflecht, die so wenig Raum beanspruchen, und auf ihrem etagen- und etagerenartigen Aufbau ein ganzes Arsenal für Mahlzeiten aufnehmen können.

Auch trug dieser Tisch auf seiner Hauptplatte einen silbernen Theekessel mit allem Zubehör, — auf den Nebenplatten machten sich Schalen mit Gebäck, Sandwiches, kaltem Fleisch, Pasteten und Mayonnaisen bemerkbar. Elisabeth unterzog zunächst die Kissen des Sofas einer genauen Prüfung, legte eine warme, wollene Decke, die zu Füßen des Sofas lag, über die Lehne eines Sessels in der Nähe, prüfte dann, was der Tisch enthielt, und war so genau und peinlich mit dem Geschirr, daß sie eine der Theetassen, nachdem sie dieselbe gegen das Licht gehalten, mit hinaus bis in ihr Zimmer trug, vermutlich, um ein imaginäres Stäubchen daraus zu entfernen, dann, als sie damit zurückkehrte, trug sie die Tasse noch mit dem Gläsertuch bedeckt, und ließ dieses auch, der Länge nach gefaltet, über den beiden Tassen auf dem Tablett liegen — jedenfalls um das Eindringen des Staubes bis zum Gebrauch zu verhüten.

Als dies geschehen, ging sie aus der Bibliothek in das Zimmer ihres Gatten.

„Ich komme, dich zu holen, Donald," sagte sie und fügte, als er sich abwendete, hinzu: „Du hast mir's versprochen, dieser Tag gehört mir, nicht wahr?"

„Nicht ganz, Elisabeth," erwiderte er müde. „Aber ich will einige Zeit bei dir bleiben, weil du es durchaus willst. Dann lasse mich lieber allein — zur letzten Sammlung. Wenn dann das Jahr zu Ende geht, kommst du zu mir, damit ich dich zur Seite habe, wenn geschieden werden muß."

Elisabeth antwortete nicht, sie gab ihm nur schweigend ihren Arm und führte ihn, der langsam, gebeugt, schleppenden Schrittes neben ihr ging, in die Bibliothek.

„Wie freundlich, wie gemütlich," meinte er mit flüchtigem Blick auf die getroffenen Arrangements, indem er sich auf dem Sofa niederließ, an das ihn Elisabeth geführt, und dann seufzte er tief, tief, und barg das Gesicht in beiden Händen. „Zu denken, daß morgen um diese Zeit alles vorüber ist, alles!" stöhnte er. „Warum mir den Abschied so schwer machen, warum mir noch einmal zeigen, was ich verlieren, zurücklassen muß? Drüben, allein für mich, war ich resigniert, gefaßt, aber hier, hier — du so freundlich, so liebreich und deine bloße Gegenwart dies düstere Haus verschönend und verklärend! — Warum muß es sein, mein Gott, warum?"

„Es muß nicht sein und es wird nicht sein, Donald!" sagte Elisabeth, neben ihm knieend. „Wirf doch endlich diese schreckliche Idee von dir, um meinetwillen!"

„Ich kann nicht. Es muß sein. Mein Vater glaubte daran. Und es ist alles erfüllt. Meine letzte Hoffnung warst du selbst — und nun bist du wirklich der Sproß von jenem, der mir „den Ahn auf das Schafott gebracht"! Hätte ich doch die Prophezeiung nie gekannt, dann wäre ich wenigstens glücklich gewesen bis heut, ahnungslos glücklich!"

Elisabeth that einen tiefen Atemzug, als sie sich erhob und mit leiser, linder Hand über den Kopf ihres Gatten strich. Sie war blaß, aber ihr Auge war nicht getrübt, und um ihren lieblichen Mund lag ein fester, entschlossener Zug.

„Donald", sagte sie in ihrer herzlichen Art, „Donald, du weißt, daß ich deinen Glauben in diesem Punkte nicht teile — aber ich weiß nun ja leider auch, daß ich dich nicht zu dem meinigen bekehren kann. Sei es drum. Doch laß uns diese Sache auf eine Stunde vergessen, laß uns wieder — noch einmal — beisammen sein, wie früher. Seit Monaten quillt mir der Bissen im Munde, weil ich allein, fern von dir, meine Mahlzeiten nehmen muß; laß uns noch einmal, gerade heut, zum Jahresschluß, das Brot miteinander brechen — mir zu Liebe, Donald!"

Er nickte.

„Ich bin schon wieder ruhig," erwiderte er. „Es war nur so ein Ausbruch, so ein thörichtes Auflehnen gegen das Unabwendliche."

„Ich danke dir, Donald," entgegnete sie und machte sich dann am Theetisch zu schaffen. „Ich meine," begann sie nach einer Pause, „ich meine, da es fast Mittag ist, wir lassen den Thee und nehmen lieber eine Tasse Bouillon, das ist für die Tageszeit angemessener. Ist dir's recht?"

„Ja, ja," war die gleichgültige Antwort.

„Man hat uns nämlich vernünftigerweise welche her gestellt," fuhr Elisabeth scheinbar gleichgültig fort. „Doch ich muß die Flamme des Kochers noch erst anzünden, um die Bouillon heiß zu machen. Sie ist nur noch lau. Inzwischen nimmst du vielleicht ein paar belegte Brötchen und etwas kalten Fasan mit Kaviar, das ist so appetitreizend. Ich mache dir einen Teller zurecht — so! Komm', nimm den Teller nur eben auf die Knie, so ißt sich's doch am gemütlichsten."

Sir Donald aß mechanisch, was sie ihm vorgelegt, aber man sah es ihm an, daß er gar nicht wußte, was er that, und er ließ sich den leeren Teller nochmals von ihr füllen, ohne Einwand zu erheben, und nahm auch die Tasse Bouillon, die sie ihm reichte, ohne Widerrede.

„Das hat einen eigenen Geschmack," sagte er indes nach dem ersten Schluck. Elisabeth kostete von ihrer Tasse und nickte.

„Mit Trüffeln und Madeira gemacht," meinte sie. „Die Köchin hätte sich die andern Gewürze sparen können. Nun, trinke die Tasse immerhin aus, ich spüle sie dann und mache dir Thee!"

Sir Donald trank den Rest seiner Tasse in einem Zuge aus und reichte sie seiner Frau, die nun umständlich und gar nicht in der ihr sonst eigenen, raschen Weise kochendes Wasser aus dem Theekessel hineingoß, sie in den kleinen Spülnapf entleerte, nochmals nachspülte und dann mit dem vorher geholten Gläsertuch austrocknete. Dabei plauderte sie in kurzen, abgebrochenen Sätzen weiter, schürte das Feuer im Kamin, legte noch einige Scheite trocknen, alten Eichenholzes darauf und kehrte dann zu dem Theetisch zurück.

„Bist du müde, Donald?“ fragte sie mit einem Blick auf ihren Gatten, der sichtlich mit dem Schlafe rang. „Nun, ein Wunder ist's nicht nach den vielen ruhelosen Nächten. Strecke dich doch etwas auf dem Sofa aus, bis der Thee fertig ist — so ist's recht! Liegen dir die Kissen bequem? Ja, schön!“

Sie strich leise mit der Hand über seine Stirn und seine eingefallenen Wangen, und ehe fünf Minuten vergangen waren, schlief Sir Donald so fest, wie ein Gesunder. Eine Weile noch stand sie neben ihm, auf seinen tiefen, regelmäßigen, aber leisen Atem zu lauschen, dann deckte sie die wollene Decke leicht über ihn, glitt zu den Fenstern, die schweren Stoffvorhänge daran herabzulassen und verlöschte die Flamme unter dem Theekessel.

* * *

Als Sir Donald wieder erwachte, schien die freundliche, Wintermittagssonne ungehindert herein in die Bibliothek, so daß er nochmals die Augen schließen mußte. Erst nach einer Weile entschloß er sich, sie wieder zu öffnen, doch war er noch so befangen von dem tiefen, traumlosen Schlaf, den er hinter sich hatte, daß er sich noch nicht aufzurichten vermochte, sondern mit nur halb wachen Sinnen um sich zu blicken begann. Da sah er zunächst in die Sonne. Daß die sich hinter den schweren Schneewolken doch noch durchgearbeitet hatte, war wunderbar. Und wie sie sich in dem Silber und dem Krystall auf dem Theetisch spiegelte! Aber wie kam denn ein Vogel auf den Theetisch, ein augenscheinlich alter Rabe, der auf dem Rande saß und erst mit einem, dann mit dem andern Auge eingehend den Inhalt der Schüsseln betrachtete? Jetzt nahm er ein Stück Zucker aus der offenen, silbernen Schale, ließ es achtlos wieder fallen und bemächtigte sich eines Stückes Geflügel, mit dem er sich so hastig umdrehte, daß es herab auf den Teppich fiel. Da schüttelte das Tier sein etwas ruppiges Gefieder, sagte laut und deutlich: „Peter ist ein Lump“ und flog schwerfällig seinem Raube nach. Wahrhaftig, Sir Donald hörte es ihn so deutlich sagen, daß er es unmöglich geträumt haben konnte, ganz unmöglich! Um sich dessen zu vergewissern, ließ er den Blick jetzt seitwärts, dem Kamin zu gleiten, und da saß in einem niederen Sessel seine Frau und war eingeschlafen. Auf ihrem Schoß lag eine Zeitung, in der sie aber nicht gelesen haben mochte, denn sie lag noch halb

zusammengefaltet so, daß er den Titel ganz gut erkennen konnte: „Edinburgher Nachrichten. Nummer 1. Den 1. Januar 1900.“

„Das ist ja gar nicht möglich. Ich träume noch!“ murmelte Sir Donald und sein Blick blieb auf Elisabeths Antlitz haften. Herrgott, wie blaß, übernächtig und abgespannt waren diese sonst so weichen, jungen Züge, wie schmal war das sonst so schöne Oval des Gesichtes, und um den weichen Mund, welcher Leidenszug! Ja, war sie denn krank? Seit wann? Aus Bangen um ihn? Eine schreckliche, bittere Angst um die geliebte Frau krampfte sich mit einem Male in sein Herz ein. Warum lehnte sie dort so blaß, so farblos in dem Stuhle? War sie tot?

„Elisabeth!“ rief er und richtete sich halb auf. Da schlug sie die Augen auf — Himmlischer Vater, was war das für eine Veränderung in ihrem Gesichte! Ein Strahl von Glück, Freude, unbeschreiblicher Freude brach aus ihren Augen, ein jähes Rot flog über ihr blasses Gesicht und mit einer einzigen Bewegung war sie neben ihm und umklammerte seinen Hals.

„Donald, Geliebter! Gott sei gelobt und gepriesen!“ lachte und schluchzte sie.

„Elisabeth!“ murmelte er, noch immer halb benommen; er wußte nicht, wie ihm war.

Da schrie der Rabe, der seinen Raub vertilgt: „Gerade aus, Mac Catrine!“ und Sir Donald zuckte zusammen.

„Warum ist der Vogel hier?“ rief er, sich aufrichtend. „Das ist ja der Rabe von Granny Mordax!“

„Er war's,“ erwiderte Elisabeth, ohne ihre Arme von seinem Halse zu lösen. „Aber Granny Mordax ist am Sylvesterabend um sieben Uhr gestorben, und da ich den Vogel gern habe, weil er das alte Feldgeschrei deines, unsres Hauses sagen kann, so hab' ich ihn zu mir genommen.“

„Granny Mordax tot!“ wiederholte Sir Donald. „Gott hab' sie selig! Aber was sprichst du vom Sylvesterabend? Der einunddreißigste Dezember ist heut und es ist noch nicht Mittag!“

„Mittag ist vorbei, Donald, und heut haben wir den zweiten Januar!“

„Elisabeth — wie ist das möglich?“

„Weil du bis heut geschlafen hast, Geliebter! Und nun bist du erwacht zu neuem Leben, zu neuem Glück. Begreifst

du's noch nicht? Sieh den Sonnenschein — trübe war der Himmel, grau und schwer, als du dich hier niederlegtest, den Tod erwartend auf Grund der Prophezeiung! Sie hat getrogen und die Sonne lacht dir nun. Die Hundertjährige war gestorben, ehe das Jahr ganz zu Ende gegangen, du hast seinen Anbruch erlebt und überlebt und bist heil an Leib und Seele aus der Krisis hervorgegangen. Begreifst du's nun?"

„Ich traue meinen Ohren nicht, Elisabeth!"

„Nun, so traue dem Zeugnis deiner Augen! Sieh diese Zeitung — sie ist vom gestrigen Tage — ihr Leitartikel ist ein Gruß an das neue Jahr und das neue Jahrhundert. ‚Mit Glockenklang und Kanonendonner haben wir das alte Jahr zu Grabe getragen —' so beginnt der Artikel. Die Zeitung aber ist eben gekommen und mit ihr ein Brief, dort liegt er. Siehst du den Poststempel: ‚Zweiter Januar Neunzehnhundert'? Bist du nun überzeugt?"

Sir Donald erhob sich und reckte seine Glieder, durch die der Strom des Lebens laut pulsierte.

„Es ist wie ein Traum," sagte er. „Wie war's denn möglich, daß ich so lange schlief?"

Elisabeth faltete die Hände in ihrem Schoß und holte tief, tief Atem.

„Daran bin ich schuld," erwiderte sie dann fest. „Sieh Donald, ich wußte, wie es enden mußte mit dir — im besten Falle in der Nacht des Wahnsinns, in den dich die Furcht vor dem Tode getrieben hätte, ehe das Jahr zu Ende war. Und da hab' ich denn gewagt, was nur eine Liebe wie die meine wagen konnte: ich habe den Schleier des Schlafes über dich gebreitet und unter diesem künstlichen Schlaf blühte das Leben und neue Gesundheit und Kraft für dich auf. Während du so mit Leib und Seele mein Gefangener warst, verwandelte sich das alte Jahr in das neue, wich der düstere Bann der Prophezeiung von dir und deinem Hause. Du bist gerettet; doch nicht nur du, sondern dein besseres Ich, deine Seele mit dir und sie wird und muß nun ganz gesunden von den Spuren der letzten, schrecklichen Zeit. Ich hab's gewagt und habe gewonnen, denn du lebst!"

Sir Donald sah wie ein Träumender auf sie herab und in seinen Augen begann es eigen zu schimmern.

„Du hast das gethan?“ fragte er leise. „Du bist das im stande gewesen, das? Und wenn ich nun nicht mehr aufwachte, wenn das Mittel zu gut einschläferte, was dann?“

Elisabeth kannte ja gut den Klang seiner Stimme — aber diesen hatte sie noch nie von ihm gehört. Das Blut wich ihr wieder aus dem Gesicht, und blaß bis auf die Lippen, aber mutig und fest gab sie Antwort:

„Die Frage hat mir auch Doktor Chetwynd vorgelegt, den ich um das Schlafmittel gebeten — damals, als ich nach London reiste. Aber ich mußte es trotzdem wagen — ich mußte! Es drückte mir das Herz ab, dich so in geistige Nacht versinken, vielleicht gar dich sterben zu sehen, ohne einen Finger zu rühren. Wenn ich dir sagen sollte, welche Kämpfe mich das gekostet hat, ich könnte es nicht. Erlaß es mir —“

„Und Chetwynd gab dir das Mittel?“

„Ja, weil ich ihm sagte, ich würde es auch ohne ihn thun — ich war so fest entschlossen, mit allen Mitteln um mein Glück zu ringen. Aber ich war durch unsern Freund gewarnt und bin nicht so feige gewesen, nicht auch die Konsequenzen auf mich zu nehmen. Auf dreißig bis vierzig Stunden hatte Doktor Chetwynd deinen Schlaf geschätzt — fünfzig Stunden hat er gedauert. Als die Zeit abzulaufen begann, da habe ich in die Hände der Ortsbehörde ein Schreiben gelegt, das man öffnen sollte für den Fall, daß — daß du nicht mehr erwachtest. Hier ist die Kopie dieses Briefes.“

Sie nestelte mit kalten, starren Fingern aus der Tasche ihres Kleides ein zusammengerolltes Papier und reichte es ihrem Gatten, der es stumm entgegennahm, es entfaltete und in den festen, geraden Zügen seiner Frau las:

„Für den Fall, daß mein Gatte, Sir Donald Mac Catrine, aus dem Schlaf, in den er am einunddreißigsten Dezember achtzehnhundertneunundneunzig, vormittags zwei Uhr, gefallen ist, nicht mehr erwachen sollte, erkläre ich zur Veranlassung weiterer Schritte, daß ich selbst ihm den Schlaftrunk ohne sein Vorwissen gereicht, weil ich der festen Ueber-

zeugung war, daß nur ein solches Mittel ihn von den Folgen des Wahnes, daß er vermöge einer Weissagung in seinem Hause beim Jahreswechsel sterben müsse, heilen könne.

Catrine Castle, den ersten Januar neunzehnhundert, abends neun Uhr.

Elisabeth Lady Mac Catrine geborene Fuchsius."

Langsam überlas Sir Donald die wenigen Zeilen, las sie nochmals und steckte das Papier dann in seine Brusttasche.

„Und hast du noch etwas zu sagen?" fragte er dann.

Sie wurde womöglich noch blässer als vorher und ihre kalte, zitternde Rechte preßte sie heftig auf ihr Herz, das so wild in ihr stürmte und dann wieder ganz still stehen wollte.

„Nichts," entgegnete sie trotzdem fest und klar. „Doch, noch eins! Ich hatte meinen Onkel wieder hierher zurück gebracht, um von ihm das Original der Prophezeiung finden zu lassen. Doch hat er umsonst gesucht, — der sie kopiert und in die eleganten Reime des siebzehnten Jahrhunderts gebracht, mag sie wohl selbst vernichtet haben, und niemand kann ihm mehr nachweisen, was er — um des Reimes willen vielleicht nur — daran fortgelassen und hinzugesetzt hat. Daß der Onkel aber in seinem Recht ist, das Blatt, daran die Mac Catrine, drei Jahrhunderte vielleicht, geglaubt haben wie an das Evangelium, eine Kopie zu nennen, dafür hat er Beweise. Denn während du geschlafen, habe ich den Schlüssel zu der Truhe von deiner Uhrkette gelöst, und seinem Mikroskop die Weissagung unterbreitet. Da hat er in dem Pergament das Zeichen des Fabrikanten mit der Jahreszahl sechzehnhundertundneun gefunden. Weiter hab' ich nichts zu sagen, und wenn es dir möglich ist, mir zu vergeben, daß ich dich, aus allzu großer Liebe vielleicht, zu überzeugen gesucht, so sag' es mir, aber stehe nicht da und schaue herab auf mich, als hätte ich ein Verbrechen begangen!"

Die Stimme versagte ihr und der Rabe schrie: „Gerade aus, Mac Catrine!" Sir Donald aber wandte sich ab und trat an den großen Tisch in der Mitte der Bibliothek, dort stand die alte, gotische Truhe mit der Prophezeiung, der Schlüssel steckte noch darin. Er drehte ihn auf, schlug den

Deckel zurück, nahm die vergilbte Rolle heraus und dann trat er vor den Kamin und warf die Weissagung mitten hinein in die Glut, die das ausgetrocknete Pergament gierig erfaßte, mit feurigen Zungen über die verhängnisvolle Schrift hinüberleckte, es zusammenkrümmte und verzehrte.

„So," sagte Sir Donald, als nur noch ein Häuflein bräunlicher Asche von der Prophezeiung übrig war, „dieses Brandopfer hab' ich dir gebracht, Elisabeth! Du weißt, ich bin kein Mann der Worte, doch diese an sich so unscheinbar scheinende That wird dir's besser sagen, daß ich die Schiffe hinter mir verbrannt habe und in das neue Jahr mit einem neuen Leben treten will. Das Leben aber verdanke ich dir, und bis an mein Ende soll jeder Tag ein Dank sein für dich, die du den Mut gehabt hast, mein Dasein einem schrecklichen Wahn zu entringen. So trittst du in die Reihe jener Helden ein, deren Namen die Welt nicht kennt, um deren Stirn kein Lorbeerreis sich flicht, doch meine Aufgabe soll es sein, dich die Tage der Angst vergessen zu lassen, die du um mich verlebt, besonders aber die fünfzig langen, bangen Stunden des Zweifelns während meines Schlafes, diese Stunden, die ihre schrecklichen Spuren so tief in dein liebes Gesicht eingegraben haben! Komm', laß uns wieder, von neuem vereint, Herz an Herz schlagen hören und still und selig beisammen sein für kurze Zeit. — Dann aber haben wir viel zu thun. Denn erstens muß ich Onkel Magnus, der ja wohl noch hier ist, meine Zweifel abbitten, dann müssen wir an Freund Chetwynd telegraphieren, um auch ihn von seiner Ungewißheit zu erlösen, ferner müssen wir das Original dieser Kopie in meiner Brusttasche zurückfordern, um es als kostbarste Reliquie in jene leere Truhe zu verschließen, und endlich müssen wir unsere Koffer packen lassen, um morgen schon nach dem Süden abzureisen, der neue Rosen auf deine blassen Wangen zaubern soll."

* * *

Am 15. Oktober desselben Jahres erhielt Professor Magnus Fuchsius, der sich zur Zeit in Wien behufs Abhaltung archäologischer Vorträge aufhielt, nachstehendes Telegramm:

„Catrine House, Insel Wight.

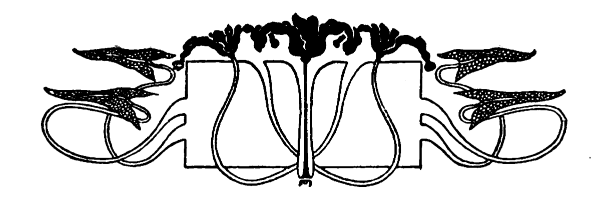
Gott schenkte uns heut einen kräftigen Sohn und Erben. Sein Name ist Magnus Donald.

Donald und Elisabeth Mac Catrine.“

„Na,“ sagte der Professor, als er das Telegramm gelesen, „wenn dieser Magnus Donald erst soweit ist, werde ich sein Lehrmeister werden, damit er nicht ein solch' elender Altertumskenner werde wie sein Vater, der ein Pergament aus dem siebzehnten Jahrhundert nicht von einem solchen aus dem vierzehnten Jahrhundert unterscheiden kann, und das Zeug als echter Vandale nachher auch noch verbrennt. Ich will aber die alte Geschichte nicht wieder aufwärmen, sondern als Antwort telegraphieren:

‚Wünsche euch Glück — Gerad' aus, Mac Catrine!‘“





Schloß Stolpen und die Gräfin Cossell.

Von G. Hetzer-Dresden.

(Nachdruck verboten.)

Alljährlich strömen Tausende erholungsbedürftige Menschen den zerklüfteten Bergen der Sächsischen Schweiz zu. Immer von neuem üben die himmelanstrebenden Sandsteinwände mit ihren frei aus ihnen herausragenden, phantastisch geformten Felsenpfeilern eine gewaltige Anziehungskraft auf jeden Besucher des an schönen Gegenden so reichen Sachsenlandes aus. Wer kennte nicht die Bastei mit ihrem lieblichen Blick auf das vom herrlichsten Gebirgspanorama umschlossene Elbthal, durch welches der Strom sich in der Tiefe wie ein silbernes Band in malerischen Windungen von den grünenden Wiesen abhebt? Kuhstall, Prebischthor, Edmundsklamm sind Punkte, die mancher weitgereiste Naturfreund den schönsten Gegenden Tirols und der Schweiz vollwertig zur Seite stellt. Und doch bietet die Sächsische Schweiz in ihren stillen, friedlichen Seitenthälern, in ihren kraftvoll strotzenden, wildreichen Waldungen noch eine Menge von Schönheiten, die des Aufsuchens wohl wert sind und die der große Strom der Reisenden nicht kennen lernt. Einer der lohnendsten Ausflüge abseits der großen Heeresstraße ist der Besuch des Bergstädtchens Stolpen: er vereinigt landschaftliche Schönheit mit einem der historisch interessantesten Punkte der Gegend.

Das altertümlich gebaute Städtchen mit seinen engen bergigen Straßen, seinem von interessanten Giebelhäusern umrahmten, steil abfallenden Marktplatz, wirkt wie eine mittelalterliche Theaterdekoration. Spezialität des Ortes ist die Fabrikation von künstlichen Blumen, und wen es nicht reizt, einen Blick auf das Entstehen der duftigen Blüten zu werfen, die vielfach nach Frankreich gehen, um von dort für den vierfachen Preis in französischer Packung in unsere elegantesten Modeläden zum Verkauf nach Deutschland zurückzuwandern, der tritt sofort den Weg zur Burg an.

Auf der höchsten Stelle des Berges heben sich die Konturen der Schloßruine öde und dunkel vom blauen Himmel ab. Keiner, der den steilen, engen Treppenpfad hinauf wandert, kann sich dem unheimlichen Eindruck verschließen, daß diese halb zerfallene, jetzt bis auf einen Turm nur noch groteske Mauerreste bildende Burg eine düstere Vergangenheit berge. Und wirklich hat sich in diesen Mauern die Tragödie einer Frau abgespielt, die hier einen kurzen Rausch auf der Höhe des Lebens mit einer ein halbes Jahrhundert währenden Haft schwer büßen mußte.

Anna Constance Gräfin von Cossell (so schrieb sie ihren Namen im Gegensatz zu dem sonst gebräuchlichen Cosel selbst) war die laut königlichen Reskriptes „durch ehelichen Eydes versprochene legitime épouse des Königs Friedrich August von Sachsen“. Acht Jahre hat der König sie leidenschaftlich geliebt, sie mit den höchsten Ehren ausgezeichnet und mit Reichtum überschüttet, um sie dann plötzlich in Stolpen lebenslänglich zu inhaftieren. Das Leben der Gräfin Cossell ist infolge der Außergewöhnlichkeit ihres Schicksals vielfach als Stoff zu Romanen verwendet und darin ihre Persönlichkeit in dichterischer Freiheit meist zu ihren Ungunsten verändert worden. Die folgende Darstellung hält sich an die historisch belegten Thatsachen.

Die Gräfin Cossell entstammt dem alten holsteinischen Adelsgeschlecht von Brockdorff und vermählte sich 1703 dreiundzwanzigjährig mit dem sächsischen Geheimen Rate und Obersteuerinspektor von Hoym. Die Ehe war eine unglückliche, und als der König die Frau von Hoym kennen lernte, lag diese bereits mit ihrem Gatten in der Scheidung. Sie stand damals in der vollen Blüte ihrer Schönheit. Ein Zeitgenosse, Baron von Pöllnitz,

schildert sie folgendermaßen: „Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommene, schöne Zähne, große, schwarze, blitzende und spitzfindige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend und vermögend,



Emaille-Bildnis Augusts des Starken im Grünen Gewölbe zu Dresden.

die Liebe in dem Innersten der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Hände und Arme trefflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, weiß und rot. Ihre Leibesbildung konnte als ein Meisterstück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte in der größten Vollkommen-

heit.“ Der König wurde sofort von ihrer Anmut gefesselt, zumal ihrer fascinierenden Schönheit auch seltene geistige Fähigkeiten und ein amüsantes, humorvolles Temperament zur Seite standen. Sie ging zunächst nicht auf die Huldigungen des Königs ein und erhörte ihn erst, nachdem sie selbst eine wirkliche Zuneigung zu demselben empfand. „Sie hat es dem König sehr schwer gemacht!“ berichtet hierüber ein vertrauliches Schreiben des Ministeriums. — Durch Urteil von Ende 1705 wurde die Hoymsche Ehe gerichtlich geschieden. Im Dezember desselben Jahres ging der König mit Frau von Hoym in Pillnitz eine Kapitulation ein, durch die er seiner Ehe mit ihr die gerichtliche Gültigkeit verschaffte und ihr unter anderem eine jährliche Rente von 100000 Thalern zusicherte. Das die Anerkennung der Ehe enthaltende Dokument, welches im späteren Leben der unglücklichen Frau eine sehr wichtige Rolle spielt, übergab sie dem ihr verwandten Grafen von Rantzau zur Aufnahme in das Familienarchiv. Nachdem durch den Kaiser von Oesterreich ihre Erhebung zur Reichsgräfin von Cossell erfolgt war, erhielt sie durch Ankauf und Umbau mehrerer Häuser ein prachtvolles, mit dem königlichen Schlosse durch einen Gang in der ersten Etage direkt verbundenes Palais, sowie eine ländliche Besitzung in Pillnitz. Mit Silberwerk, kunstreichen Gobelins, echten Teppichen und kostbaren Spitzen wurde sie aus den Kunstschätzen des Grünen Gewölbes reichlich versehen, und andere Geschenke, sowie außerordentliche bare Mittel fielen ihr in verschwenderischstem Maße zu. Sie führte nun einen raffiniert luxuriösen, ganz dem Geschmack des Königs entsprechenden Hausstand, in dem sogar adelige Pagen und ein Ehrendoppelposten vor dem Thor ihres Schlosses nicht fehlten. Die Gräfin verstand es, sich schnell den Gewohnheiten des Königs anzupassen, und war nicht nur auf den Hoffestlichkeiten der an Schönheit und Eleganz alles überstrahlende Mittelpunkt der Gesellschaft, sondern begleitete denselben stets als gewandte Reiterin auf seinen Ausflügen; auch im Büchsenschießen und Jagen war sie geübt und verstand gar manchen Kavalier durch ihre Treffsicherheit auszustechen; ja selbst bei Trinkgelagen konnte sie mit der übrigen Umgebung ihres hohen Gemahls Schritt halten. Infolge dieser Lebensweise und durch die Sucht, immer mehr Luxus zu entfalten, traten ihre guten Eigenschaften

nach und nach in den Hintergrund, und mag sie diese Extravaganzen auch aus Liebe zum Könige in der Absicht begangen haben, denselben trotz seiner sonstigen Unbeständigkeit dauernd an sich zu fesseln, so schuf sie sich doch durch dieselben zahlreiche Feinde. Ihr schnell anwachsender Reichtum, auf dessen Vergrößerung sie immer bedacht war, erregte den Neid der weniger Begünstigten; ihre Schroffheit, mit der sie alle anderen Damen des Hofes in den Hintergrund drängte, reizte diese zu Intriguen gegen sie und ihre eifersüchtige Ueberwachung empfand der König bei seinem leichtlebigen Naturell als unbequeme Arroganz.



La Comtesse de Cosell

Anna Constance Reichsgräfin v. Cossell, geb. 1680.

Gelegentlich des Besuchs des Königs Friedrich IV. von Dänemark (1709) trat die Cossell im höchsten Glanze ihrer Stellung auf; sie erschien bei einem Götteraufzuge, der durch die Straßen der Residenz führte, als Diana in einem von zwei weißen Hirschen gezogenen, von sechsunddreißig Waldhornisten eskortierten Wagen, zu dessen Seiten der König von Dänemark und August der Starke ritten. Bei einem darauffolgenden Damenrennen war

der König von Dänemark ihr Führer, König August einer ihrer Renner. Auch zeichneten beide Monarchen einen Ball in ihrem die Hoffestlichkeiten noch an Glanz übertreffenden Palais durch ihren Besuch aus.

1707 und 1708 schenkte sie je einer Tochter das Leben und war eine ebenso gewissenhafte Mutter, wie sie als Gattin treu und in aufrichtiger Liebe am Könige hing. So bestimmte sie z. B., daß ihre älteste Tochter im Falle ihres eigenen Todes bei der Großmutter erzogen werden sollte: „Nach deren Tode sollten die Vormünder besonders auf die Religion Reflexion nehmen und ihre Tochter an keinen Ort bringen, wo ihr diese abgehe, wenn sie sich aber nicht wohl anlasse und angewendeter Fleiß verloren sei, solle sie in ein Stift gebracht werden".

Die treue Fürsorge für den König verleitete die Gräfin Cossell dazu, sich in die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten des Landes einzumischen. Infolge des Umstandes, daß der König vielfach von Ratgebern beeinflußt wurde, die mehr ihr eigenes, als das Staatsinteresse im Auge hatten, mag die Cossell wohl einerseits das Gefühl gehabt haben, daß sie hierzu berechtigt gewesen sei, andererseits wird es aber wohl auch ihrer Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt haben, daß selbst fremde Fürsten ihren Einfluß so hoch schätzten, daß sie sich mehrfach der Unterstützung der Gräfin versicherten, wenn sie Differenzen mit dem Kurhause Sachsen hatten. Ein Beweis, mit welch' klarem Blick sie politische Verhältnisse beurteilte und daß sie hierbei wirklich nur das Interesse des Königs im Auge hatte, ist es, daß sie z. B. dem Minister Flemming die heftigsten Vorwürfe wegen der Verhältnisse in Polen machte. „Ich weiß nicht, was die Absicht des Königs ist. Er hat nichts von Polen und kann nicht hoffen, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde. Die Polen müßten närrisch sein, wenn sie dem zustimmten nach einer so unglücklichen Regierung wie die des Königs. Die Polen müssen einen Polen zum König haben, ebenso wie die Engländer einen König aus ihrem Volke. Sie haben einen großen Fehler begangen, als sie einen Fremden wählten. Nichtsdestoweniger will der König seinen Sohn zum Opfer bringen." Sie verlangte hierbei, daß Flemming dem entgegentreten solle, sein Gewissen müsse ihn dazu veranlassen.

Diese freimütige Art der Einmischung in die Ressorts der

Ministerien vergrößerte natürlich die Zahl derer, die an ihrem Sturz interessiert waren, ungemein, und schon 1711 hat sie gefühlt, daß sie völlig isoliert stand und werde gezwungen sein können, den sächsischen Hof verlassen zu müssen. Weit ausblickend, sicherte sie sich schon damals einen großen Teil ihres Vermögens, indem sie einunddreißig große, mit ihren wertvollsten Kostbarkeiten gefüllte Kisten bei der Bank in Hamburg deponierte. Beim König stand sie jedoch noch in vollster Gunst. Derselbe bestätigte ihr sogar 1712 noch einmal den Ehekontrakt unter bedingungsloser Zusicherung ihres gesamten mobilen und immobilen Vermögens, an welch' letztere Bestimmung er auch seine Rechtsnachfolger band. Das Vermögen ist der Cossell übrigens auch erhalten geblieben und während ihrer Gefangenschaft gewissenhaft verwaltet worden. Sie hinterließ nach ihrem Tode 600000 Thaler, ausschließlich 200000 Thalern, welche ihren beiden Töchtern schon bei deren Verheiratung ausgezahlt worden waren, eine bei dem damaligen Werte des Geldes enorme Summe.

Am 17. Oktober 1712 bekam sie einen Sohn, der den Namen des Königs „Friedrich August" erhielt. Der König ging darauf, sie in Dresden zurücklassend, nach Polen, und dies wurde die Veranlassung ihres Sturzes. Solange sie in der ständigen Umgebung des Königs war, konnten ihre Widersacher gegen sie nichts ausrichten. Derselbe, jetzt mehr durch Gewohnheit und infolge ihrer Unterhaltungsgabe, als durch Liebe an sie gefesselt, konnte sich ihrem persönlichen Uebergewichte nicht entziehen, da sie es am besten verstand, seiner Eigenart Rechnung zu tragen. Nun war der direkte Einfluß zum ersten Male auf längere Zeit aufgehoben, und dies benutzte die Gegenpartei sofort dazu, den Bruch herbeizuführen. Die Cossell hat also ihren Untergang nicht selbst verschuldet, sondern ist ein Opfer der Verhältnisse gewesen: darin liegt die erschütternde Tragik ihres Lebensweges. Hätte sie auch vielleicht später durch größere Gefügigkeit ihre Lage verbessern können, so that sie dies doch im Bewußtsein ihrer Unschuld und aus Selbstachtung nicht. Auch hat sie damals die Möglichkeit, den König nicht wieder sehen zu können, gar nicht in Erwägung gezogen, sondern stolz gesagt: „Vierundzwanzig Stunden meiner Gegenwart genügen, um alles im Herzen des Königs über den Haufen

zu werfen, was meine Feinde in einem Jahre gegen mich gebaut haben." — Wie richtig sie hierin urteilte, wußten aber auch ihre Feinde, und darum verhinderten diese erfolgreich ein Zusammentreffen mit dem Könige. Die beiden bei demselben verfänglichsten Mittel wurden hierzu ausersehen: seine Sorge um den Besitz von Polen, sowie seine Vorliebe für schöne Frauen, und zwar beides in raffinierter Vereinigung. Die Minister und Höflinge wußten dem Könige geschickt beizubringen, daß die Polen den allmächtigen Einfluß der Gräfin Cossell und deren feindliche Stellung zu den Warschauer Verhältnissen mit größtem Argwohn betrachteten und es dringend verlangten, daß er eine Polin an deren Stelle setze, um so eine gleichwertige Vertretung ihrer eigenen Interessen neben den sächsischen herbeizuführen. Da Friedrich August die Unsicherheit seines polnischen Königtums selbst herausfühlte, war er nur zu geneigt, solchen Einflüsterungen das größte Gewicht beizulegen. Als die geschickt operierenden Gegner der Cossell in diesem Moment dem so in Angst versetzten Könige die ehrzeizige Tochter des Grafen Bielinzky zuführten, wurde es ihnen leicht, mit Hilfe dieser neuen glänzenden Erscheinung ihren Zweck zu erreichen. Diese echt polnische Schönheit übte sofort auf den sich verlassen fühlenden König entscheidenden Einfluß aus. Sie erreichte von demselben das Versprechen, sich von der Cossell trennen zu wollen. Diese wurde zwar frühzeitig durch ihre Spione von all diesen Vorgängen unterrichtet und brach im Sommer 1713 heimlich nach Warschau auf, um zum Könige zu eilen, doch dieser ließ sie schon unterwegs durch ein Militärkommando zur Umkehr nach Dresden zwingen. Als er dann im Dezember in seine sächsische Residenz zurückkehrte, mußte die Gräfin sich nach Pillnitz zurückziehen, so daß sie den König nicht wieder zu Gesicht bekam. Sie hing trotzdem noch immer sehr an ihm und schrieb in dieser Zeit an ihre Mutter: „Der König ist sehr zu beklagen, er ist von Leuten umgeben, die nur ihr Glück machen wollen. Ich bin vielleicht die Einzige, die sich es recht zu Herzen nimmt, weil ich ihn mehr geliebt habe als meine Seele und ihn auch in Ewigkeit nicht vergessen werde."

Da die Cossell einsah, daß es für sie ausgeschlossen war, den König auf normalem Wege zurück zu erringen, verfiel sie, dem

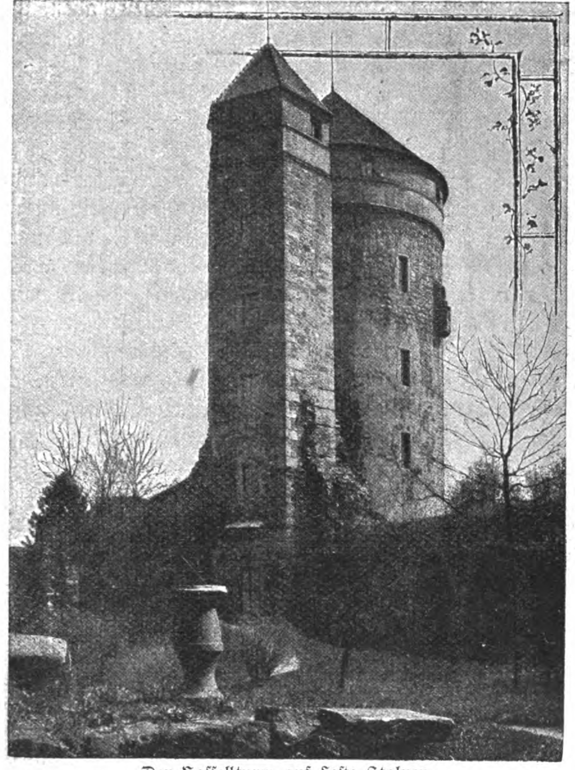
blinden Aberglauben ihrer Zeit folgend, auf die sonderlichsten Mittel. Sie setzte sich mit Zigeunern, Zauberinnen und einer als Hexe übel beleumundeten Feldwebelin in Verbindung, um durch Zaubertränke, Besprechungen und dergleichen ihren Zweck zu erreichen. Da sie sich aber hierbei nicht darauf beschränkte, ihre Wiedervereinigung mit dem Könige zu betreiben, sondern auch ihre Feinde mit in das Bereich ihrer mystischen Thätigkeit zog, veranlaßten diese gegen sie eine Untersuchung, die aber bald niedergeschlagen wurde und deren Akten noch im Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv vorhanden sind. Durch alle diese Vorgänge sah sich der König veranlaßt, das Ehedokument von der Cossell zurückzufordern. Außerdem sollte sie gegen eine Entschädigung von 200 000 Thalern ihr Dresdener Schloß und Pillnitz wieder an den König abtreten. Hierdurch aufs neue für ihr Vermögen in Besorgnis gesetzt, ließ sie weitere fünfzehn Kisten mit Wertsachen und Effekten nach Berlin schaffen. Zeitweilig scheint sie auch gewillt gewesen zu sein, den Anforderungen des Königs zu entsprechen. So lieferte sie z. B. die Schlüssel ihres Dresdener Palais aus, ihre sonstigen Zusagen hat sie aber bald, auf ihr gutes Recht pochend, wieder zurückgenommen; speziell weigerte sie sich hartnäckig, den Ehekontrakt zurückzuliefern. „Ich hab' immer guten Mut, verlasse mich auf Gott und meine gerechte Sache." Gestärkt wurde ihr Selbstbewußtsein dadurch, daß sie infolge ihrer Kenntnis vieler politischer Geheimnisse annahm, daß man sich wohl hüten werde, ihr ernstliche Ungelegenheiten zu bereiten. Sie war leichtsinnig genug, sich hiermit auch dem Minister Flemming gegenüber zu brüsten. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb fühlte sie sich aber doch in ihrer persönlichen Sicherheit so bedroht, daß sie im Dezember 1715 nach Berlin floh, um sich bald von dort nach Halle zu wenden. Hier wurde sie nach langen Verhandlungen zwischen dem Dresdener und Berliner Hofe festgenommen, an Sachsen ausgeliefert und über Nossen, wo sie einige Zeit lebensgefährlich erkrankt lag, nach Stolpen, welches sie bis zu ihrem Tode nicht wieder verlassen hat, transportiert. Auf ihre Anfragen an allen möglichen Stellen nach dem Grunde ihrer Gefangensetzung hat sie selbst nach dem 1733 erfolgten Tode Augusts des Starken ebenso wenig jemals eine Antwort erhalten, wie auf ihre bis in ihre

letzten Lebensjahre reichenden Gnadengesuche um ihre Freilassung. Ihre Haft wurde so geheim gehalten, daß der dem Hofe nahestehende Schriftsteller Baron von Pöllnitz noch 1734 berichtet, sie lebe auf den Gütern ihres Schwiegersohnes.

Der Grund, aus dem die Gräfin in so unbarmherziger Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen wurde, war ein dreifacher: der König fürchtete, in richtiger Beurteilung ihres wechselnden Temperaments, ihre persönliche Rachsucht; zweitens konnte die Cossell bei ihrer genauen Kenntnis aller intimen und politischen Vorgänge eine ihm persönlich unbequeme Verräterin werden, als auch ernste staatliche Verwickelungen heraufbeschwören. Drittens war der König aufs höchste darüber aufgebracht, daß er trotz der größten Anstrengungen nicht wieder in den Besitz des Ehedokuments gelangen konnte. Eine juristische Verurteilung, die auf Grund des gegen sie begonnenen Prozesses wegen Zauberei und der von ihr in der Erregung gegen den König ausgestoßenen Drohungen leicht hätte herbeigeführt werden können, ist auf Befehl des Königs unterblieben. Hieraus kann man darauf schließen, daß derselbe der Cossell immer noch Mitgefühl bewahrt hat. Auf Majestätsbeleidigung stand nach damaligem Rechtsbrauch die Todesstrafe. So stellt sich die lebenslängliche Haft der unglücklichen Frau lediglich als ein nach unseren jetzigen Anschauungen schwer verständlicher Akt des Absolutismus jener Zeit dar. —

Schloß Stolpen, ein alter Bischofssitz, war eine weitläufige, mit vielen Türmen gekrönte Burg, aber schon in jener Zeit sehr baufällig. Anfangs hatte die Gräfin eine Anzahl größerer Zimmer zur Verfügung, später bewohnte sie ausschließlich den nur zwei Zimmer enthaltenden Johannisturm. Der König erließ bei Einlieferung der Gräfin folgende eigenhändig geschriebene Instruktion: „Der Kommandant soll für die arretierte Person Tag und Nacht Sorge tragen, die Wachen ordentlich bestellen und visitieren. Niemand soll ohne Vorwissen des Kommandanten und des Kapitäns Heinecke ins Schloß gelassen werden, daß sie durch dieselben mit niemand eine Unterhaltung pflegen kann. Weder der Major, noch der Kapitän Heinecke sollen allein mit der Gräfin sprechen, sondern beide nur zusammen, sie sollen nicht mit ihr essen. Man kann ihr auf

Verlangen einen eigenen Kirchenstand aptieren, woselbst sie jedoch mit niemand konversieren kann. Spaziergänge im Tiergarten sind ihr in Begleitung des Majors und des Kapitäns zu gestatten, doch sind Schildwachen um den Tiergarten, der vorher zu visitieren ist, zu stellen. Es soll kein Posten vor die Thür



Der Cossellturm auf Feste Stolpen.

der Gräfin gestellt werden, sondern vor die Treppe, um ihr die Gelegenheit zu benehmen, mit dem Wachtposten zu reden. Die Leute ihrer Bedienung sind eidlich zu verpflichten. Was die Gräfin nötig hat oder verlangen möchte, soll ihr alles verabfolgt und zugesendet werden, damit ihr nichts abgeht, doch

müssen alle Bücher, Kleidung, Wäsche usw. vorher auf das genaueste untersucht werden. Tinte, Feder und Papier sind ihr zugelassen, jedoch muß man sonderlich darauf sehen, daß sie keine Briefe fortschaffen kann, deren man sich nicht vorher versichert, welches aber, soweit thunlich, unvermerkt geschehen muß. Personen, die in Geschäften mit ihr zu sprechen haben, sind in Gegenwart des Majors und Kapitäns zu ihr zu lassen, sind aber vorher zu verpflichten, daß sie keine unzulässige Kommission von ihr annehmen, auch mit ihr in kein Räsonnement sich einlassen wollen, außer was jeder wissen darf. Geld darf der Gräfin nicht gegeben werden, vielmehr hat Heinecke ihre Kasse zu führen. Gewehre bei sich zu führen, ist ihr im mindesten nicht zu gestatten. In der unter der Gräfin Fenster nach dem Tiergarten zu liegenden Wachtstube muß Tag und Nacht ein Unteroffizier mit der nötigen Mannschaft verbleiben, die aufs schärfste anzuweisen sind, wohl acht zu haben, damit von den Fenstern nichts heruntergelassen oder hinaufgezogen werden könne. Während der Nacht muß der Leutenant auf der Wache bleiben. Alle zwei Stunden muß ein Offizier visitieren. Man muß der Gräfin allemal mit Civilität und Höflichkeit entgegen gehen und begegnen." Diese Instruktion wurde nun peinlicher gehandhabt, als es dem Sinne des Königs entsprach. Wie knapp sie z. B. in der Befriedigung ihrer Ansprüche gehalten wurde, geht aus folgender Stelle eines ihrer Briefe hervor, in dem sie um Lieferung von Leinwand bat: „... weil ich kein Hemd noch Bettziege habe, da nicht zum wenigsten sechs oder sieben Flecke drauf sind. Holm und der Doktor haben es gesehen, daß sie beyde davor entsetzt haben, so werde ich gehalten, im Hause derer, die mich lieben." Mehrfache Blitzschläge und Feuersbrünste veranlaßten sie zu der Bitte, daß das neben ihren Zimmern gelegene Pulverdepot verlegt werde, damit sie, wie sie schrieb, nicht zu Grunde gehe „wie ein Artilleriegeneral, der zu nichts anderem gut sei". Darüber, in welch schlechtem Zustand ihre Wohnung war, berichtet die Cossell in einem Briefe: „Ew. Excellenz wollen entschuldigen, wenn ich überschicke einen Anschlag vor Ausbesserung derer Zimmer, wo ich wohne, da ist höchste Notwendigkeit, daß menschliche Hilfe zutrete, weil im widrigen Falle nicht allein größere Unkostung erforderlich

werdet, besondern zu besorgen stehet, daß auch ich untergehe, weilen das Zeughaus im Fundament große Rissen bekommen, wodurch der Fußboden an etzlichen Orten schier ein Viertel gesunken, auch durch Altertum die Bretter so auseinander, daß man die Hände hineinlegen kann. Die Anschläge werden mehreren Umbständen derer sichtlichen Gefahr darthun." Viel scheinen die Klagen nicht geholfen zu haben, sonst hätte sich die Cossell sicher nicht die letzten einundzwanzig Lebensjahre nach den zwei Zimmern im Juliusturm zurückgezogen. Ueber ihren dortigen Aufenthalt wird berichtet: „In dem kleinen Wohnzimmer waren keine Tapeten, zwei alte, sehr schadhafte Stühle, zwei kleine hölzerne Tische, ein großes hölzernes Bett ohne Vorhänge, und der Gräfin eigener Stuhl, darauf sie zwischen zwei hölzernen Seitenlehnen ohne Rückenstück auf zwei alten übereinander liegenden Federkissen, den Rücken allzeit dem Ofen zukehrend, gesessen. Durch den vielen Rauch und Dampf einer mitten im Zimmer an der Decke herabhängenden Lampe, welche vom Abend bis zum hellen Morgen brennen mußte, war alles so schwarz geworden, daß man den Zeiger einer an der Wand hängenden schlechten Schlaguhr nicht erkennen konnte."

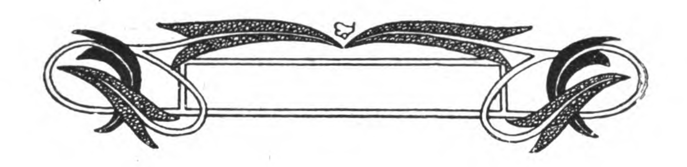
Die Cossell hat sich in Stolpen viel mit Büchern mystischen und religiösen Inhalts beschäftigt, ebenso mit lebhaftem Interesse die Erziehung ihres Sohnes und ihrer Töchter verfolgt. So ist uns eine Anweisung von Erteilung von Tanzunterricht für ihren Sohn erhalten: „Von dem Tanz, weil der Graf seinen Jahren nach noch nicht zulassen, Capriolen, Entrechasse noch Entreen tanzen zu lernen, besondern nur nötig ist, die Cadance ihm beizubringen und wohl auf den Beinen zu gehen, den Hut mit guter Grace auf und ab zu setzen, ingleichen die Referenzen gehörig zu machen, so gingen meine Gedanken dahin, daß man sich mit dem Tanzmeister auf Jahrlohn (25 Thaler) setzte." Von ihrer Mutter erhielt sie über die Erziehung ihrer Töchter folgenden Bericht: „Die Komtessen werden brav und groß und befinden sich gottlob gesund, sie lernen ziemlich. Sie haben eine Französin und einen Hauslehrer. Nachmittags spielen sie auf dem Clavicymbel und singen, worin die älteste ziemlich avanciert. La Marche giebt ihnen Tanzstunde; die Komtessen lesen fleißig in den ihnen zugeschickten Büchern."

Die ältere Tochter vermählte sich 1725 mit einem Grafen Friesen, die jüngere 1730 mit dem Grafen Moscinski. Am Hochzeitstage fand eine Hoftafel von 136 Kouverts statt. Der König nahm überhaupt an seinen Kindern großen Anteil, namentlich war er gegen seine Töchter sehr freigebig. So erhielt die jüngere unter anderem ein Kollier im Werte von 30000 Thalern. Der Graf Friedrich August Cossell verheiratete sich mit einer Gräfin Holzendorf. Die letzten Nachkommen der Töchter sind 1755 bezw. 1826 kinderlos gestorben, wohingegen Nachkommen der Töchter des Sohnes noch jetzt in zahlreichen sächsischen Adelsgeschlechtern fortleben.

Das Interesse für die Ihrigen hat die Cossell aufrecht erhalten, sonst hätte sie bei der schlechten Behandlung und den ungünstigen Lebensbedingungen die Haft nicht 50 Jahre ertragen. Sie starb am 31. März 1765 im Alter von 84 Jahren, nachdem sie viele Krankheiten während der Zeit ihres Gefangenseins durchgemacht hatte.

So fand die Tragödie der Gräfin Cossell im Schlosse Stolpen ihren Abschluß. Dieselbe ist so recht geeignet, die Lebens- und Rechtsanschauungen der damaligen Zeit in einem interessanten Licht zu zeigen, und wenn diese Zeilen dazu beitragen sollten, das Andenken der Gräfin Cossell von dem irreleitenden romanhaften Beiwerk zu befreien, so ist der Zweck derselben erreicht.





Bühnenlieblinge der Gegenwart.

I. Die Berliner Hofoper, ihre Geschichte und ihre Kräfte.

Von Dr. **A. Stern**-Berlin.

ennt man die besten Namen, wird auch der ihre genannt. Spät trat sie unter ihre Schwestern, denn Wien, Dresden, München und andere Städte erfreuten sich schon längst guter, zum Teil recht bedeutender Operninstitute, als in Berlin noch keine Spur davon vorhanden war. Erst Friedrich der Große rief sie ins Leben und schuf ihr ein würdiges Heim, und seitdem entwickelte sie sich — mit kurzen Unterbrechungen — in rascher Entfaltung zu der Höhe, die sie heute einnimmt.

Unter den unvergeßlichen Eindrücken, welche Friedrich der Große als Kronprinz von seiner Dresdener Reise heimgebracht hatte, stand die dortige Oper, die damals schon zu höchster Blüte entwickelt war, in erster Reihe; besonders die instrumentalen Leistungen der vorzüglichen Kapelle wirkten berauschend auf den Kunstsinn des jungen Kronprinzen. Aber erst später, als diesem in Rheinsberg ein eigener kleiner Hofstaat zur Verfügung stand, konnte er sein Augenmerk auf Bildung einer guten Musikkapelle richten, und das mußte noch heimlich und mit allerhand listigen Mitteln geschehen. Wenn in den Rechnungen einige „Laquaien vor musikalische Amusements“ figurierten, so hatte der sparsame Vater des kunstsinnigen Kronprinzen dagegen wohl nichts einzuwenden, für eine Kapelle jedoch würde

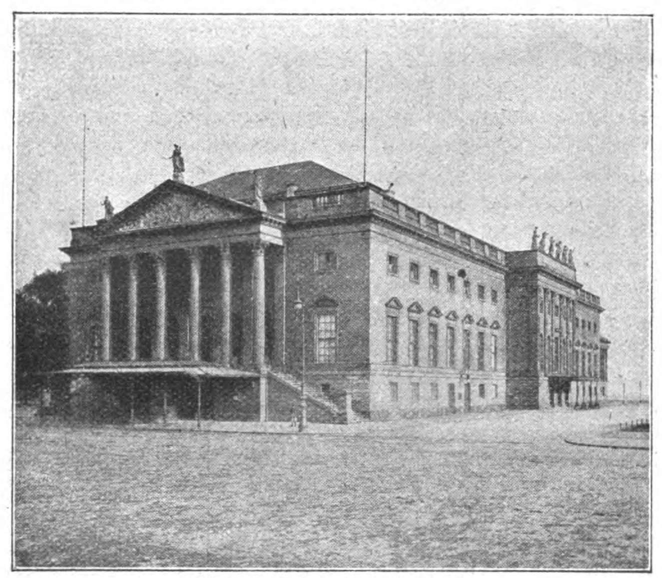
er zweifellos nicht einen Groschen bewilligt haben. Diese kleine, aber ausgezeichnete Kapelle brachte Friedrich, als er den Thron bestieg, mit nach Berlin, und sie ist es, aus welcher die jetzige Königliche Kapelle hervorgegangen ist.

Mit großem Eifer ging der achtundzwanzigjährige König Friedrich, trotz der bald nach seinem Regierungsantritt ausbrechenden Schlesischen Kriege an die Ausführung des Planes, in Berlin eine glänzende Oper zu errichten. Auf dem Platze vor der Lindenpromenade wurde der Bau begonnen, die namhaftesten Sänger wurden engagiert, und schon am 7. Dezember 1742 wurde die Oper, obwohl das Haus noch lange nicht fertig war, mit „Cäsar und Cleopatra“ von Graun eröffnet, einem der bedeutendsten Komponisten der damaligen Zeit, der auch als Kapellmeister an der Spitze der Königlichen Oper stand und in dieser Stellung bis zu seinem Tode verblieb.

Mit der größten Spannung hatte ganz Berlin den Tag erwartet, an welchem endlich die erste Oper aufgeführt werden sollte. Die Baugerüste standen noch um das ganze Opernhaus; ja, der vordere Teil, welcher den Konzertsaal enthielt, war noch nicht einmal im Rohbau vollendet; Treppe und Treppenlaube waren noch nicht angefangen, und das Ganze gewährte den Anblick des Unfertigen, wozu noch der mit Baustücken und Materialien aller Art bedeckte wüste Platz rings umher und bis zum Anfange der Lindenpromenade kam. Aus diesem Grunde konnten bei der Eröffnung auch nur die beiden Seiteneingänge benutzt werden, und im Innern war es nicht möglich gewesen, die Malerei der Decke im Zuschauerraume zu vollenden, sodaß eine zeltartige Verhüllung von Leinwand provisorisch als Decke diente. Ueberall trat dem Auge das Unvollendete, übereilt Hergestellte entgegen. Roh gezimmerte Bänke standen statt der späteren Stühle in den Logen; die Gänge waren nur weiß übertüncht, die Malerei und Vergoldung der Logenbrüstungen nicht fertig. Alle diese Mängel deckte indessen eine außerordentlich glänzende Beleuchtung zu, die in den beiden ersten Jahren an jedem Abende nicht weniger als 2771 Thaler kostete, und für den Zuschauerraum, sowie überall, wo das Publikum Zutritt hatte, aus dicken Wachslichten bestand. Die Bühne selbst wurde an der Rampe mit Talgkasten erleuchtet, und an jeder Coulisse

standen, den Zuschauern sichtbar, kleine Kasten auf dem Fußboden, in denen ebenfalls Talgnäpfe brannten. Die Garderoben der Sänger und Tänzer waren gleichfalls durch Wachslichte erleuchtet.

Bei heftigem Schneegestöber fand die Eröffnungsvorstellung statt. Der König hatte bestimmt, daß die ganze Generalität und alle „Kriegsbediente" das Parterre besuchen sollten, in



Königliches Opernhaus in Berlin.

welchem nur vorn, dicht hinter dem Orchester, zwei Lehnsessel für den König und den Hof standen. Alle übrigen Personen im Parterre mußten der Vorstellung stehend zusehen. In den beiden Rängen waren die Logen, deren übrigens nur drei, höchstens vier auf jeder Seite waren, für das Ministerium und das Beamtenpersonal bestimmt, während im dritten Range Einwohner der Stadt zugelassen wurden. Die Parterrelogen waren vorzugsweise für die in Berlin anwesenden Fremden bestimmt, und die königlichen Hoffouriere mußten sich in allen Gasthöfen

erkundigen, wie viele solcher Fremden gerade in Berlin anwesend waren, um ihnen Billets zukommen zu lassen. Ein Gebrauch, der sich auch unter den späteren Regierungen lange erhalten hat. In den äußersten Logen des dritten Ranges zunächst der Bühne waren die Trompeter und Pauker der Garde du Corps und des Regiments Gensd'armes aufgestellt, welche beim Eintritt des Königs und am Ende der Oper Tusch bliesen. Auf dem Proscenium, rechts und links zu beiden Seiten der Bühne, standen zwei Grenadiere der Potsdamer Garde mit Gewehr bei Fuß, welche jedesmal im Zwischenakte abgelöst wurden und der ganzen Vorstellung vor den Augen des Publikums zusahen; welcher Gebrauch aber nach dem Siebenjährigen Kriege ganz abkam. Um fünf Uhr wurde das Publikum eingelassen; die Militärpersonen im Paradeanzuge, die Civilbeamten und Damen im Couranzuge. Selbst bei dem Publikum des dritten Ranges wurde auf eine sorgfältige Toilette gesehen.

Der König trat durch die Parterrethür links neben dem Orchester ein, grüßte bei dem Tusch das Publikum und setzte sich sofort auf seinen Armsessel. Graf von Gotter, als Intendant des Theaters, stand hinter dem Stuhle des Königs und gab dem wartenden Kapellmeister das Zeichen zum Beginn der Ouverture, sobald Seine Majestät sich gesetzt hatte. Die Königin und die Prinzessinnen befanden sich in der königlichen Mittelloge, und zwar schon vor der Ankunft des Königs. Alles empfing Seine Majestät stehend und setzte sich erst mit dem Beginn der Ouverture. Im Orchester dirigierte Kapellmeister Graun in einer weißen Allongeperücke und rotem Mantel am Flügel.

Nach dieser ersten Aufführung im Opernhause schien ganz Berlin von der ungekannten Großartigkeit und dem Reiz dieses Schauspiels elektrisiert. Besonders, als nach einer Wiederholung, am 10. Oktober des nächsten Jahres, zum ersten Male eine Redoute in dem seit September nun ganz fertigen Opernhause gehalten wurde. Der König hatte befohlen, daß sämtliche Zuschauer schon zur Oper in Masken erscheinen und dann in dem großen Vordersaale und den Gängen sich aufhalten sollten, bis das Podium des Parterre heraufgeschraubt wäre. Die Sänger und Tänzer mußten in ihrem Kostüme bleiben und sich später unter das Publikum mischen.

Der Eindruck, den diese erste Redoute durch ihre Pracht und Großartigkeit machte, war ein außerordentlicher. Alles, was bei der Eröffnung des Hauses im vorigen Jahre noch den Stempel des Unfertigen und Provisorischen trug, war verschwunden; die Baugerüste rings umher fortgenommen, der große Saal vollendet, und das Innere durchweg mit solider Pracht geschmückt. Die Berliner glaubten sich in einen Feenpalast versetzt und trauten kaum ihren Augen, als sie den König selbst in einem Rosa-Domino, aber ohne Maske, nicht allein sich unter das Publikum mischen, sondern an dem Tanze teilnehmen sahen. Von dieser Zeit an gehörten die Redouten jährlich mit zu den Karnevalsfestlichkeiten, ähnlich wie später die gleichfalls im Opernhause stattfindenden Subskriptionsbälle mit ihrer Toilettenpracht zu den Hoffestlichkeiten, die freilich mehr ein allgemeines, gesellschaftlich-vornehmes Gepräge tragen und fast stets durch die Anwesenheit des Kaiserpaares ausgezeichnet werden.

Das Engagement der berühmten Tänzerin Barbarina, das mit ganz besonderen Umständen begleitet war, rückte für die nächsten Jahre das Ballett in den Vordergrund des Interesses. Der Vertrag war bereits schriftlich in Venedig vollzogen und harrte nur noch der königlichen Unterschrift; ehe aber letztere in Venedig anlangte, hatte die Barbarina die Bekanntschaft des jungen Lords Stuart de Mackenzie gemacht und erklärte nun plötzlich, sie habe keine Lust, nach Berlin zu gehen, sondern wolle nach Paris und von dort nach London. Der König, der den Mangel einer guten ersten Tänzerin lebhaft empfand, war sehr aufgebracht über diesen Bescheid und schrieb an den preußischen Gesandten in Wien, er solle dem dortigen venetianischen Gesandten andeuten, daß der König von der Republik Venedig sofort die Auslieferung der Tänzerin verlange. Die Republik weigerte sich, in dieser Angelegenheit etwas zu thun, da sie es unter ihrer Würde hielt, sich mit dem Engagement einer Tänzerin abzugeben. Der König geriet hierüber in den heftigsten Zorn und ließ die Equipagen des venetianischen Gesandten, welcher von London über Hamburg durch Preußen reisen wollte, mit Beschlag belegen, bis die Regierung ihm den Willen thun würde. Dieser Vorgang machte außerordentliches

Aufsehen unter den Diplomaten, und in Wien riet man dem venetianischen Gesandten, den König, der schon Proben seines



Josefine Reinl als Isolde in „Tristan und Isolde".

festen Charakters gegeben, nicht zu reizen. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Senate zu schreiben, daß mit dem jungen Könige von Preußen nicht zu spaßen sei, und riet zu augenblicklicher Verhaftung und Auslieferung der Barbarina.

Der Senat fügte sich mit der Erklärung, daß die Republik sich ein „Vergnügen“ daraus mache, den Wünschen Seiner Majestät



Ida Hiedler als Sieglinde in „Die Walküre“.

zu entsprechen, ließ die Tänzerin bei Nachtzeit in verschlossener Kutsche aus Venedig fortbringen und unter militärischer Bedeckung, einer Kompagnie Kavallerie, bis an die österreichische Grenze schaffen, wo sie von dem Abgesandten des Königs in

Empfang genommen wurde, um über Wien nach Berlin transportiert zu werden. Vergebens suchte Lord Mackenzie die berühmte Tänzerin von der Gnade des Königs zurückzuerhalten und erbot sich zu einer hohen Kaution, mußte aber Berlin, wohin er ihr nachgereist war, Knall und Fall verlassen. Wenige Tage nach Barbarinas Ankunft befahl der König, daß die mit so vielen Schwierigkeiten endlich errungene Tänzerin vor ihm erscheinen sollte. Es fand französische Komödie auf dem Schloßtheater statt, und die Barbarina mußte in den Zwischenakten tanzen. Ihre außerordentliche Schönheit, von der die noch jetzt in den königlichen Schlössern vorhandenen Gemälde zeugen, frappierte den König. Er unterhielt sich mit ihr, und ihre geistreiche Unterhaltung fesselte ihn so sehr, daß alles Vorgefallene vergeben und vergessen wurde. Von diesem Augenblicke war sie der erklärte Liebling des Königs, und der ganze Hof erschöpfte sich in Lobeserhebungen über ihre Schönheit und Talente. Wie durch einen Zauberschlag war die gleichsam eroberte Italienerin der Mittelpunkt des feinen gesellschaftlichen Lebens in Berlin geworden. Anbeter aus allen Ständen drängten sich um sie her, und sie hielt eine Art von kleinem Hof in ihrer Wohnung, in der Behrenstraße. „Die unvergleichliche, die göttliche Barbarina!“ so schwärmte man allgemein, und die Königliche Oper stieg durch ihre Kunst immer mehr an Beliebtheit. Unter glänzenden Bedingungen — 7000 Thaler Gehalt und jährlich fünf Monate Urlaub — wurde ihr Kontrakt auf weitere drei Jahre verlängert, doch mit der Bedingung, daß sie während der Dauer desselben nicht heiraten dürfe. Durch leichtsinniges Betragen verscherzte sie sich die Gunst des Königs und reiste plötzlich von Berlin ab, um mit ihrer Schwester nach England zu gehen. Ebenso unvermutet kehrte sie von dort zurück; wie man sich erzählte, um den Geheimrat Cocceji, Sohn des Großkanzlers, zu heiraten. Der Großkanzler und seine Gattin wendeten sich an den König, und dieser ließ den Geheimrat von Cocceji verhaften und auf das Schloß in Alt-Landsberg bringen, indem er hoffte, dadurch die beabsichtigte Heirat zu verhindern. Trotz aller Bewachung verließen die beiden Liebenden anfangs 1751 Berlin und ließen sich auswärts trauen. Nach der Rückkehr der Barbarina nannte

sie sich ganz öffentlich Freifrau von Cocceji zum größten Verdruß der mächtigen und einflußreichen Familie ihres Gatten. Die wiederholten Klagen derselben riefen nun einen Befehl des Königs an den Generalstaatsanwalt hervor, nach welchem dieser strenge Untersuchungen anstellen sollte, mit welchem Rechte die „Barbarina es wage, sich den Namen von Cocceji beizulegen“. Die Barbarina schrieb hierauf an den König und beklagte sich über die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt worden, erklärte, daß sie in der That rechtmäßig verheiratet sei, und unterzeichnete sich „Barbarina de Cocceji“. Die weiteren Untersuchungen scheinen nun kein anderes Resultat ergeben zu haben, denn der Geheimrat von Cocceji wurde nach Glogau versetzt, wohin seine Gattin ihm folgte. Sie kam von jener Zeit an nie wieder nach Berlin und soll in einer sehr glücklichen Ehe gelebt haben. Sie besaß drei schöne Güter in Schlesien und über 100000 Thaler bares Vermögen, welches sie zur Gründung eines adeligen Fräuleinstiftes für achtzehn Personen verwendete. In Anerkennung dieser Stiftung erhob König Friedrich Wilhelm II. sie 1789 in den Grafenstand und erlaubte ihr sowohl als den adeligen Fräulein ihres Stifts, ein solches Kreuz und Band zu tragen, wie es in ihrem Wappen enthalten war. So starb Barbara Gräfin von Campanini am 7. Juni 1799, fünfundsiebzig Jahre alt, zu Barschau in Schlesien.

Der Siebenjährige Krieg machte der ersten Glanzperiode der Berliner Oper, die dazumal noch ein Mittelpunkt für italienische Gesangskünstler war, ein jähes Ende; nach dem Hubertusburger Frieden war auch der Kunsteifer des Königs geschwunden. Unter seinem Nachfolger entwickelte sich die Hofoper aus einer italienischen zu einer völlig deutschen Oper, und Werke von Mozart und Gluck erschienen auf dem Spielplan. Nach dem Einmarsch der Franzosen löste sie sich auf, und das Opernhaus wurde ein Magazin. Nach Vertreibung des Feindes öffnete der Kunsttempel wieder seine Pforten; Spontini und nach ihm Meyerbeer wurden von Friedrich Wilhelm III. als Generalmusikdirektoren von Paris nach Berlin berufen, und die Hofoper ging einer neuen Blüte entgegen.

Die höchste Vervollkommnung ihres Balletts, dessen Zierden Frl. Antoinette dell'Era und Frl. Margarete Urbanska

durch die vollendete Anmut ihrer Bewegungen uns noch heute entzücken, erreichte die Berliner Hofoper unter dem Intendanten Botho von Hülsen (1851—1886), der es auch verstand, eine Fülle ausgezeichneter Gesangskräfte an dieselbe zu fesseln. Es sei nur an die Namen erinnert: Pauline Lucca, Vilma v. Voggenhuber, Marianne Brandt, Lilly Lehmann (die jetzige Konzertsängerin und eifrige Förderin aller Tierschutzbestrebungen), Mathilde Mallinger, Elisabeth Leisinger (jetzt glückliche Bürgermeistersfrau in Süddeutschland), Marie Renard; Albert Niemann, Betz, Fricke, Krolop.



Ernst Kraus als Walter Stolzing in „Die Meistersinger".

Nahmen unter Hülsen die Meyerbeerschen Opern noch einen breiten Spielraum im Repertoire ein, so blieb es seinem Nachfolger, dem jetzigen Generalintendanten Grafen Bolko von Hochberg, vorbehalten, den gewaltigen Musikdramen Richard Wagners zum vollen Siege zu verhelfen und den ganzen Nibelungenring zur Aufführung zu bringen. Schwerlich hätte für diese Aufgabe und für den verantwortungsvollen Posten ein geeigneterer Mann gefunden werden können, als der vortreffliche Musiker, der sich schon als Leiter der „Schlesischen Musikfeste" und als schaffender Komponist glänzend bewährt hatte. Mit Feuereifer ging Graf Hochberg an die nötigen Reformen, schränkte das große Ballett zu Gunsten der Oper ein, ließ die inneren Räume des alten Opernhauses in prunkvollster Weise umbauen und den früheren Konzertsaal zu einem Foyer einrichten und erwarb das Krollsche Theater, das als zweites Königliches Opernhaus mit seinen billigeren Preisen und seinem schattigen Park ein wahres Volksopernhaus wurde und besonders im Sommer viele Besucher an sich zieht. Des Grafen „rechte Hand"

war der kürzlich verstorbene Geheime Regierungsrat Harry Pierson, ein Intendanturdirektor, wie er sich einen besseren nicht wünschen konnte, rührig, von treffsicherem Blick und liebenswürdigen Umgangsformen. An der Spitze der aus lauter Künstlern bestehenden Königlichen Kapelle stehen und standen Männer wie Richard Strauß, Dr. Muck, Felix Weingartner, Josoph Sucher. Unter solchen Leitern ist es kein Wunder, daß die Sängerinnen und Sänger mit Lust und Liebe ihrem Berufe obliegen. — Schon manche erste Kräfte hat Graf Hochberg scheiden sehen, wie die Leisinger, die Wagnersängerin Rosa Sucher, die Gattin seines früheren Kapellmeisters, und Bertha Pierson, die Frau seines Intendanturdirektors, wie Emil Goetze, den er durch den Tod so früh verlor, Paul Bulß und den Bassisten Emil Stammer. Aber groß ist noch die Zahl von Sternen erster Größe an seinem Bühnenhimmel, und immer neue tauchen an demselben auf.



Emilie Herzog.

Schwer ist die Aufgabe des Astronomen, der den Lauf und den Glanz dieser Sterne beschreiben will. Fällt die Schilderung zum Teil lückenhaft aus, dann ist zu bedenken, daß manche jener „himmlischen" Herrschaften sich dem Fernrohr des Sternguckers nicht gestellt oder in undurchdringlichen Nebel sich gehüllt haben.

Unter den Sopranistinnen ist zunächst Frl. Ida Hiedler zu nennen, die eine herrliche Erscheinung mit seelenvoller Stimme und vornehmer Darstellungsweise vereinigt. Ihre Elisabeth im „Tannhäuser", ihre Agathe im „Freischütz" dürften die lieblichsten Verkörperungen dieser poesieumwobenen Gestalten sein. Bei ihrem hundertsten Auftreten in ersterer Rolle verlieh ihr der Kaiser sein Bildnis, nachdem er sie schon früher bei Ge-

legenheit der 600. Aufführung des „Freischütz" persönlich zur Kammersängerin ernannt hatte. Geboren ist die Künstlerin in Wien als Tochter eines Ministerialbeamten. Schon früh zeigte sie musikalische Anlagen. Ursprünglich sollte sie nach Beendigung der Schule zum Klavierspiel ausgebildet werden; allein ein Besuch des Wiener Opernhauses genügte, um das damals fünfzehnjährige Mädchen ihren Beruf erkennen zu lassen. Schüchtern vertraute sie sich ihrer Klavierlehrerin, die gleichzeitig auch Gesangunterricht gab, an und erhielt nach eingehender Prüfung die Gewißheit, daß ihre Stimme ihr eine Zukunft verheiße. Nach Ueberwindung des anfänglichen Widerstandes der Eltern trat Ida Hiedler ins Konservatorium ein, wo sie vier Jahre studierte. Nach einem Probesingen vor dem Grafen Hochberg wurde sie zum Gastspiel an der Berliner Oper zugelassen und fand hierbei so allgemeinen Beifall, daß ihr Engagement erfolgte. Bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau wirkte sie in einem Konzerte der Deutschen Botschaft mit und wurde hierbei durch eine Ansprache der russischen Kaiserin besonders huldvoll ausgezeichnet.

Zu den gefeiertsten Mitgliedern der Berliner Hofoper gehört Frau Emilie Herzog. Eine Meisterin der Gesangstechnik, weiß sie sowohl in Soubrettenrollen (Frau Fluth, Regimentstochter), wie in ernsteren Partien (Königin der Nacht, Nedda in den „Bajazzi" usw.) ihren Gestalten dramatisches Leben einzuhauchen. Ein Kind der Schweiz, zu Ermatingen am Bodensee geboren, verdiente die „kleine Herzog" — wie man sie damals nannte — am Münchener Hoftheater als Soubrette ihre künstlerischen Sporen, fand aber nicht die ihr zusagende Beschäftigung und nahm mit Freuden einen Antrag der Berliner Hofoper an, wo man seit dem Weggange Lilli Lehmanns keine hervorragende Vertreterin des Koloraturfaches mehr gehabt hatte. Weit über hundert Rollen hat sie seitdem gesungen und mancher neuen Oper zum Siege verholfen. Daneben entfaltet sie als Lieder- und Oratoriensängerin eine umfassende Thätigkeit; die Italienfahrt der „Berliner Liedertafel" machte sie als einzige Solistin mit. Seit Jahren ist sie mit ihrem Landsmann, dem bekannten Musikforscher und früheren Musikreferenten der „Täglichen Rundschau", Dr. Heinrich Welti, vermählt. Ihr Heim in der Lützowstraße ist das Feld, auf dem eine sorgsame Gattin und

Mutter waltet. Ihre seltene Bescheidenheit, Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit trägt zur Erhöhung ihrer großen Popularität bei.

Von außergewöhnlichem Umfang ist die Stimme von Frl. Josefine Reinl, die sich als Wagnersängerin einen großen Ruf erworben hat. Sie singt ebenso die Knusperhexe in „Hänsel und Gretel“, wie die Brünnhild in der „Götterdämmerung“. In Prag stand die Wiege der Künstlerin, deren bei ihr lebende Mutter eine Italienerin ist, während der Vater ein Böhme war. Bereits als achtjähriges Kind trat Josefine Reinl als Violinspielerin öffentlich auf; später studierte sie Gesang und trat mit fünfzehn Jahren in den Verband des Böhmischen Nationaltheaters, um nach zwei Jahren ihre Bühnenlaufbahn in Deutschland zu beginnen. Von Düsseldorf aus wurde sie an die Berliner Hofoper engagiert, wo ihr bald hochdramatische Partien zugewiesen wurden. Für ihre Geistesgegenwart spricht die Art, wie sie einmal eine Vorstellung rettete. Es war „Lohengrin“ angekündigt. Fräulein Reinl, die die Elsa singen sollte, übernahm an Stelle der erkrankten Frau Schumann-Heink die Ortrud, und so galt es, in aller Eile einen Ersatz für die Elsa zu suchen. Da Frl. Hiedler noch auf Urlaub war, so wurde eine zufällig in Berlin anwesende Sängerin, die Primadonna eines kleinen Hoftheaters, zur Uebernahme der Partie herangezogen. In den ersten zwei Akten ging alles ganz glatt. Im dritten Akte, während des Duetts, wurde die Sängerin plötzlich von einem starken und nicht zu unterdrückenden Hustenreiz befallen und war außer stande, auch nur einen Ton weiter zu singen. Fräulein Reinl, die eben in der Regieloge war, musikalisch sicher und in der Partie fest, wie sie sich fühlte, sprang mit anerkennenswerter Schlagfertigkeit sofort für die geängstigte Kollegin ein. Von ihrer Loge aus sang sie einfach die Rolle der Elsa weiter, und da eine Verständigung zwischen den beiden Künstlerinnen in dieser heiklen Lage doch nicht erfolgen konnte, führte sie die Rolle bis zum Aktschluß von ihrer Loge aus zu Ende, während die gastierende Künstlerin einfach nur „spielte“. So erlitt die Aufführung keine allzu empfindliche Störung. — Auf ihren Gastspielfahrten kam Josefine Reinl auch nach Amsterdam, wo sie in einem Konzert der „Wagner-Vereinigung“ bei den Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren der Königin Wilhelmina als

einzige deutsche Sängerin mitwirkte und die aus nationalen Gründen gemachte Opposition der holländischen Presse durch ihre Kunst zum Schweigen brachte.

Von der Knusperhexe Fräulein Reinls bis zu dem entzückend kindlichen Gretel von Fräulein Dietrich ist nur ein Schritt.. Marie Dietrich ist ein Schwabenkind, in Württembergs rebenumkränzter Hauptstadt ist sie aufgewachsen und künstlerisch erzogen, hier betrat sie zum erstenmal, als Rosine im „Barbier von Sevilla", die Bühne, und vier Jahre lang war sie eine Zierde des Stuttgarter Hoftheaters. Wien und Berlin bemühten sich dann, die Künstlerin zu gewinnen; die Berliner Hofoper siegte. Ihre anmutige Erscheinung, ihr heiteres, natürliches Wesen und vor allem ihr heller, glockenreiner Sopran hat sie bald auch im Konzertsaale beliebt gemacht, und namentlich bei den Hofkonzerten im Berliner Schloß erfreut sie sich der besonderen Huld des Kaiserpaares.

Zur Zeit nach Stuttgart beurlaubt, aber vom Herbst ab wieder für die Berliner Hofoper verpflichtet, ist Anna Reinisch eine der genialsten Vertreterinnen des Koloraturgesangs, den sie dramatisch zu beleben weiß; besonders liegen ihr schalkhafte Rollen. Tochter eines Wiener Realitätenbesitzers, genoß sie ihre künstlerische Hauptausbildung bei dem Gesangsmeisterpaare Herrn und Frau Muschler in Berlin und wurde von Stettin aus an die Berliner Hofoper engagiert, wo sie dramatische und Soubrettenrollen mit gleicher Kunst bewältigte.

Eine vielversprechende neue Kraft ist Frl. Thila Plaichinger. Ihr Vater war Schuldirektor in Wien und großer Musikenthusiast. Im dortigen Konservatorium ausgebildet, wurde Thila Plaichinger von Pollini als dramatische Sängerin ans Hamburger Stadttheater berufen, verließ dasselbe aber bald, um nach Straßburg zu gehen, wo sie besonders als Wagnersängerin einen großen Ruf sich errang. Beim Abschiede erhielt sie von der Stadt einen kunstvoll in Silber und Gold ausgeführten Lorbeerzweig, dessen Blätter die Namen sämtlicher in Straßburg gesungener Rollen tragen. Bei den Wiesbadener Maifestspielen sang sie die Rezia im „Oberon", erhielt vom Kaiser eine seine Initialen tragende Brosche und wurde sofort für die Berliner Hofoper verpflichtet.

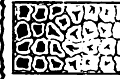
Von Sopranistinnen sind noch die temperamentvolle Dar-

stellerin der Carmen, Frl. Emmy Destinn, zu erwähnen, ferner Frl. Martha Kopka, Frau Helene Lieban-Globig, die Gattin des Opernsängers, und die vor kurzem erst engagierte junge, bildhübsche Amerikanerin Geraldine Farrar, die in Rollen wie Margarethe Gutes leistet.

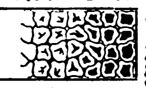
Eine hervorragende Vertreterin des Mezzosoprans besitzt die Berliner Hofoper in Frl. Therese Rothauser, einer aus Budapest gebürtigen Künstlerin, die als Hansl in „Hänsel und Gretel", als Carmen und Mignon zu entzücken weiß. Ausgezeichnet als Altistin ist, neben Frau Schumann-Heink, Frau Marie Goetze, ein Berliner Kind, das die weibliche Titelrolle in Saint Saëns' neuer Oper „Samson und Dalila" so glücklich verkörperte, daß der Kaiser ihr als Anerkennung ein in der Königlichen Porzellanmanufaktur eigens angefertigtes Osterei von hohem künstlerischen Wert überreichen ließ.

Was nun die Vertreter des „herrlichen" Geschlechts an der Berliner Hofoper betrifft, so mögen dieselben verzeihen, wenn wir sie etwas „summarisch" behandeln. Nicht immer haben große Künstler eine interessante Biographie aufzuweisen. Wir nennen also die Tenoristen Ernst Kraus, dessen Lohengrin weltberühmt ist, Wilhelm Grüning, den Siegfried und Parsifal der Bayreuther Festspiele, Robert Philipp, Eloi Sylva, Julius Lieban, den bekannten Darsteller des Zwerges Mime im „Nibelungenring", Kurt Sommer, Leo Slezak und Alma; ferner die Baritonisten Baptist Hoffmann, Rudolf Berger, Hermann Bachmann und Rudolf Krasa; schließlich die Bassisten Paul Knüpfer, den köstlichen Bürgermeister van Bett in „Zar und Zimmermann", sowie Nebe, Wittekopf und Mödlinger, einen Sohn der grünen Steiermark, der seinerzeit den Sprung vom Kloster zur Bühne machte und nur eine Leidenschaft besitzt: das Schachspiel.

Sollten die trefflichen Sänger meinen, daß sie ihren Kolleginnen gegenüber etwas „zu kurz" gekommen sind, so werden sie hoffentlich gern ihnen diesen Vorrang gönnen, erstens aus Galanterie und sodann aus Rücksicht darauf, daß nicht alles, was dem Künstler interessant erscheint, auch für das größere Publikum Interesse hat.



Deutsche Dichtergrüße.



Hinter dem Dorf.

Von Karl Beck.

Hinter dem Dorf beim Weidengebüsch
Saß eine Junge und Alte,
Als ich heut morgen so frei und frisch
Dorten vorüber wallte.

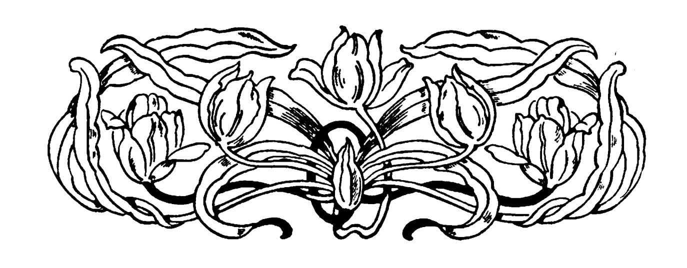
Hatte zwei Röslein, das eine war bleich,
Hing verwelket und lose,
Aber das andere war düftereich,
Eine gar prächtige Rose.

Und da warf ich die Rosen hin
Nach den sinnenden Frauen;
Wie ich stehen geblieben bin,
Mocht ich verwundert schauen,

Daß das blühende Röselein
Lag der Alten im Schoße,
Aber der Jungen fiel hinein
Die verwelkende Rose.

Beide hat es traurig gemacht,
Als ich vorüber wallte.
Hat wohl die Junge der Zukunft gedacht
Und der Jugend die Alte? —





Die Spree-Loreley.

Eine fröhliche Geschichte von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)



Die Normaluhr auf dem Berliner Spittelmarkt zeigte bereits fünf Minuten über Sieben. Die großen elektrischen Bogenlampen auf dem unheimlich lebhaften Platz bestrahlten mit ihrem bläulichen Lichte das endlose Gewoge vor den großen Warenhäusern; die elektrischen Wagen steuerten dröhnend und klingelnd durch das sich immer erneuernde Menschengewühl, Droschken und Omnibusse, von allen Richtungen kommend, vermehrten den Lärm, den die Zeitungsverkäufer und Blumenhändler mit ihren stereotypen Anpreisungen zu übertäuben versuchten. Der Schutzmann hatte es nicht leicht auf seinem Posten. Er sollte den Verkehr der vielen Gefährte regeln; er sollte ein Auge auf die hier immer thätigen Taschendiebe haben; jedem Wegunkundigen sollte er Auskunft geben, jeden Unvorsichtigen vor einem drohenden Unfall bewahren.

„Bitte, mein Fräulein, jetzt nicht!" sagte er soeben zu einer jungen, solid gekleideten Dame, die an ihm vorüber den Fahrweg überschreiten wollte. Und energisch hielt er sie am Aermel fest.

„Ich wäre schon noch hinüber gekommen!" meinte sie lächelnd und nickte einem jungen Manne an der gegenüber liegenden Bordseite sehnsüchtig zu, der ein paar Minuten später an ihrer Seite stand.

„Wie kannst du bloß so wagehalsig sein, Gisela!" sagte er zärtlich warnenden Tones und präsentierte dem Hüter der Ordnung dankbar sein Cigarren-Etuis.

„Ja, die Damen!“ erklärte der blondbärtige Beamte gutmütig lachend. „Immer mitten rin in den Strudel! Man dürfte sie eigentlich gar nich allein über'n Spittelmarkt lassen!“

Gisela Roland sah gekränkt zu dem Hünen empor, der seine Aufmerksamkeit jedoch schon wieder auf den Fahrdamm gerichtet hielt, und schmollte:

„Ach, Viktor, es war ja gar nicht so gefährlich!“

„Du warst dabei, direkt in die Omnibusräder zu laufen, Kind!“ entgegnete ernst der junge Mann.

„Weil es schon so spät war und du schon so lange gewartet hattest, Viktor! Der Chef hatte noch eine eilige Sache; da habe ich erst den Begleitbrief schreiben müssen! Am liebsten hätte er mir jetzt noch etwas aufgepackt; aber ich war so wie so schon die letzte ...“

„Hm — und hattest du nicht den Eindruck, daß er das beabsichtigte?“

Sie zuckte die Achseln und ein Ausdruck spöttischer Verachtung glitt über ihr fein geschnittenes, liebliches Gesichtchen.

„Vielleicht!“ sagte sie leise. „Aber ich hoffe ...“

„Du wirst ihm morgen kündigen!“ erklärte er bestimmt. „Das ist kein Platz für dich!“

„Das sagst du so leicht hin, als ob die Buchhalterinnenstellen hier wie Pilze aus der Erde schössen!“

„Pilze schießen auf dem Spittelmarkt gar nicht aus der Erde!“ antwortete er trocken und zog ihren Arm durch den seinen. „Komm' jetzt, ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen! — Schilt Tante Erika sehr, wenn du nun noch eine halbe Stunde später kommst?“

„Kannst du mir das Wichtige nicht auch zu Hause mitteilen?“

„Nein, Kind. Ich muß es mit dir allein überlegen!“

„Um was handelt es sich denn?“

„Um unsere Verlobung!“

„Wahrhaftig?“ jubelte sie glückstrahlend.

Er nickte nur, warm überflutet von ihrer großen Freude.

„Ah,“ sagte sie und drückte seinen Arm, „hast du endlich die feste Anstellung?“

„Nein, Gisela,“ sagte er lächelnd und mit einigem Zögern. „Das mit der Anstellung — du mußt aber nicht böse darüber sein —“

„Nun?“ fragte sie herzklopfend und blaß vor Schreck.

„Das habe ich dir nur vorgeredet!“

„Und da soll ich so mir nichts, dir nichts meine Stellung kündigen und —“

„Das sollst du!"

„Aber, Viktor! — Und vor allem, warum hast du mir das nur so vorgeredet?"

„Weil ich — hm — hier auf der Leipziger Straße kann ich dir das wirklich nicht auseinandersetzen, Goldkind! Komm', gleich linker Hand hier ist ein ruhiges und solides Lokal. Da kannst du ein paar Bissen genießen; denn du wirst hungrig sein. Und dabei will ich dir reinen Wein einschenken!"

„Wollen wir wirklich?" sagte sie, als er mit ihr abschwenkte und sie durch den hellen, langen Hausgang in die eleganten Räume der Weinstube von Steinert und Hansen führte. Denn sie gingen sonst nur in der Begleitung Tante Erikas in ein Gartenkonzert oder eines der großen Münchener Bierhäuser.

„Natürlich!" lachte er vergnügt und bestellte eine Flasche Rüdesheimer und ein paar Leckerbissen dazu.

„Das ist ja ein Weinrestaurant! Viktor, ich glaube, du hast das große Los gewonnen!" flüsterte sie erstaunt.

„In der Ehelotterie meinst du doch?" neckte er sie, und dann ließen sie die goldig funkelnden Kelche leise aneinander klingen.

„Aber nun rede!" bat sie. „Sonst schmeckt mir kein Bissen von dem, was du bestellt hast. Und es wird schon teuer sein!" Dabei glitt ihr Blick halb bewundernd, halb ängstlich über den behaglichen, keineswegs übertrieben luxuriös ausgestatteten Raum.

„Also," begann er lächelnd, „die feste Anstellung war nur ein Vorwand von mir, ich brauche keine! Sobald ich mich in meinem Fache sicher fühle, kauft mir mein Vater eine Fabrik —"

„Kauft dir — dein Vater —?" stotterte sie und sah ihn mit Augen an, die immer größer zu werden schienen.

„Ganz recht, Schatz! Das thut er. Denn er kann's. Mein Vater ist nämlich so gescheit gewesen, ein reicher Mann zu werden. Die großen Oelmühlen in Thüringen, Schaper und Kompagnie, die jetzt Aktiengesellschaft sind, hat er seinerzeit gegründet. Als er sein Schäfchen im Trocknen hatte, ist er ausgetreten, hauptsächlich meiner Mutter wegen, die kränklich war und an der Riviera leben sollte. Nach ihrem Tode ist er zwar nach der Heimat zurückgekehrt, aber mit dem Geschäft hat er nichts wieder zu thun gehabt. Wozu auch? Mein älterer Bruder hatte in eine Gewehrfabrik hineingeheiratet; ich interessierte mich viel zu sehr für Elektrotechnik, als daß mir die Oelmühlen hätten imponieren können — und mein Schwesterchen war damals eben zwölf. Der junge Mann, den sie einmal

heiraten mochte, saß sicher noch auf der Gymnasialbank und ochste Lateinisch. So kam's, daß unser guter Alter eigentlich vor der Zeit die Arbeitswaffen streckte und sich nun um mich und Lena mehr kümmerte, als uns manchmal lieb war. Ich bin deshalb hauptsächlich nach Berlin gegangen. Denn in Gotha, wo ich vordem war, ließ er mir nicht viel Ruhe — mit dem Heiraten nämlich! Immer hatte er einen neuen Vorschlag —"

„Du solltest natürlich reich heiraten?" fragte sie, offenbar höchst niedergeschlagen von seinen Eröffnungen.

„Selbstverständlich!" lachte er. „Aber ich hatte gerade Lust, so ein hochmütiges und verbildetes Püppchen zu meiner Lebensgefährtin zu machen —"

„Sicher waren doch auch ganz liebe und gescheite Mädchen darunter?" wandte sie, nicht recht überzeugt von seinen Argumenten, ein.

„Möglich!" erklärte er. „Aber ich hatte einen Widerwillen gegen eine sogenannte gute Partie. Ich wollte kein Geschäft machen, wenn ich heiratete. Darum ging ich, über meinen guten Alten hinweg, nach Berlin. Darüber muckscht er zwar mit mir; aber ich denke, es wird nicht lange anhalten! Und wenn er dich erst kennen gelernt hat und merkt, was für ein liebes, tapferes Mädchen du bist —"

„Das, scheint mir, wird noch gute Wege haben!" meinte sie trübselig.

„So? Denkst du?"

„Ich denke sogar, er wird mich vielleicht nie kennen lernen!" murmelte sie und ihre Augen wurden feucht.

„Ja weshalb denn nicht, Gisela?" fragte er bestürzt.

„Weil er nicht zugeben wird, daß du ein armes Mädchen heiratest! Und er hat recht! Es ist doch einmal so in der Welt: Reich zu Reich und Arm zu Arm! Ach, Viktor, warum hast du mir nicht gleich damals gesagt, als ich dich kennen lernte —"

„Daß ich der Sohn vom reichen Schaper bin, nicht? Mädel, dann hätt' ich dich doch nicht wieder gesehn!"

„Hättest du auch nicht!" erklärte sie mit allerliebst ernsthaftem Trotz.

„Na also! — Aber darum war's schließlich doch nicht, Gisela. Ich wollte doch auch wissen, ob du mich gern hattest. Und das konnte ich nur, wenn ich der arme Ingenieur war, der nichts hatte als seine Hoffnung auf eine feste Anstellung..."

„Natürlich, ich hätte mich ja sonst in deines Vaters Geldschrank verlieben können!" sagte sie bitter.

„Sei nicht so empfindlich, Liebling! Denke doch daran, daß ich dich ganz und gar nicht kannte, als ich dich mit deiner Tante im Theaterfoyer sah und nachher in der Straßenbahn wieder traf!"

„Und warum hast du so lange geschwiegen? Warst du immer noch nicht sicher, ob ich . . ."

„Ich wollte deine frohe Laune nicht trüben, ehe ich nicht eine greifbare Aussicht, eine Brücke für dich in unser Haus, hatte!" sagte er warm.

„Und die hast du jetzt?" fragte sie, die schmale weiße Stirn zweifelnd in Falten ziehend.

„Ich habe sie!" sagte er und holte ein Zeitungsblatt und ein Briefchen aus der Tasche. „Hier, lies diese Annonce, Gisela, und dann sag', ob die Sache nicht ganz famos wird!"

Sie nahm das Beiblatt der „Vossischen Zeitung" zur Hand und studierte:

„Ich suche zum ersten Oktober eine junge Dame, zuverlässig, heiter, musikalisch leistungsfähig, litterarisch gebildet, die auch stenographieren kann, als Gesellschafterin für meine sechzehnjährige Tochter und Besorgerin meiner Privat-Korrespondenz. Gehalt nach Uebereinkunft. Offerten unter C. S. Eisenach, postlagernd erbeten."

Dann sah sie ihn ungewiß an.

„Dein Vater wohnt in Eisenach, nicht?"

„Ganz recht, und das C. S. bedeutet Conrad Schaper!"

„Und du meinst, ich soll mich melden und in sein Haus einschleichen mit dem ausgesprochenen Vorsatze, ihn zu erobern?"

„Auszusprechen brauchst du's erstens nicht. Das wäre sehr undiplomatisch. Erobern sollst du ihn dir zweitens auch nicht. Das hätte gerade gefehlt! Günstig stimmen für dich und mich . . ."

„Also doch intriguieren?"

„Im Gegenteil, dich ganz so geben, wie du bist! Nichts weiter!"

„Und nachher?"

„Nachher komme ich und bringe die Geschichte in Ordnung . . ."

„Wenn man mich aber nicht so aufnimmt, wie du glaubst?"

„Dann ist zu einem Bruch immer noch Zeit! Aber vergiß nicht, daß ich dann wirklich nicht viel mehr als ein stellesuchender Ingenieur bin!" sagte er ernst. „Wenigstens so lange der Groll dauert!"

„Und darum ist es besser, es kommt erst gar nicht so weit! — Bring' mich heim, Viktor! — Ich fühle es, du schaffst dir

eine Kette von Unannehmlichkeiten durch mich. Das macht mir Pein, so lieb ich dich auch habe! — Wir wollen vernünftig sein und uns als gute Freunde trennen," — sagte sie, mit den Thränen kämpfend.

„Fällt mir nicht im Traum ein, Gisela! Lieber fahr' ich ohne lange Scherereien mit dir nach London und heirate dich vom Fleck weg!" rief er halblaut und trank, wie zur Bekräftigung, ein ganzes Glas Rüdesheimer leer.

„Um Gotteswillen! Das thät' ich erst recht nicht!" sagte sie entsetzt. „Dann müßt' ich ja von vornherein als Abenteuerin gelten!"

„Dann bleibt nur der dritte und letzte Weg übrig: Ich schreibe meinem lieben Alten, daß ich mich mit dir verlobt habe, wer du bist und so weiter — hm — dann wird er eben kommen und mir eine Scene machen und wir sind fertig miteinander. Denn er ist hitzig und ich bin hitzig, da brennt's bald lichterloh!"

„Viktor, ich verspreche dir ehrlich, nicht böse zu sein, wenn du —"

„Hör' auf, mich zu ärgern. Du wirst meine Frau! Punktum! Fragt sich nur, ob mit, ob ohne Ja und Amen meines Alten. Und wenn du gescheit bist, schreibst du noch heute abend deine Meldung —"

„Ich kann nicht! Was würde deine Schwester von mir denken müssen, wenn sie nachher erführe —"

„Meine Schwester? Du Närrchen!" lachte er und hob den zierlichen Brief in die Höhe, den er vorhin mit aus der Tasche genommen. „Von der geht ja der ganze Plan aus. Weiß Gott, aus welchem Roman sie ihn aufgefischt hat! Aber gut ist er. Für unsern Fall wenigstens!"

„Deine Schwester wäre damit einverstanden?" fragte erregt Gisela Roland.

„Ueberzeuge dich selbst!" erklärte er, ihr das Briefchen reichend. „Aber stoß' dich nicht an der leisen Reserve dir gegenüber. Sie kennt dich doch nur aus meinen Schilderungen!"

Gisela las hastig:

„Lieber Viktor!

Ich habe eine gute Idee für Dich und Deine schöne Braut. Unsere Gesellschafterin heiratet nämlich demnächst, und Papa will, daß es nicht gar zu still im Hause ist. Der Posten soll darum wieder besetzt werden. Da Fräulein Gisela Buchhalterin ist, wird sie sicher stenographieren können. Die

Stelle paßt also ausgezeichnet für sie. Und ich würde sie kennen lernen und könnte mich nachher ganz anders auf Deine Seite stellen als jetzt, wo ich doch eigentlich nichts weiter weiß, als daß sie sehr hübsch ist und Dir den Kopf verdreht hat. Alle Deine Klugheit in Ehren, guter Viktor, aber Liebe macht blind. Wenn ich meine zukünftige Schwägerin ein paar Monate in unseren vier Pfählen hätte, wüßte ich wohl mehr über sie als Du, trotzdem ich erst Sechzehn gewesen bin! Grüß' sie vielmals von mir und sag' ihr, sie möchte doch kommen; ich wollte sie auch recht lieb haben, das heißt, so weit ich eben kann! Heucheln geht nicht. Und daß Du ihr den Brief nicht zeigst, alter Taugenichts!

Die Annonce steht in der Vossischen Zeitung, vielleicht schon morgen früh: C. S. Eisenach, postlagernd. Wenn Gisela schreibt, sorge ich dafür, daß Papa sich für sie entschließt.

Gruß und Kuß! Deine Lena."

Lächelnd gab sie das Blatt zurück.

„Deine Schwester ist ein prächtiges Mädchen. Ich glaube, wir würden uns verstehn!" sagte sie.

„Und ob!" rief er enthusiastisch. „Also nicht wahr, du schreibst?"

„Ich muß wohl!" nickte sie. „Sonst dächtest du vielleicht gar, ich hätte Angst vor den prüfenden Augen der kleinen Menschenkennerin! — Aber wenn dein Vater mich —"

„Sei unbesorgt. Ich schreibe Lena, daß ich allein die Schuld und Verantwortung trage!"

„Das brauchst du gar nicht! Nur, daß ich nicht mit leichtem Herzen —"

„Alles was du willst, Kind! Ach, ich bin ja so glücklich, daß du eingewilligt hast! Ich freue mich schon auf den Tag, wo dich der Alte gerührt ans Herz nimmt als Schwiegerdöchting!"

„Du bist viel zu siegessicher!" warnte sie. „Es könnte doch ganz anders kommen!"

„Thorheit! Wenn du vier Wochen im Hause bist, ist er vernarrt in dich. Ich kenn' ihn doch, meinen kribbelköpfigen Alten! Prosit, Gisela, wollen anstoßen und ihn leben lassen! Hoch, hoch und noch 'mal hoch!" flüsterte er vergnügt und trank seinen Rest. Aber als er eine neue Flasche bestellen wollte, schnellte sie erschrocken empor und griff nach ihrem Herbstjäckchen. Es blieb ihm nichts übrig, er mußte sie heim geleiten.

„Auch das wird ihm gefallen, daß du so energisch bist!" sagte er, als sie draußen waren.

„Wer weiß, wer weiß!“ seufzte sie und schritt stumm neben ihm in die Markgrafenstraße hinein, wo sie mit ihrer Tante in einer kleinen Gartenwohnung hauste. Vor dem Hausthor nahmen sie Abschied.

„Schreibst du heute noch, Gisela?“ fragte er mahnend.

„Wahrscheinlich!“ sagte sie nachdenklich.

„Nein, gewiß! Ich warte hier unten, wenn du willst, damit du nicht allein zum Briefkasten brauchst!“

„Nein, laß nur, Tante geht mit! Und nun gute Nacht, Märchenprinz!“

„Gute Nacht, Prinzeßchen!“ flüsterte er. Und ehe sie sich's versah, hatte sie seinen dunklen Schnurrbart auf den Lippen.

* * *

Kaum eine Woche später ging der Kommerzienrat Conrad Schaper mit seinem Sohn Viktor über die Linden nach dem Tiergarten zu. Der Alte hatte in Geldangelegenheiten in Berlin zu thun, wollte bei der Gelegenheit die neue Gesellschafterin persönlich kennen lernen, ehe er sie fest engagierte, und nicht zuletzt auch einmal mit seinem „durchgebrannten“ Herrn Sohn ein „ernstes Wörtchen“ reden.

Viktor Schaper hatte sehr erstaunt gethan, als der Alte ihm ins Bureau geregnet war, obgleich ihn seine Schwester vorbereitet hatte. Auch die Antwort, die Gisela empfangen, war ihm selbstverständlich bekannt geworden. Aber Papa Schaper durfte auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Deshalb mußte Viktor große Ueberraschung heucheln und auch seinen Urlaub von der Gunst des Augenblicks abhängig machen. Glücklicherweise fand er gleich Vertretung, hatte mit dem Alten gut gefrühstückt und war nun in der allerrosigsten Laune von der Welt.

„Wie's scheint, gefällt dir Berlin ungeheuer?“ fragte Schaper senior und sah seinen Viktor prüfend von der Seite an.

„Vorläufig, ja!“

„Und du denkst nach wie vor nicht ans Heiraten?“

„O, das kommt drauf an!“

„Ich glaube, die Hertha Salmuth wartet noch immer auf dich!“

„Das sollte sie sich abgewöhnen!“

„Die Toni Müllner ist auch noch zu haben!“ fuhr der Alte fort und streichelte sich das glattrasierte Kinn. „Ist hübscher geworden, Junge, wirklich! Und gar erst die Gerlinde, ihre Schwester, die damals noch so'n eckiger Backfisch war —“

„Und dabei schon gepfeffert wie ein alter Hausknecht; ich danke!“

„So? — Davon weiß ich kein Wort!“

„Aber Lena!“

„Hm — ja, — das mag ja alles sein, Junge. Aber die Berlinerinnen sind kein Haar breit anders! Was dort Pfeffer ist, ist hier Paprika!“

„Na na!“

„Ich habe auch meine Erfahrungen —“

„Aber jeder macht andere, Vater!“

„Das denkst du! Und zwar deswegen, weil du glücklich bei einer angebissen hast!“

„Wer sagt das?“ fuhr Viktor auf.

„Ich spüre es. Sag' kein Wort dagegen. Du sitzest hier irgendwo fest! — Und daß du nicht mit der Sprache herauskommst, ist mir der Beweis dafür, daß du selber fühlst, was für eine Dummheit du im Grunde genommen begehen willst!“

Viktor lachte laut auf.

„Wenn es so weit ist, komme ich schon mit der Sprache heraus!“ sagte er dann.

„Ja, wenn's zu spät ist!“ murmelte Schaper senior. „Man weiß das!“

„Du sollst sie kennen lernen, ehe ich mich verlobe. Das versprech' ich dir!“ versicherte Viktor, innerlich halb närrisch darüber, wie famos er seinen Alten hinters Licht führte.

„Ja, fünf Minuten vorher! ‚Und nun, Alter: deinen Segen — und vor allen Dingen die Moneten!‘ — Auf den Leim krieche ich nicht!“

„Meinetwegen ein Vierteljahr vorher, wenn du so entsetzlich mißtrauisch bist!“

„Gut. Also ein Vierteljahr vorher! Es soll gelten!“ rief Papa Schaper eifrig.

Und zur Bekräftigung hielt er ihm die Hand hin, in die der Taugenichts höchst bieder einschlug.

Gott sei Dank! dachte der Alte. Jetzt kann er mir doch keine Dummheiten machen. In einem Vierteljahr fließt viel Wasser bergab! Während Viktor schmunzelnd für sich feststellte: In einem Vierteljahr ist der 27. Dezember. Dann ist deine Zeit um, Alterchen! Denn kennen lernst du sie ja heute, und zwar durch meine eigenste Veranlassung! O, wenn du wüßtest, wie ich dich alten Schlaumeier heut' übers Ohr haue!

Nach einer halben Stunde, die sie den Marmorstandbildern der Siegesallee geopfert hatten, zog Papa Schaper die Uhr und rief dann eine Droschke heran.

„Ich muß ins Hotel," erklärte er. „Die neue Gesellschafterin für Lena wollte sich vorstellen um Elf! Kannst sie dir gleich 'mal mit ansehen!"

„Danke für Obst!" sagte der Heuchler. „Ich schwärme nicht für antike Sachen!"

„Sie ist erst zwanzig!"

„Und schon Gesellschafterin? — Da ist sie überhaupt als Antike auf die Welt gekommen!"

„Schäme dich, so von einer Klasse weiblicher Wesen zu sprechen, die's im Großen und Ganzen schwer genug haben" — tadelte ihn mißbilligend der Alte.

„Gut, ich schäme mich! Aber nun beurlaubst du mich auf eine Stunde, nicht?"

„Du hast ein Rendezvous, wie's scheint!"

Du ahnungsvoller Engel du! dachte der Strick und sagte laut: „Ja, mit einer kühlen Blonden, gleich hier in der Französischen Straße Nummer Zehn, bei Brückner. Unser Subdirektor erwartet mich da zu einer kurzen Besprechung. Wenn du mich abholen willst, warte ich —"

„Nein, komm' nachher lieber zu Borchardt. Dieselbe Straße, nur über die Friedrichstraße fort. Ich denke, wir essen dort zu Mittag!"

„Schön. Gegen Zwei werde ich dich erwarten."

Dann fuhr der Alte dem Potsdamer Platz zu, wo sein Hotel lag, während Viktor zum Brandenburger Thor zurückwanderte, um alsbald durch die Wilhelmstraße in die Leipziger zu gelangen, wo er zweifellos seiner Gisela begegnen mußte, wenn sie von der gefürchteten ersten Begegnung mit dem Herrn Kommerzienrat Conrad Schaper zurückkehrte —

Im Empfangszimmer des Hotels Bellevue saß Gisela Roland schon seit einer Viertelstunde. Sie hatte nicht unpünktlich sein wollen und war deshalb lieber früher erschienen. Der alte Schaper überflog ihre Erscheinung mit kurzem, prüfendem Blick und war anscheinend befriedigt.

„Es geht ziemlich still bei uns zu im Winter!" sagte der Kommerzienrat. „Sie werden doch Berlin nicht vermissen?"

„Ich bin nicht aus Berlin," entgegnete sie lächelnd und langsam die Befangenheit der ersten Minuten überwindend; „wenn ich nicht meine Tante hier gehabt hätte, wäre es mir wohl nie eingefallen, mich in diesen Lärm, diese Menschenwüste, zu begeben!"

„Hm — so gehn sie gern fort?"

Sie wurde rot ob dieser Frage.

„Ja und nein!“ erklärte sie endlich. „Etwas verwächst man ja doch mit einem anfänglich neuen, fremden Boden —“

„Sind Sie verlobt?“ fragte er mit einem unwillkürlichen Blick nach ihrer Linken, die jedoch in dem dunkelfarbigen Glacee-Handschuh steckte. Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort auf eine so unerwartete Frage. Aber sie war sich klar geworden darüber, im langen Nachdenken, daß sie diesem Manne auf seine Fragen immer nur die Wahrheit sagen durfte, wenn sie die Achtung vor sich selbst nicht verlieren wollte. Er sollte in dem Augenblick, wo Zufall oder Absicht den Schleier von ihrem Geheimnis zog, ihr keinen anderen Vorwurf machen können, als daß sie ihm ihr Verhältnis zu seinem Sohne verschwiegen hatte. Eine Lüge sollte nicht über ihre Lippen gehen. Und diesem Vorsatz treu, sagte sie jetzt, die Augen zu ihm erhebend:

„Heimlich, ja!“

„In Ihre Heimlichkeiten dränge ich mich nicht!“ lächelte er. „Aber es freut mich, daß Sie mir gegenüber so offenherzig sind! Ich hoffe, Sie werden sich einleben bei uns. Meine Lena ist zwar ein bißchen eigensinnig, aber sonst von Herzen gut! Und was mich anbelangt: nun, ich werde Sie ja manchen Vormittag ohne Erbarmen an den Schreibtisch schmieden, im übrigen aber einen ganz erträglichen dritten Mann abgeben für unsere kleine Häuslichkeit, und auch für etwas Zerstreuung sorgen.“

„O, ich bin nicht verwöhnt, Herr Kommerzienrat!“

„Um so besser! Bleibt noch die Gehaltfrage.“

„Aber ich bitte —“

„Nichts da! Vorrede giebt keine Nachrede. Ihre Vorgängerin hat zwölfhundert Emchen bekommen. Sind Sie damit zufrieden?“

„Vollständig. Es ist mehr, als ich erwartet habe,“ stammelte sie.

„So 'was müssen Sie nicht sagen. Das ist — pardon, daß ich so geradezu bin! — wirklich dumm! Gar nicht berlinerisch! Ich hätte Ihnen wahrscheinlich auch fünfzehnhundert gegeben, wenn Sie's verlangt hätten. Chancen muß man ausnützen; dazu sind sie da. Also das nächste Mal erst hübsch überlegen, ehe wir einschlagen! Man kann seine Haut nie zu teuer verkaufen!“ orakelte er, schmunzelnd über ihre offenbare Verblüfftheit. Aber sie war nur peinlich verlegen darüber, diesem gutmütigen und offenen alten Herrn nicht gleich bekennen zu dürfen: Ich komme überhaupt nicht um Geld; ich will um dein Vertrauen, deine Vaterliebe, deinen Segen dienen!

„Na, grämen Sie sich nicht, kleines Fräulein; ich lege zu,

wenn Sie sich mit der Lena verständigen können und nicht zu viel Klexe bei mir machen!“ tröstete er sie, worauf sie, mit aufsteigenden Thränen kämpfend, erwiderte:

„Ich möchte nur Ihre Zufriedenheit erringen, und daß Sie es niemals bedauern, mich in Ihr Haus aufgenommen zu haben!“

Er sah sie überrascht an ob dieses beinahe feierlichen Tones und sagte dann ernsthaft-drollig:

„Sie sind doch keine ehemalige Nihilistin oder so etwas, die uns als Besserungsanstalt betrachtet?“

Nun mußte sie doch lächeln.

„Nein, so etwas bin ich nicht!“

„Aber gewiß ein Pastorenkind?“ fragte er mit Humor. „Die haben alle so ein bißchen Ueberschwang von Hause aus, wenn sie nicht ins direkte Gegenteil umschlagen!“

„Mein Vater war Knabenschullehrer!“ erklärte sie, worauf er erfreut auf sie zutrat und sagte:

„Das war der meine auch! Wieder ein Band mehr zwischen uns. Jetzt können wir uns abends von unserer Kindheit erzählen! Also abgemacht, am ersten Oktober erwarten wir Sie! Den Zug schreiben Sie uns noch, damit jemand an der Bahn ist! — Adieu, Fräulein Roland!“ —

„Nettes Mädel, wahrhaftig!“ murmelte er, als sie aus der Thür war, und sah nach der Uhr. Es war gegen Zwölf, und er entsann sich, verschiedene Einkäufe übernommen zu haben, die er just noch besorgen konnte. Die Gegend am Potsdamer Platz bot dazu Gelegenheit in Fülle. Zu Fuß machte er sich auf den Weg, schlenderte an Wertheim vorüber, dessen Betrieb ihm zu unruhig war, und suchte in Spezialgeschäften aus, was er mitbringen sollte. Dann nahm er seinen Kurs auf die Französische Straße zu, um seinen Viktor vielleicht noch bei Brückner in der Weißbierstube zu treffen. Indessen fand er an den gutbesetzten Tischen keine Spur von dem Jungen und wollte schon eben dem Lokale wieder den Rücken wenden, als er sich plötzlich angerufen hörte.

„Herr Kommerzienrat! Herr Schaper!“ wurde im Hintergrunde eine Stimme laut. „Wie kommen Sie denn nach Berlin?“

Er trat dem Tische näher und erkannte in dem Rufer einen ehemaligen Hotelbesitzer aus Gotha, bei dem er in früheren Jahren oft logiert hatte und gut bekannt gewesen war. Gelegentlich hatte er erfahren, daß Diestelmann, der nicht unsolide

gewirtschaftet hatte, aber für Frau und Kinder viel Opfer hatte bringen müssen, in Konkurs geraten sei. Das hatte ihm wohl leid gethan damals; aber die eigenen Verdrießlichkeiten just jener Tage hatten es ihn bald vergessen lassen. Nun tauchte plötzlich der joviale Wirt, mit dem er halb und halb befreundet gewesen, mitten in Berlin wieder auf. Und er sah nicht aus, als wenn es ihm schlecht gehe. Wohl erschien er stark gealtert und etwas hagerer als in den verflossenen Zeiten; aber er war tadellos gekleidet, flott frisiert, und augenscheinlich bei ganz guter Laune. Wenn nicht ein paar heimliche Falten um die Mundwinkel herum gewesen wären, die von allerlei drückenden Erfahrungen und kummervollen Tagen zu reden wußten, hätte man ihn für einen behaglichen Berliner Rentier halten können.

„Diestelmann, alter Herbergsvater, leben Sie noch?" rief er und streckte dem Halbvergessenen erfreut die Rechte hin. „Ich habe Sie ja eine kleine Ewigkeit nicht gesehen!"

„War auch ziemlich weit in der Welt herum, seit ich von Gotha fort bin, Herr Kommerzienrat! Erst Geschäftsführer in einem Hamburger Hotel, nachher Pächter einer Sommerwirtschaft in Karlsbad, dann einen Winter in Wien und nun seit zwei Jahren in der schönen Reichshauptstadt! — Aber wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen? Ich merkte wohl, daß Sie jemand hier suchten und nicht fanden; vielleicht kommt der Herr noch —"

„Schwerlich!" meinte Schaper, einen Augenblick lang unschlüssig, was er thun solle. Aber er wollte den alten Bekannten, dem es bunt genug gegangen sein mochte, nicht durch einen kurzen Abgang verletzen. Deshalb rückte er sich endlich doch einen Stuhl zurecht, gab dem herbei eilenden Kellner Rock und Cylinder und bestellte sich eine Weiße vom „kleinsten Gemäß", das zu haben war.

„Nun, und wie geht's Ihnen in Berlin, lieber Diestelmann?" fragte er dann und legte seine Hand über die auf dem Tische trommelnde Linke des ehemaligen Hotelwirtes.

„Ausgezeichnet!" erklärte jener eilfertig und ließ sich eines seiner Schnurrbartenden durch die zwirbelnden Finger gehen. „Das heißt, es wird jetzt endlich!" fügte er gedämpfter hinterdrein. „Das erste Jahr konnte ich nicht recht 'was Passendes finden und hätte das Bißchen beinahe wieder zugesetzt, das ich mir in Karlsbad und Wien auf die hohe Kante legen konnte. Hatte mir nämlich ein Weinrestaurant in der Lindenstraße anhängen lassen, das unter aller Kanone ging. Glücklicherweise

aber verkaufte der Wirt das Haus an eine große Exportfirma, die es umbauen lassen wollte, und ich bekam ein hübsches Abstandsgeld. In der Weinstube aber hatte ich einen pensionierten Polizeileutnant kennen gelernt, mit dem ich nun zusammen etwas Neues angefangen habe."

„Und das ist?"

Diestelmann holte eine ziemlich umfangreiche Visitenkarte hervor und reichte sie dem Kommerzienrat hinüber. Schaper nestelte sich seinen Kneifer vom Westenkragen, wo er eingehängt war, spreizte ihn und ließ ihn auf die etwas widerspenstige, breitgesattelte Nase voltigieren und las dann, die Karte noch immer in respektabler Entfernung haltend:

„Franz Diestelmann, Mitinhaber des Detektiv-Bureaus „Ueberall", Berlin Nordwest, Mittelstraße achtzig, drei Minuten vom Bahnhof Friedrichstraße."

„Ah, also ein Detektiv-Bureau?" sagte Schaper lächelnd und wiegte dabei den feinen grauen Kopf. „Hm — Und damit florieren Sie?"

„Wir kommen wenigstens in Gang! Mein Socius hat viel Verbindungen und versteht die Geschichte. Ich selber bin mehr für die Bureauarbeiten und besorge den Verkehr mit der Kundschaft! Es wäre famos, wenn Sie auch 'mal einen Auftrag für uns hätten! Speciell mir würde das in unserem Teilhaberverhältnis riesig angenehm sein, denn mein lieber Kompagnon ist wegen seiner guten Beziehungen zu vornehmen Kreisen, die ich doch nun 'mal nicht habe, immer ein bißchen von oben herunter gegen mich —"

„Und da möchten Sie mich 'mal als einen kleinen Trumpf ausspielen?" lachte Schaper. „Mensch, gegen Gardeleutnants und Barone können Sie mit mir keinen Staat machen!"

„Das sagen Sie nur nicht, Herr Kommerzienrat. Sie würden ihm schon imponieren!"

„Na, na, Diestelmann! — Aber immerhin, wenn mir 'mal 'was passieren sollte — oder wo ich Sie empfehlen kann —" erklärte Schaper und steckte die Karte ein. „Ich habe hier meinen Sohn gesucht, der sich mit einem Bekannten verabredet hatte; wie es scheint, ist er aber schon wieder fort!"

„Wenn Sie wünschen, hetze ich ein Dutzend findige Jungen hinter ihm her."

„Um Gotteswillen!" lachte Schaper. „Ich treffe ihn nachher schon bei Borchardt!"

„Schade, das wäre sonst gleich einmal etwas gewesen. Ist Ihr Herr Sohn denn dauernd in Berlin?"

„Seit einem halben Jahre. In den großen Elektrizitätswerken von Bormann und Schmidt!“

„Als Direktor!“

„O nein, dazu ist er noch zu jung! Er wollte sich dort nur vervollkommnen in seinem Fach! Wenigstens war das mir gegenüber sein Vorwand. Hauptsächlich ist er mir wegen einer Heirat echappiert, die ihm nicht paßte! — Er ist ein guter Junge, aber ein bißchen verschroben. Will aus Liebe heiraten, wenn's einmal sein soll! — Was gewöhnlich ein Malheur giebt.“

„Das weiß Gott!“

„Na, er wird sich schon noch besinnen!“

„Wenn er nicht eines Tages irgend einer geriebenen Berlinerin ins Netz gerät, die ihn nicht wieder losläßt!“ meinte der Detektivdirektor warnend.

„Diestelmann, Diestelmann! Was sind Sie verdorben, seit Sie aus Gotha fort sind!“ drohte der Alte.

„Wieso, Herr Kommerzienrat?“ that jener erstaunt.

„Weil Sie schon wieder drauf und dran sind, mich mit Ihrem Detektivkram reinzulegen! — Thut's denn wirklich so not?“

Diestelmann machte ein wehmütiges Gesicht.

„Schön wär's wirklich, Herr Kommerzienrat. Und für Sie doch auch ganz angenehm!“ sagte er, halb bittend. „Man kann wahrhaftig nicht wissen —“

„Na, dann lassen Sie ihn 'mal beobachten auf seine Damenbekanntschaften hin! Aber daß er nichts merkt und keine Unannehmlichkeiten hat! Das bitt' ich mir aus!“

„Soll ich Momentaufnahmen machen lassen oder —“

„Teufel auch! Ihr seid eine nichtsnutzige Bande! Momentaufnahmen macht ihr auch?“

„Aber selbstverständlich!“ sagte Diestelmann stolz.

„Na, dann meinetwegen auch 'ne Momentaufnahme! Aber nur eine! Damit mir der Spaß nicht zu teuer wird!“

Diestelmann zog sein Notizbuch.

„Wie heißt Ihr Herr Sohn mit dem Vornamen?“ fragte er. „Und wo ist seine Wohnung?“

Und als ihm darüber Auskunft geworden war, erklärte er verheißungsvoll lächelnd:

„In spätestens fünf Tagen haben Sie eine Nachricht, in vierzehn Tagen sicher ein Bild, wenn überhaupt ein verdächtiges Verhältnis vorhanden ist!“

„Da bin ich neugierig! Wirklich! Na, und wie steht's mit den Kosten?“

„Vertrauen Sie mir nicht mehr, Herr Kommerzienrat? Ich sorge dafür, daß Ihnen nicht ein Nickel mehr berechnet wird, als richtig ist!"

„Hm — Sie waren früher ein solides Haus, Diestelmann, aber ich weiß nicht —"

Das Antlitz Diestelmanns bekam einen leisen roten Schimmer, und die Falten um seinen Mund vertieften sich zusehends.

„Aber, Herr Kommerzienrat!" murmelte er. „Ja doch, wenn auch schon! — Man nimmt's, wo man's kriegen kann! — Aber Ihnen gegenüber —"

„Gut! Reden wir nicht mehr davon!" erklärte Schaper, dem der alte, hartgeprüfte Landsmann leid that. „Wie aber steht's mit einem Vorschuß? Oder seid ihr nobler als die Rechtsverdreher?"

„Nötig ist das selbstverständlich bei Ihnen nicht. Aber —"

Der Alte nahm einen Fünfzigmarkschein aus seiner Brieftasche.

„Ich will mich den allgemein üblichen Vorschriften fügen, schon Ihres Kompagnons wegen! Aber nun muß ich fort, alter Sohn! Meine Adresse haben Sie, damit Sie mir die Spree-Loreley auch schicken können?"

„Jawohl, Herr Kommerzienrat! — Es war mir eine große Freude! — Adieu und hoffentlich auf Wiedersehn!" —

Als Schaper die Französische Straße hinab ging, um zu Borchardt zu gelangen, lächelte er belustigt vor sich hin.

„Ist mir 'n bißchen teuer geworden, das Berliner Weißbier!" murmelte er. „Aber wer weiß, wofür 's gut ist! Und außerdem: wenn er Glück gehabt hätte und ich Pech, wär's vielleicht umgekehrt gekommen!"

Viktor knabberte bei Borchardt schon am zweiten Brötchen herum, als sein Vater endlich eintrat.

„Hast mich schön warten lassen!" klagte er. „Ich bin halb verhungert!"

„Ich habe dich in der Weißbierstube gesucht und dabei einen alten Bekannten getroffen, der mich festgehalten hat."

„Einen Landsmann?"

„Ja, einen Gothaer!"

„Ah —"

„Du kennst ihn nicht. Er war vor deiner Zeit dort!"

„So? Wie heißt er denn?"

Der Alte zögerte einen Augenblick.

„Ja, wenn ich das wüßte!" lachte er dann. Er hatte sich schnell überlegt, daß es besser sei, ihm den Namen nicht zu sagen.

Man konnte nicht wissen! — Und dann nahm er die Speisenkarte und stellte ein Menu zusammen, von dem er sich im Hause seines Vaters, der für dreihundert Thaler Gehalt in Hildburghausen Schulweisheit verzapft hatte, wohl niemals hätte träumen lassen.

„Uebrigens unsere neue Gesellschafterin,“ sagte er dabei, ohne die Augen von der Karte zu erheben, „à la bonheur, Junge! Etwas ganz Apartes! Ich glaube, die hätte dir auch gefallen: eine feine, schlanke Figur, und ein Gesichtchen, reinweg zum Verlieben!“

„Da sieh' dich bloß vor!“ bemerkte Viktor höchst trocken, aber innerlich jubelnd, und zog seinem Vater ein rechtes Spitzbubengesicht, weil der sich in die Weinkarte vertieft hatte und deshalb nicht acht auf ihn gab.

„Schafskopf!“ brummte Schaper senior und winkte dann dem Kellner.

* * *

Gisela Roland hätte mit dem Tausch zufrieden sein können, den sie eingegangen war, als sie das herbstlich rauhe Berlin verlassen und gen Eisenach aufgebrochen war, wo die wehmütige Schönheit der scheidenden Natur in ganz anderer Sprache zu ihr redete. Aber die wohlthuende Wärme der Oktobersonne, die schimmernde Klarheit der würzigen Bergluft, die leuchtenden Farben des sterbenden Waldes, die wundervollen Fernsichten von den herrlichen Berggipfeln und nicht zuletzt die endlich gestillte Sehnsucht nach der Wartburg, von der ihr Vater ihr oft vorgeschwärmt, vermochten das heimliche Unbehagen über ihre zweideutige Rolle im Hause des Kommerzienrats jemals zu bannen. Ihr Verhältnis zu Lena, der Schwester Viktors, war das denkbar beste. Sie war mit einem Wagen am Bahnhof gewesen und hatte sie gleich in der ersten Viertelstunde abgeküßt und geliebkost wie eine Schwester. Auch ihre Neigungen auf musikalischem und litterarischem Gebiete harmonierten in vielen Beziehungen; die Bekanntschaft mit den neuesten Werken der Musiker und Dichter hatte Lena ihr zwar voraus; aber sie war dafür von Jugend an in ihrem Studium zu einer liebevollen Gründlichkeit angehalten worden, die dem verwöhnteren Kinde des Reichtums fehlte. Auch die drei Jahre Altersunterschied gaben ihr ein kleines Uebergewicht, das Lena mit wachsendem Enthusiasmus anerkannte.

Papa Schaper war äußerst befriedigt, nicht nur von ihrer gewandten Erledigung seiner Diktate, die sie mitunter, wenn

er noch nach dem passenden Ausdruck suchte, treffsicher zu ergänzen wußte, ohne dabei aufdringlich zu erscheinen; auch ihr Klavierspiel und ihr Geplauder, in dem sich, zumal bei kleinen Neckereien, ihre taktvolle Bescheidenheit nie verleugnete; ihre gelegentlichen Urteile und Ansichten über die verschiedensten Themata, die von viel Verstand und Nachdenken zeugten, zogen ihn an. Er war mit ihrer Vorgängerin nicht unzufrieden gewesen, aber eine so ruhige, harmonische Kraft, die das ganze Zusammenleben hob und verfeinerte, war von ihr nicht ausgegangen.

Daß sie mitunter seinen Blicken auswich, wenn er, in Gedanken über irgend einen Ausdruck, länger als nötig ihr ins Gesicht gesehen hatte, fand er natürlich und schrieb sich ein solches Vorkommnis als Ungezogenheit aufs eigene Konto. Und wenn sie gar dabei leise errötete, was ihrem mädchenhaften, beinahe noch kindlichen Antlitz einen erhöhten Reiz verlieh, so war ihm das erst recht nicht unangenehm. Er hatte noch viel Sinn für weibliche Schönheit, wohl weil er früher nicht allzu viel Zeit gehabt hatte, darauf zu achten.

Ein paarmal freilich war's ihm aufgefallen, daß etwas wie ein Schatten, ein grauer Schleier über ihrer frischen Natürlichkeit lag, und er hatte die Spuren heimlicher Thränen in ihren Augen zu sehen vermeint. Nun, Lena konnte ihr keinen Kummer bereitet haben, denn zu seiner Freude waren die beiden ja ein Herz und eine Seele; Eltern hatte sie nicht mehr, die ihr mit einer traurigen Nachricht das Herz schwer gemacht haben konnten — blieb noch der große General- und Hauptkummer aller Mädchenherzen zwischen vierzehn und vierzig: die Liebe! Sie war ja heimlich verlobt, wie sie ihm in Berlin gestanden. Sollte der Nichtsnutz von Bräutigam sie quälen mit herrischen Launen oder albernem Mißtrauen?

Was würde er sein, dieser unbekannte Bräutigam? Ein junger Fant wahrscheinlich, der sich für eine künftige Größe hielt, oder ein unzufriedener Jüngling, der nicht schnell genug vorwärts kommen konnte beim Gericht oder in einem Regierungsbureau! Wer konnte es wissen? Vielleicht ging er gerade damit um, die Fesseln zu lösen, die ihn an das liebliche, feine Menschenkind banden, weil er Gelegenheit hatte, eine „bessere Partie" zu machen? Der Gewissenlose! — Aber hatte er ein Recht, sich darüber zu erregen? Predigte er seinem Sohne nicht auch stets die gute Lehre von der „besseren Partie"? — Und war er nicht ärgerlich darüber, daß der Schlingel sich gegen diese erprobte Weisheit widerspenstig die Ohren verstopfte? —

Ach, Thorheit, im großen und ganzen war's schon richtig, sich um eine entsprechende Mitgift zu kümmern! Frauen machen Ansprüche, auch die, die nichts gehabt haben! Nur wenn 'mal so eine Ausnahme vom Himmel schneit, so ein richtiges schloßweißes, feines Elfenkind ohne Falsch und Fehl... Hm, Alter, ich glaube, bei dir rappelt's! — Wie alt bist du? — Neunundfünfzig! Das heißt gewesen, im Frühjahr! Sag' nur dreist Sechzig! — Und sie ist zwanzig! Hast du Lust, dich auslachen zu lassen, alter Esel? — Aber es fällt mir ja gar nicht ein, an so etwas zu denken, noch dazu, wo sie doch verlobt ist! — Es ist ja Unsinn! Man wird sie doch gern haben dürfen, das arme Mädel? Und sie trösten, wenn sie Kummer hat? —

Und er hatte sie gefragt, ob sie Verdruß gehabt habe, weil sie heute so verstimmt, so freudlos aussehe.

„Keinen Verdruß, nur quälende Gedanken!" hatte sie wehleidig lächelnd geseufzt.

„Ich glaube, der heimliche Bräutigam macht Ihnen Sorgen, Fräulein Gisela?" hatte er geforscht, worauf sie, wie mit Glut übergossen, hastig geantwortet hatte:

„Ganz und gar nicht, Herr Kommerzienrat!" — Und schnell auf ein anderes Thema überspringend, hatte sie gefragt: „Soll ich die Einladungen zur Komiteesitzung heute versenden?"

„Wenn ich bitten darf!" hatte er erwidert. „Aber zunächst möchte ich Ihnen einen Brief diktieren!"

Wie immer hatte sie ihm dazu seinen Papierblock und ein paar geschärfte Bleistifte auf sein Tischchen am Schaukelstuhl gebracht, weil er beim Diktieren gern Notizen machte. Und als sie gemerkt hatte, daß er sich der geliebten Vormittagscigarre wegen noch einmal hatte erheben wollen, war sie eilfertig an den kleinen eichenen Schrank getreten und hatte ihm die Importen-Kiste und das Feuerzeug geholt. „Wenn so'n junger Dachs wüßte, was für'n Juwel er da in seinem blinden Dusel gefunden hat!" hatte er innerlich geseufzt. „Und dann entpreßt er dem lieben Käferchen auch noch Thränen! Es ist ein Skandal geradezu! — Ich wollte... Aber was geht's mich an? So lange sie mir nicht Vertrauen schenkt?... Und schließlich soll man so einem Laffen gar noch eine Versorgung schaffen oder so etwas!... Ich werde mich bedanken!... Aber ein Prachtmädel bleibt's doch!... Und wenn ich achtzig wäre, die stille Freude daran ließ ich mir nicht verkümmern!"...

Ganz anders versuchte Lena die Betrübte aufzurichten. Kannte sie doch den Grund ihres beklommenen Wesens und den

Inhalt ihrer nagenden Selbstvorwürfe. Seit ihrer ersten Mondscheinpromenade im Marienthal duzten sie sich, wenn sie allein waren. Das gab der Jüngeren mehr Courage, die grüne Weisheit ihrer siebzehn Jahre ins Treffen zu führen.

„Ich weiß nicht, was du zu seufzen hast, liebe Gisela," sagte sie an dem gleichen Tage nach der Erledigung ihrer Sekretärgeschäfte zu der Verzagten. „Du kannst dir's doch gar nicht besser wünschen! Alles geht wie am Schnürchen. Wir vertragen uns — unberufen!" und dabei klopfte sie schelmisch lächelnd dreimal unter die Tischplatte, um die Geister künftiger Zwietracht durch dieses unfehlbare Mittel zu verscheuchen. „Papa ist furchtbar nett gegen dich und prahlt überall mit seinem neuen Sekretär."

„Das ist's eben, was mich so beschämt! Wir hintergehen ihn und er lobt mich dafür."

„Wir hintergehen ihn gar nicht! Er ist es gewöhnt, daß wir ihm ab und zu ein X für ein U vormachen, um seiner Einmischung zu entgehen."

„Ihr und ich ist aber Zweierlei! — Und ganz abgesehen davon, daß ich überhaupt nie gelernt habe, jemand zu täuschen. Dein Vater ist selbst ein so gerader, rückhaltloser Charakter, wie ich aus allen seinen Briefen erkenne, daß ich mir immer erbärmlicher vorkomme in der Komödie, die ich ihm gegenüber durchführen muß! Ich habe auch Viktor schon geschrieben. Ich muß wieder fort. Ich verliere meine ganze Selbstachtung!"

„Das ist sehr unrecht von dir!" klagte Lena. „Was soll der arme Junge nun machen?"

„Er soll mich aufgeben, wenn er keinen besseren Weg weiß!"

„Du würdest schön heulen, wenn er's thäte! — Sieh 'mal, ich denke mir, du beurteilst es von einem falschen Standpunkte aus! — Lache nicht, ich habe ganz ernsthaft darüber nachgedacht! Daß du hier bei uns bist, geschah doch auf meinen Vorschlag und auf Viktors Wunsch! Du bist doch nicht aus Berechnung, mit eigenen heimlichen Plänen gekommen! Du sollst doch nur ihm, den du liebst, die nötigen Wege ebnen helfen! Es ist also ein Opfer, das du deiner Liebe bringst. Wie kannst du da deine Selbstachtung verlieren wollen? Ich habe einmal gelesen, das Weib sei am höchsten zu achten, das für den Geliebten in den Tod zu gehen bereit wäre, ganz gleich, ob er ein Held oder ein Schurke sei!"

„Sophistin!" lächelte Gisela.

„Nun mag Viktor kein Held sein, aber ein ehrlicher und

anständiger Kerl ist er doch! Und den Kopf kann's doch erst recht nicht kosten, wenn du ein Vierteljahr lang hier aushältst und unserem lieben Papa zeigst, was für ein goldenes Mädel du bist! Also —"

„Du redest wie ein Buch und glaubst doch selber nicht an das, was du sagst! Antworte einmal ganz kurz: Wenn du in meiner Lage wärest, würdest du das so durchführen mögen, Tag für Tag, Woche für Woche, immer mit dem Gefühl im Herzen: du bist ein Eindringling, du handelst nicht redlich gegen den alten Herrn, der so lieb und gut zu dir ist? Ja oder nein?"

„Das kann ich mit gutem Gewissen bejahen!" erklärte Lena. „Wer Papa wie ich kennt, und 'was bei ihm durchsetzen will, der soll ihn ja hübsch langsam präparieren, wenn's ihm gegen den Strich geht! Wäre Viktor mit der Thür ins Haus gefallen, hätte es ein böses Hallo gegeben und wahrscheinlich ein langes Zerwürfnis. Daß du ihn davor bewahrst, ist doch deine Pflicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ich das glaube!"

„An dir ist ein Advokat verloren, Lena! Aber ich muß dir trotzdem widersprechen. Ich fürchte nämlich, ich bewahre ihn gar nicht davor. Das Hallo kommt doch!"

„Aber nicht halb so schlimm. Vor allem liebt und schätzt er dich dann schon und —"

„Im Gegenteil, er erkennt mich als Intriguantin und seine Schätzung schlägt in Verachtung um. Und mit Recht!"

Lena seufzte recht hörbar, um ihrer Entrüstung über so viel Eigensinn kräftig Ausdruck zu verleihen.

„Und was soll Viktor nun thun?" fragte sie dann.

„Mich die Wahrheit sagen lassen — oder nach Berlin zurückbringen und auf bessere Zeiten warten, wenn — das Zweck hat!"

„Und du willst nicht wenigstens bis Weihnachten warten? Das wäre doch eine so schöne Gelegenheit —"

„Ich kann nicht!"

„Na, dann: Verderben, gehe deinen Gang! Ich wasche meine Hände in Unschuld. Das heißt, an diesem deinen Entschluß! Deine Verbündete bleib' ich. Und wenn Viktor wünscht, eröffne ich sogar das Vorpostengefecht!"

„Du Liebe! Wie bin ich dir dankbar! Aber ich hoffe, den schlimmen Moment ganz allein zu überstehen. Ich will nur erst Viktors Antwort abwarten!"

„Recht so! Und ich denke, Viktor wird Gelegenheit finden, selber zu kommen! In seinem letzten Briefe machte er ja schon eine leise Andeutung, daß er vielleicht nach Frankfurt müsse!

Zunächst freilich kommt erst einmal Edmund mit seiner Frau! Das hab' ich dir noch gar nicht mitgeteilt. Vorhin bekam ich eine Karte von meiner holden Schwägerin. Morgen und übermorgen sind sie hier. Hundeausstellung, glaub' ich. Adelheid hat einen Seidenpinscher, der schon einmal prämiiert ist. Der soll wahrscheinlich wieder den berechtigten Neid der Zeitgenossen erregen! Das werden ein paar unruhige Tage, und du wirst nicht viel Zeit haben, deinen großen Kummer zu pflegen, Gisela!... Ich bin übrigens neugierig, wie sie dir gefällt, deine zweite Schwägerin! Vielleicht thust du mich übermorgen schon zum alten Eisen!"

Gisela drohte scherzhaft mit dem Finger und wies dann zur Wartburg hinauf, die man von dem Zimmer der prächtig gelegenen Villa herübergrüßen sah.

„Dort oben hat der Mann gesessen, der die Erklärung zum achten Gebot geschrieben hat!" sagte sie.

„Richtig! Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren!" lachte das junge Mädchen vergnügt. „Also Adelheid ist meine liebe Schwägerin. Nur bitte ich den lieben Gott, daß er dich besser geraten läßt, wenn du erst 'mal Frau Schaper heißt!"

„Taugenichts!" murmelte Gisela. Aber aus gelegentlichen Aeußerungen des Hausherrn wußte sie schon, daß Lena nicht gerade unrecht hatte. Frau Adelheid hatte in ihrem Hause die Zügel der Regierung sehr energisch in Händen.

Das Haus war auch richtig auf den Kopf gestellt, als sie eintraf. Jeden nahm sie in Anspruch für ihre kleinen Wünsche, ob er Zeit hatte oder nicht. Und ihre Wünsche hörten nicht auf.

„Die lernäische Hydra mit ihren doppelt nachwachsenden Köpfen ist ein Waisenkind gegen deine Fähigkeit, andere Leute in Trab zu setzen, liebe Adelheid!" sagte seufzend Papa Schaper, dem die Unruhe im Hause ein Grauen war.

„Was für eine Hydra?" fragte sie erstaunt.

„Die lernäische!" erklärte er unentwegt. „Ich glaube wenigstens, daß das Biest so heißt, was der alte Kraftmeier, der Herkules, damals umgebracht hat! Wenn man dieser gefährlichen Kreatur nämlich einen Kopf abschlug, wuchsen sofort zwei andere nach!"

„Du bist recht liebenswürdig in deinen Vergleichen, lieber Papa!" sagte sie, sichtlich empört, und warf einen Blick nach Gisela hinüber, die ihr soeben ein Wolfsfell für Tassilo, den vergötterten Seidenpinscher, in den Salon gebracht hatte. „Fräulein Roland muß einen schönen Begriff von mir kriegen!"

„Fräulein Roland kennt mich schon so ziemlich. Also ängstige dich nicht. Wenn sie sich über etwas gewundert hat, so ist's höchstens über meine mythologische Weisheit! Nicht, Fräulein Gisela?... Aber da steh' ich noch immer meinen Mann! Schulmeisterkinder werden mit dem Zeug genudelt! Habe ich nicht recht?"

Gisela nickte lächelnd. Die junge Frau zuckte die Achseln und beschäftigte sich dann damit, Tassilo ein weiches Lager im Fensterbrett zu bereiten.

„So," sagte sie mit sehr viel Zärtlichkeit in der sonst etwas scharfen Stimme, „nun kann mein süßes Tassilochen ein bißchen auf die Straße sehen!... War so langweilig da in der Sofaecke, nicht, mein kleiner Kerl? Falle mir nur nicht herunter hier! Es ist ein bißchen schmal, Liebling!... Ach Gott, Fräulein Roland, vielleicht holen Sie mir den Fensterschützer aus Lenas Zimmer? Der würde eine kleine Schutzwand abgeben!... Und — warten Sie doch noch einen Augenblick — drüben, im Blumentisch glaub' ich, liegt Tassilos Halsband mit der rosa Schleife. Wenn Sie mir das gleich mitbringen wollten!"

„Gern!" sagte Gisela und ging.

„Sagt' ich's nicht? Die Hydra!" lachte Papa Schaper ironisch auf.

„Ich denke, die paar Handreichungen thut mir das Mädchen gern! Sie wird doch anständig genug bezahlt!"

„Und du meinst, dann braucht man sie weniger anständig zu behandeln?"

„Aber wieso denn?"

„Nun, seit einer halben Stunde jagst du das Fräulein hin und her, als ob sie deine Kammerjungfer wäre! Vergiß nicht ganz und gar, daß wir sie ausdrücklich als Gesellschafterin engagiert haben!"

„Ist sie so empfindlich?"

„Sie hat dir wohl durch ihre bisherige Geduld das Gegenteil bewiesen, Adelheid! Aber ich möchte nicht —"

„Weißt du, daß ich sie jetzt eigentlich nur mit einem Vorwande hinaus geschickt habe?" erklärte Adelheid Schaper, geborene Schmidtreuter, pikiert. „Ich wollte dich nämlich freundlichst bitten, in Bezug auf m e i n e Familienverhältnisse etwas diskreter zu sein!"

„Ich verstehe dich vorläufig noch nicht, liebe Adelheid!"

„Nun, du scheinst über deine Herkunft und so weiter alles Mögliche erzählt zu haben. Es ist ja auch beileibe keine Schande, wenn man aus kleinen Verhältnissen stammt, aber ich sehe nicht ein, warum man —"

„Ach so, meinst du das!“ bemerkte der Alte mit grimmigem Humor. „Weil ich mich als Schulmeisterssohn bekannt habe! — Hm! Und nun — denkst du daran, daß dein Großvater Holzhacker in Ruhla gewesen ist und —?“

„Warum schreist du's nicht gleich aus dem Fenster, damit es die Leute alle hören?“ blitzte sie ihn an.

„Adelheid, Adelheid, was bist du für ein armseliges Wurm! Aber ich respektiere natürlich deine Wünsche! Das ist selbstverständlich. Wenn du willst, erzähle ich, daß du aus der Familie der Freiherren von Eichenstubben stammst.“

„Spotte nur. Ich weiß, was ich unserer heutigen Stellung schuldig bin — und Gott sei Dank denkt Edmund nicht anders als ich in diesem Punkte!“

„Na natürlich, Edmund!“ lachte der Alte spöttisch. „Dieser Mustergatte!“

„Das ist er auch!“ erklärte sie mit Würde und warf den schön frisierten Kopf zurück, daß die sorgfältig arrangierten Stirnlöckchen aus der Paradestellung gerieten.

„Ein Waschlappen ist er!“ brummte halblaut Papa Schaper. Aber sie hatte es doch gehört und klagte nun in beleidigtem Tone ihrem Seidenpinscher ihr Leid.

„Das will nun ein Großpapa sein! Was sagst du dazu, Tassilo? Gräßlich, nicht? Immer muß er das Frauchen ärgern! Und sie thut ihm doch gar nichts! Wirklich, ein schlechter, alter Großpapa!“ rächte sie sich, just als Gisela zurückkam.

Der Kommerzienrat lachte ärgerlich.

„Erstens bin ich noch nicht alt!“ äußerte er dann. „Und Großpapa bin ich erst recht noch nicht! Oder soll ich deinen süßen Tassilo vielleicht als Enkel estimieren? Also laß das, liebe Adelheid! Der Köter könnte sonst größenwahnsinnig werden! Meinen Sie nicht, Fräulein Gisela?“

Gisela lachte statt jeder Antwort und überreichte dem Hausherrn ein paar Briefe, die soeben angekommen waren.

„Danke bestens!“ sagte er. „Aber warum bringt die nicht eines der Mädchen herein? Ich wünsche nicht, daß Sie sich zu solchen Gefälligkeiten hergeben!“

„Anna war damit unterwegs. Ich dachte, es störte weniger, wenn ich —“

„Es soll auch kein Vorwurf für Sie sein, liebes Fräulein! Aber Sie sind zu gutmütig. Und das nützen die faulen Frauenzimmer aus! — Darum sagt' ich das! — Ah, ein Schreiben von der Vereinsbank! Das müssen wir sofort erledigen. Haben

Sie noch eine Viertelstunde für mich übrig, Kind? Dann vorwärts an den Schreibtisch! Adieu, Adelheid! Willst du lesen, so hol' dir von mir die Zeitungen!"

„Ich danke! Tassilo genügt mir vollkommen zur Unterhaltung!" entgegnete sie pikiert.

„Kann ich mir denken. Ihr werdet schön über mich räsonnieren, wenn ihr allein seid!" lachte Schaper mit gutem Humor und verließ mit Gisela das Zimmer. —

Die Ausstellung bescherte Frau Adelheid viel Aufregung und Sorgen. Denn sie hatte nicht das Herz, ihren Liebling allein in dem großen, von Knurrern und Bellern erfüllten Saale zu lassen. Edmund löste sie auf ein paar Stunden getreulich ab; aber weder Lena noch Gisela, auf die sie als Wächter stark gerechnet hatte, erleichterten ihr die Qualen dieses Tages. Papa Schaper hatte sein Veto dagegen eingelegt. Die Jury that ihr nun gar noch das Unrecht an, Tassilo nur mit einem dritten Preise abzufinden, ihn, der in Frankfurt die höchste Auszeichnung erhalten hatte. Sie war daher nicht gerade rosiger Laune, als sie am Abend wieder in der Schaperschen Villa anlangte.

„Wir wären ganz gern auf einige Zeit hinausgekommen, Adelheid," erklärte ihr Lena, „aber Papa war ausnahmsweise stark beschäftigt heute."

„Ich kann mir's schon denken, daß er dich verhindert hat! Es wird immer schlimmer mit ihm! Ich warne dich übrigens," fuhr sie gedämpfter fort, „er scheint mir auf dem besten Wege, dir eine Stiefmutter zu geben."

„O Gott, wie kommst du darauf?" rief Lena erschrocken.

„Wenn man seine Augen und Ohren zum Sehen und Hören anwendet, kommt man hinter viele Dinge, die andere erst erkennen, wenn sie nicht mehr zu ändern sind!" orakelte die Schwägerin. „Und wenn ein Sechzigjähriger eine Beleidigung darin findet, wenn man im Scherz einmal Großpapa zu ihm sagt —"

„Aber ich kann mir nicht denken — Papa ist fast nie aus —"

„Vielleicht hängt das damit innig zusammen!"

„Ich verstehe dich wirklich nicht, Adelheid!" sagte Lena und zuckte die Achseln.

„Nun, dann beobachte 'mal den Verkehr zwischen deinem Vater und eurem neuen Fräulein, die es, nebenbei bemerkt, faustdick hinter den Ohren hat! Freilich, Frau Kommerzienrat klingt auch nicht übel!"

„Ach, willst du da hinaus?“ entgegnete Lena und lachte erleichtert auf. „Da ängstige dich nicht weiter — denn ganz unter uns gesagt: Fräulein Gisela ist längst verlobt, allerdings heimlich, aber —“

„Vielleicht hat sie dich damit nur sicher machen wollen, wahrscheinlich aber würde sie sich keinen Moment besinnen, ihrem Seladon den Laufpaß zu geben, wenn sie in eine solche gesellschaftliche Stellung einrücken könnte! Ich trau' ihr nicht über den Weg! Jedenfalls könnte es nicht schaden, wenn man deinem Vater die Augen darüber öffnete, was sie für Absichten hat!“

„Sie hat sie aber gar nicht!“

„Sie hat sie! Ich gebe dir meinen Kopf zum Pfande!“

„Wer hat sie? Was hat sie? Wofür giebst du deinen schönen Kopf zum Pfande?“ fragte lächelnd Papa Schaper, der eben zur Thür hereingetreten war und die letzten Worte gehört hatte.

Lena errötete. Es war ihr beschämend, den Vater über ihren Streit aufzuklären. Sie suchte daher nach Ausflüchten.

„Nichts von Wichtigkeit, Väterchen!“

„So laß ich mich nicht abspeisen! Um Lappalien wagt die gute Adelheid ihr kostbares Haupt nicht! Also heraus mit der Sprache!“

„Nun, wenn du es durchaus wissen mußt!?“ erklärte die Schwiegertochter und wiegte den Kopf hin und her. „Es handelt sich um dich selbst, lieber Papa!“

„Nanu?“

„Adelheid, ich bitte dich, es ist ja Thorheit!“ rief Lena.

„Ach was, ein Wort zur rechten Zeit ist noch nie vom Uebel gewesen!“

„Na, zum Teufel, nun sag' doch das rechte Wort dann endlich! Rauche ich zu viel? Oder trink' ich zu schweren Rotwein? Werde ich zu dick? Oder was?“ erkundigte sich Papa Schaper neugierig.

„Ganz etwas anderes! Wir fürchten, daß du dich von jemand täuschen läßt, der heimlich darauf ausgeht, dich eines Tages zu kapern!“

„Und wer ist dieser nichtsnutzige Kerl?“

„Es ist gar kein Kerl! Es ist eine spekulative Dame, die dir wie wahnsinnig um den Bart geht: Herr Kommerzienrat hier und Herr Kommerzienrat da, und Hier sind die Zeitungen, und hier die Cigarren, und hier die Streichhölzer! Und dann wird sie rot und schlägt die Augen nieder und —“

„Liebe Adelheid," unterbrach sie der Kommerzienrat trocken, „werde auch rot und schlag' die Augen nieder, wenn du's noch fertig bringst!... Wie ist es möglich, ein so liebenswürdiges, feines und bescheidenes Wesen wie Fräulein Gisela so zu verdächtigen? Ganz abgesehen davon, daß du meiner Intelligenz und Erfahrung mit deinen entstellenden Beobachtungen ein rechtes Armutszeugnis ausstellst! Ich würde so etwas wirklich selber merken! Im übrigen zu Lenas Beruhigung: ich hätte längst wieder heiraten können; es waren alle Bedingungen vorhanden, die nach menschlicher Voraussicht zu einer glücklichen Ehe nötig sind, wenn ich nicht für dich und die sonnige Heiterkeit deiner Jugend besorgt gewesen wäre, die unter einem solchen Verhältnis — und sei es nur durch den Unverstand alberner Zwischenträger — doch hätte leiden können. Heute, wo ich ein Sechziger bin, denke ich wirklich nicht mehr daran, obwohl mir Fräulein Roland, wenn ich ein junger Kerl wäre, weit besser gefallen könnte als manche andere!"

„Es thut mir bitter leid, daß ich mir in wirklich guter Absicht wieder einmal den Mund verbrannt habe! Glaubt mir's oder nicht: dieses Fräulein Roland hat keinen brennenderen Wunsch, als Frau Kommerzienrat zu werden!"

„Gewäsch und kein Ende! Das Mädchen ist verlobt und denkt nicht daran! Und ich werde mich wahrhaftig hüten, mich dazwischen zu schieben! So kindisch ist man mit Sechzig noch nicht. Den Frühling im Schnee gaukeln sich Mummelgreise vor, liebe Adelheid! Also mach' dir darüber keine Kopfschmerzen weiter! Wenn es möglich ist, werde ich sogar dafür sorgen, daß die Verlobung öffentlich bekannt wird, schon damit nicht noch andere ebenso schlaue Beobachter wie du ihre Kombinationsgabe unnötig anstrengen."

„Sie wird schon Gründe dagegen haben!" erklärte Adelheid verbissen.

„Das wird sie nicht!" sagte erregt Lena. „Im Gegenteil!"

„Ja, aber warum?" fragte Papa Schaper. „Was an mir liegt, geschieht doch gern, so weit ich ihr dabei von Nutzen sein kann!"

„Ist das dein Ernst?" fragte Lena und hielt ihrem Vater aufleuchtenden Blickes die Hand hin.

„Vollkommen! — Warum nicht?" fragte er zurück und schlug ein. „Sie ist doch ein Prachtmädel!"

„Das sind Ansichten!" murmelte Adelheid und rauschte aus dem Zimmer. In der Thür begegnete ihr Anna, das Stuben-

mädchen, die auf einem Präsentierbrettchen ein Telegramm herein-brachte. Zwischen Thür und Angel blieb sie deshalb stehen, um zu hören, was die Depesche für eine Nachricht bringe.

„Von Viktor!“ rief der Kommerzienrat erfreut. „Morgen früh um Neun trifft er ein!“

„Wirklich?“ fragte Lena und stob, ohne eine Antwort abzuwarten, an Adelheid vorbei aus dem Zimmer, um die köstliche Nachricht an geeigneter Stelle weiter zu verbreiten.

„Soll ich Hertha Salmuth benachrichtigen?“ erkundigte sich forschenden Auges Adelheid. Aber der Alte winkte verneinend ab.

„Zwecklos!“ sagte er, und als Adelheid die Thür hinter sich zugezogen, fügte er gedankenvoll hinzu: „Und ich bin auch gar nicht mehr böse darüber! Adelheidsche Schule! Taube Nüsse!“ —

* * *

Nur wenige flüchtige Minuten sahen sich die Brüder auf dem Eisenacher Bahnhof. Frau Adelheid stand mit ihrem Vater nicht am besten, weil er ihren Anordnungen und Direktiven, die oft eigensinnig genug waren, manchmal Widerstand entgegensetzte, und mit einer kurzen spöttischen Bemerkung ihren hellen Zorn geflissentlich herausgefordert hatte. Sie hatte es daher vorgezogen, den heimischen vier Pfählen in Turna wieder zuzusteuern, heftige Migräne vorschützend. Und Edmund, der mit dem Bruder gern länger zusammen gewesen wäre, mußte sich fügen. Eine Weile grüßte er noch aus dem Coupéfenster des langsam von dannen rollenden Zuges, dann erschien Tassilos mißvergnügtes Pinschergesichtchen im Rahmen und bellte Eisenach seine letzten Grüße zu.

Auf der Heimfahrt im Wagen saß Lena mit dem Vater im Fond, Viktor ihnen gegenüber. Eine Zeitlang schwirrte das Gespräch über die davongefahrenen Eheleute hin und her, wobei Papa Schaper seinem Unmut über seines ältesten Sohnes Pantoffeltum in ziemlich kräftiger Weise Ausdruck gab.

„Und erst gefiel dir die Adelheid so sehr!“ sagte mit einem leisen Lächeln Viktor.

„Sie hat sich eben ganz anders entwickelt, als ich dachte!“ entgegnete der Alte seufzend. „Immerhin — wenn Edmund nur energischer wäre —“

„Das sagst du so! Und er war doch eigentlich nie eine Schlafmütze!“

„Ach was! Einmal gehörig die Zähne zeigen — und der Karren läuft ganz anders! Aber ihr habt alle keine Energie

mehr! Ein verbabeltes Geschlecht ohne Trutz und Kraft! Herrgott im Himmel, eure Mutter war doch auch eine selbständige Natur — aber trotz all ihrer Schönheit und Bildung und Festigkeit: ich war der Herr im Haus — und sie hatte Respekt vor mir!... Ach, überhaupt, eure Mutter! Welche von den heutigen Frauen dürfte sich mit ihr messen!... Und der liebe Gott mag wissen, wie du einmal fährst, neunmalkluger Berliner!... Du wolltest mir übrigens die Gnade erweisen, und mich mit deiner Auserwählten bekannt machen, ehe —"

„Ich — habe es nicht vergessen, Papa!" erklärte zögernd der Sohn. „Und ich hoffe, sie gefällt dir!"

„Warum hast du sie denn nicht mitgebracht, wenn du so sicher bist? Warum schiebst du's hinaus? Es wird doch wohl irgend einen Haken haben, was?"

„Was heißt: einen Haken?" wich Viktor der Anzapfung vorsichtig aus.

„Nun, wenn du vorläufig noch keine Lust hast, uns ihre Bekanntschaft zu vermitteln, so werde ich sie dir nachher vorführen!" sagte lächelnd der Alte. Lena bekam einen richtigen Ruck vor Schreck, und Viktor riß die Augen auf und ließ sie vom Vater zur Schwester wandern. Aber die zuckte kaum merklich die Achseln. Sie hatte selber keine Ahnung von dem, was inzwischen vorgefallen sein mochte.

„Du?" stammelte der Sohn endlich. „So weißt du —?"

„Ich komme hinter alles, mein Junge!" erklärte schmunzelnd der Alte und sah seinen Jüngsten mit pfiffigen Augen dabei an. Viktor mußte erst sein stürmisches Herzklopfen mit Energie niederzwingen, ehe er fragen konnte:

„Und — wie gefällt sie dir?"

Der Alte zuckte die Schultern.

„Das kann ich vorläufig noch nicht sagen!" ließ er sich vernehmen. „Ich habe sie noch nicht angesehen!"

„Du hast sie noch nicht angesehen?... Na, weißt du —" sagte Viktor erstaunt.

„Es eilte mir nicht allzu sehr! Du kannst ja nun dabei sein und sagen, ob das alles stimmt!... Ich ziehe mich bloß um, dann komme ich zum Frühstück und bringe das Juwel mit!" lachte Papa Schaper.

Der Wagen hielt vor der Villa. Die drei Insassen kletterten heraus und traten ein.

„Verstehst du, wie das zusammenhängt?" flüsterte der Bruder seiner Schwester zu.

„Ich habe keine blasse Idee! Gisela hat mir fest versprochen, deine Ankunft abzuwarten, ehe sie irgend etwas thut; also —“

„Und wo finde ich Gisela?“

„Auf meinem Zimmer! Geh' nur gleich mit!“

Eine Minute später lag sie lächelnd und doch bangend an seiner Brust, so daß der mitfühlenden Lena die Augen feucht wurden. Dann hielten sie Kriegsrat. Viktor vertrat die Ansicht, daß Papa höchstwahrscheinlich auf einer falschen Fährte sei, wenn sich keiner von ihnen beiden verraten habe oder Briefe von ihm in seine Hände gekommen seien. Obgleich nun weder Gisela noch Lena es in irgend einer Weise an der verabredeten Vorsicht hatten fehlen lassen, konnte sich Gisela unheilvoller Ahnungen doch nicht erwehren. Sie wäre am liebsten weit fort gegangen oder hätte dem Kommerzienrat noch schnell ihr Herz ausgeschüttet, ehe die rätselhafte Sache ihre Lösung erfahren mußte. Aber dazu war es jetzt zu spät. Der alte Herr war schon im Speisezimmer und erwartete sie Drei.

„Na, endlich!“ knurrte er, als sie eintraten. „Wie lange soll man denn um euch Hunger leiden?... Hast du Viktor mit Fräulein Roland bekannt gemacht, Lena?... Schön!... Das ist also unser Ausreißer, dem Berlin besser gefällt als Thüringen! Können Sie sich so 'was vorstellen, Fräulein Gisela?... Aber ich kenne den Magnet, der ihn dort fesselt, und wir Drei werden jetzt 'mal zu Gericht darüber sitzen, wie sie denn eigentlich ausschaut, die Spree-Loreley, an die er sein Herz verloren hat!“

Er zog einen ziemlich großen und schweren Brief aus der Brusttasche und hielt ihn triumphierend in die Höhe.

„Ich habe dich nämlich zu meinem Privatvergnügen ein bißchen beobachten lassen, lieber Viktor,“ fuhr er lächelnd fort. „In der Weißbierstube, wo ich dich damals suchte, fand ich einen alten Gothaer, den leider verkrachten Hotelbesitzer Diestelmann. Der hat jetzt in Berlin ein Detektivbureau ‚Ueberall‘ und quälte mich so, ich möchte ihm doch 'was zuwenden. Da hab' ich ihn kurzerhand an deine Sohlen geheftet, Junge! Vor acht Tagen schon bekam ich eine Nachricht, daß er dich auf dem Anhalter Bahnhof beim zärtlichen Abschied von einer schönen Berlinerin ‚geknipst‘ hätte. Aber er müsse das Bild vergrößern lassen, es wäre alles zu klein. Er würde weitere Ermittelungen beifügen, wenn er die Vergrößerung einschicke!... Na — und siehst du, Kleiner, hier drin ist alles!... Ich will bloß erst noch dieses Hühnerflügelchen verzehren, dann mache ich auf!... Ja, jetzt

schaust du 'mal verdutzt aus! Das hättest du deinem Alten nicht zugetraut, was?... Aber man vervollkommnet sich mit der Zeit!... Sieh bloß, wie er blaß geworden ist, Lena!... Aber zum Teufel, wie siehst du denn aus? Hast du Fieber oder —"

„Das ist — ganz — unerhört, Papa!" würgte Viktor endlich hervor, während Gisela am liebsten etliche wohlthätige Klafter tief unter das Niveau von Eisenach gesunken wäre. „Ich bitte dich, mir das Couvert sogleich uneröffnet herüber zu geben!"

„Na so dumm, Kleiner! Kostet mich fünfzig blanke Mark Anzahlung, der Spaß! Dafür wollen wir doch 'was haben!" spöttelte der Kommerzienrat.

„Oeffne nicht, Papa! Wirklich, ich bitte dich herzlich darum!" mischte sich jetzt auch Lena zu Viktors Gunsten ein.

„Erst recht öffne ich! — Was soll denn das überhaupt heißen? Da ist doch irgend etwas Verdächtiges dahinter! Bekennt Farbe oder laßt mir mein Vergnügen!"

„Es — wird — kaum ein Vergnügen für Sie sein, Herr Kommerzienrat!" tönte es da ernst, aber ruhig von Giselas Lippen.

„Was Teufel, Sie fangen nun auch noch an?"

„Ich habe — wohl die größte Ursache von uns Dreien. Denn auf dem Bilde dürften Sie — mich erblicken!" erklärte sie tapfer.

Der Kommerzienrat ließ seinen Hühnerflügel fahren und sprang in die Höhe vor Ueberraschung.

„Sie? — Sie sind —? Ah, da bin ich also nach allen Regeln düpiert worden von euch beiden? — Himmelherrgottsakrament, das also ist des Pudels Kern? Darum die sanften Register und guten Worte und Zuvorkommenheiten all die Zeit her? Ich alter Esel sollte eingewickelt werden, damit...! Aber nichts da, meine klugen Herrschaften! Die Rechnung stimmt nicht, das Spiel ist verloren!... So eine Heuchelei und Verstellung!... Und ich glaube alles und merke nichts und — hahahaha — es wird wirklich alle Tage schöner in der Welt!" schrie er zornig.

„Aber Papa!" mahnte Lena, die ihm auf seiner Eisbärenwanderung durch das Speisezimmer nachgegangen war. „So erreg' dich doch nicht so! Es ist ja alles ganz anders, als du denkst. Ich —"

„Du warst auch mit im Komplott? Daran zweifle ich keinen Augenblick! Darum warst du auch gestern abend deiner Sache so sicher gegen Adelheid, die schließlich doch ein ganz richtiges

Gefühl gehabt hat!... Laß mich zufrieden! Ihr seid undankbares Gesindel, einer wie der andere. Ich sage mich los von euch. Dann könnt ihr machen, was ihr wollt, ihr Schwindelvolk!"

„Sei so gut und geh' auf dein Zimmer, Gisela," bat Viktor das weinende Mädchen inständig.

„Ich verlasse das Haus!" erklärte sie leise. Und indem sie an dem erregten alten Herrn vorüberschritt, sagte sie hastig: „Der Stein des Anstoßes wird verschwinden, damit dieser unselige Zwist ein Ende nimmt! Wenn Sie können, vergeben Sie mir, Herr Kommerzienrat! Vor allem zürnen Sie der Lena nicht, die die besten Absichten hatte! — Leben Sie wohl!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie aus der Thür. Lena wollte ihr nach. Aber sie hatte das Gefühl, als wäre es Feigheit, den Bruder jetzt allein mit dem aufgebrachten Vater zu lassen. Sie wandte sich deshalb an der Thür wieder um und erklärte stockend:

„Was hast du nun in Wirklichkeit gegen Gisela, Vater?"

„Sie hat mich schmählich hintergangen, um sich in unsere Familie einzudrängen! Ist das noch nicht genug?" schrie er sie an.

„Sie hat dich gar nicht hintergangen! Ich habe den Plan ersonnen und an Viktor geschrieben!" erklärte sie tapfer. Und ihr Bruder fügte hinzu:

„Wenn je ein Mädchen sich vor einer so zweifelhaften und hier doch zuletzt notwendigen Rolle gescheut hat, so ist es meine Braut gewesen!"

„Sie ist nicht deine Braut! Oder habe ich überhaupt nichts mehr zu sagen?" wetterte der Alte. „Und wieso war diese Jammerrolle hier ‚doch zuletzt notwendig', wie du dich zu behaupten erdreistest?"

„Weil du ein Vorurteil hast gegen arme Mädchen!... Geld müssen sie haben wie Hertha Salmuth oder die Müllners oder meine liebe Schwägerin Adelheid, dann sind sie angenehm und gescheit und hübsch und gebildet und —" höhnte der Sohn und schlug bei jedem der aufgezählten Vorzüge mit der Faust auf den Tisch, daß die Madeira-Gläser zu tanzen anfingen.

„Halt' deinen vorlauten Schnabel, Bursche!" rief Schaper senior und blitzte seinen Jüngsten mit zornigen Augen an. „Habe ich Geld gehabt, als ich anfing? Ich weiß sehr gut, daß es Besseres giebt als Geld, aber —"

„Ich glaube dir das nicht, Vater!" schnitt ihm Viktor eisig

die Fortsetzung ab. „Um die Mitgift dreht sich in unseren Kreisen alles! Das war so, solange ich etwas davon verstanden habe! Und die Partien, die du mir vorschlugest, waren immer pekuniär großartige.“

„Ein Unglück ist Geld auch durchaus nicht!“

„Aber es sollte nicht entscheiden in dieser einen größten Frage für die Zukunft!“

„Das brauchte es ja auch nicht!“

„Und was hättest du gesagt, wenn ich dir neulich in Berlin Fräulein Roland zugeführt hätte, eine arme Buchhalterin mit nichts weiter als ihrem goldechten Herzen und ihrer hohen geistigen Ausbildung? Ausgelacht hättest du mich und mich einen Narren gescholten, wenn ich fest geblieben wäre! Im Unfrieden wären wir auseinander gegangen, nicht anders als jetzt!... Ich vertraute aber auf dein Herz, das über ein Vorurteil fortkommt, wenn es sich erst jemand geöffnet hat. Darum solltest du Gisela kennen lernen, ohne etwas von unserem Verhältnis zu wissen. Darum habe ich mit Lenas Hilfe, aber wahrhaftig sehr gegen Giselas Willen, dieses Arrangement getroffen!...“

„Ein Wunder, daß ihr nicht gleich ins Ausland gegangen seid und habt mich mit einer fertigen Thatsache überrascht!“ höhnte der Alte.

„Ich habe ihr auch das vorgeschlagen; aber sie ist eben viel zu feinbesaitet, als daß sie für einen solchen Gewaltstreich zu haben gewesen wäre! Leider!“

„Leider? Nun, mein Söhnchen, ich hätte mich keine Stunde länger um dich gekümmert.“

„Und wir wären wahrscheinlich auch nicht verhungert! Mädchen aus *diesen* Familien bringen dem Manne Flügel in die Ehe und nicht Gewichte!“

„Alle Wetter, du wirst ja sogar poetisch? Aber das macht gar keinen Eindruck mehr. Du hast verspielt, so fein du's auch angelegt hattest.“

„Ich habe durchaus nicht verspielt. Gisela wird meine Frau. Punktum!“

„So mußt du eben auf eigenen Füßen stehen!“

„Glaubst du, ich fürchte mich davor? Was du gekonnt hast, wird mir auch noch gelingen!“

„Hoho, nur nicht allzu stolz, junger Prahler! Versuch's nur, du wirst sehen, wie weit du kommst!“

„Gewiß werd' ich's versuchen!... Adieu, Lena! Du siehst, was wir erreicht haben!... Ich muß fort jetzt, damit Gisela nicht eine Thorheit begeht!“

„Bleib' noch, Viktor!“ bat die Schwester leidenschaftlich. Aber er winkte nur stumm, daß doch alles vergeblich sei, und schritt aus der Thür. —

„Du bist furchtbar hart gewesen, Vater!“ sagte jetzt die Tochter leise. „Wenn du wüßtest, was für eine hohe Meinung Gisela von dir hatte, wie sie gelitten hat darunter, dir, einem so geraden Charakter, etwas verheimlichen zu müssen, wie tief und ehrlich ihre Neigung zu dir war —“

„Laß mich in Ruhe! Adelheid war die einzige Gescheite! Ich möchte hören, was sie sagen würde, wenn sie noch hier wäre!“

„Vielleicht —“

„Was vielleicht?“

„Vielleicht würde sie sagen: Du hast mir gestern das Versprechen gegeben, dich nicht zwischen Gisela und ihren Verlobten zu schieben, sondern wolltest sogar dafür sorgen, daß die Verlobung öffentlich bekannt würde, damit —“

„Na natürlich, das sollte dir wohl gefallen! Aber glaub' nur nicht, daß Adelheid daran gedacht hätte, mich in solcher Schlinge zu fangen!“ höhnte er.

„Ich glaube es auch nicht. Adelheid denkt darin wie du!“ erklärte sie trübselig und flüchtete sich schmollend in die dunkelste Ecke des großen Ledersofas.

Schaper senior wanderte noch immer auf und ab. Aber sein Blut wurde ruhiger, seine Gedanken milder. Es fiel ihm ein, wie angenehm ihn das Wesen Giselas stets berührt hatte, auch wenn sie kein Wort sprach und sich unbeobachtet glaubte. Die ganze Flucht von Reflexionen wurde wieder lebendig in ihm, die er neulich angestellt! Auch daß er einen Augenblick lang ihren unbekannten Bräutigam beneidet hatte, der nun sein eigener Sohn war. Es wurde ihm heiß dabei ums Herz, und gewaltsam löste er sich von dieser Erinnerung. Aber seine Gedanken kehrten sprungweise darauf zurück, bis er ärgerlich aus dem Speisezimmer schritt, um sich in sein Arbeitszimmer zu begeben. Doch da erinnerte ihn noch viel mehr an sie. Jeder Gegenstand auf dem Schreibtisch wußte etwas von ihr zu erzählen. Und nichts als Freundliches und Gutes. Da lag auch noch ihr Federhalter, mit dem sie stets geschrieben, das einzige Andenken, das sie an ihren Vater hatte!...

War er nicht doch zu hart und zu übereilig gewesen?...

Er hörte Schritte vor der Thür und ein leises Drücken an der Klinke. Dann schob sich scheu ein Mädchenkopf durch die [illegible]lte, um sofort wieder zu verschwinden.

„Fräulein Gisela!“ rief er unwillkürlich.

„Ich wollte nur meinen Federhalter!“ sagte sie.

„So holen Sie ihn sich doch, bitte!“

Hastig trat sie an den Schreibtisch und nahm das unscheinbare hölzerne Stäbchen an sich.

„Wollen Sie wirklich fort?“ fragte er heiser.

„Ich glaube nicht, daß Ihnen etwas daran liegt, mich eine Minute länger im Hause zu haben, als nötig ist!“ entgegnete sie herb.

„Und wohin wollen Sie?“

„Irgendwohin, nur fort!“ entgegnete sie bitter.

„Hm!“ brummte er. „Sie bekommen noch Gehalt!“

„Ich verzichte darauf!“

„So?... Na, nur so weiter! Dann wird Viktor bald Millionär!“ lachte er spöttisch.

„Viktor wird sich nicht mit Ihnen entzweien, Herr Kommerzienrat!... Ich denke nicht mehr daran, mit ihm —“

„Das ist ja eine ganz gewaltige Liebe, die da zum Vorschein kommt?“ schnitt er ihr das Wort ab.

„Weil ich ihn lieb habe, soll er durch mich nicht unglücklich werden!“ erklärte sie mit leiser Entrüstung.

„Und Sie glauben, er überläßt Sie nun wirklich Ihrem Schicksal?“ fragte er eindringlich.

„Er muß, denn ich will es!“ erklärte sie fest.

„Der Teufel soll ihn holen, wenn er es thut!“ platzte er da heraus. „Aber es fällt ihm gar nicht ein. Der Junge ist ein Dickkopf wie ich! Nur noch zäher, wenn er sich erst richtig verbissen hat! Dafür habe ich mehr Initiative!... Ich habe gestern abend meiner Schwiegertochter versprochen, dafür zu sorgen, daß Sie so bald wie möglich unter die Haube kommen, liebe Gisela! Schreiben Sie es diesem Umstande zu, wenn ich jetzt die Waffen strecke und meinen Segen gebe!... Aber nein, Kind, das wäre Sophisterei! Und ich habe Sie wirklich lieb, ehrlich lieb, vom ersten Augenblicke an! Nur die jähe Erkenntnis eurer List, der alte Kaufmannsgroll, der sich einstellt, wenn man merkt, daß man der Genasführte ist, hat mich so zornig werden lassen!... Nun sei's genug des Polterns, und es werde wieder Licht in unserem gemütlichen Hause!... Kommen Sie, kleine Spree-Loreley, wir wollen die anderen Verschwörer auch begnadigen!“

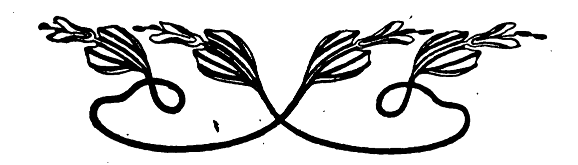
„Hier, du Schlingel,“ sagte er gleich darauf zu seinem aufjubelnden Sohne, „sollst deinen Willen haben; denn das Mädel

ist trotz all eurer Thorheit ein wirklicher Schatz für einen Mann! Aber das sei beileibe kein Verdienst, das du dir zuschreiben könntest! Du bist höchstens das blinde Huhn, das auch 'mal ein Korn —"

„Vater, lieber Vater, ich habe es ja gewußt, daß du nicht Nein sagen kannst, wenn du sie kennen lernst!" rief glückselig Viktor aus und umhalste den Versöhnten. Und mit einem hellen „Hurra, gewonnen; wir haben gewonnen!" flog nun auch Lena ins Zimmer, die an der Thür gelauscht hatte. Wie toll geworden wirbelte sie mit ihrer künftigen Schwägerin herum.

„Schrei' nicht so, Kröte!" drohte der Alte. „Und vor allem: Wenn du dich 'mal verloben willst, ohne meine Erlaubnis vorher einzuholen, engagiere mir den Kerl nicht etwa als Kutscher!... Diesmal paß ich auf!..."





Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

3. Stockholm, das Venedig des Nordens.

Von Dr. **Gustav Zieler.**

(Nachdruck verboten.)



Während in dem Wettstreit um die Gunst der Touristen bis vor kurzem Norwegen noch bei weitem den Vorrang vor Schweden hatte, ist es in den letzten Jahren der schwedischen Hauptstadt gelungen, der norwegischen den Rang abzulaufen. Stockholm wächst sich mehr und mehr zu einer Stadt aus, die „man" gesehen haben muß. Die wohlgelungene Nordische Ausstellung im Jahre 1897 hat das „nordische Venedig" plötzlich in den Gesichtskreis des internationalen Fremdenpublikums gerückt.

Wer eine längere Seefahrt nicht scheut, dem ist dringend zu empfehlen, sich der schwedischen Metropole von der Seeseite aus — auf dem Wege Stettin-Bornholm-Wisby — zu nahen. In unerschöpflicher Mannigfaltigkeit wechseln kahle und bewaldete Inseln aller Größen; bald fährt man durch schmale Sunde, nur für kleine Dampfer passierbar, bald über breite Seebecken. Zierliche Landhäuser, elegante Hotels, kleinere Badeorte begleiten fast ununterbrochen unsere Fahrt. Und endlich erscheint dann das Bild der Stadt, das Venedig des Nordens, die stolze Mälarkönigin.

Wie die Lagunenstadt des Südens in die Fluten der Adria hinaus gebaut wurde, so wird auch das Venedig des Nordens rings von blauen Fluten umrauscht. Wahrscheinlich ist das

heutige, auf den dem Mälar-Ausflusse vorgelagerten Inseln gelegene Stockholm aus einem Fischerdorfe entstanden. Als im Jahre 1187 die Esthen in Schweden einfielen, wurde vom König Knut Erikson an der Stelle, wo jetzt die Stadt liegt, ein Schloß gebaut, um die Räuber abzuhalten. Um dieses Schloß herum gruppierten sich mit der Zeit die Niederlassungen der Ansiedler, und im Jahre 1250 wurde der Flecken zur Stadt erhoben und mit einer Verteidigungsmauer umgeben.

Das heutige Stockholm mit einer Einwohnerzahl von ca. 300000, ist eine völlig moderne Stadt, kleiner als München und Breslau, etwa ebenso groß wie Köln a. Rh. oder Frankfurt a. M. Mit seinen ca. 3000 Straßen und Gassen hat es unter den europäischen Hauptstädten in dieser Hinsicht am meisten mit Berlin Aehnlichkeit. Historisch denkwürdige Monumentalbauten sind selten und auch die Zahl der alten Privathäuser von künstlerischem Charakter ist verhältnismäßig gering. Die künstlerische Kultur hat hier oben im Norden nur zögernd und spät Wurzel gefaßt. Lauter Kriegslärm durchhallte lange Zeit die Jahrhunderte der schwedischen Geschichte. So hat Stockholm seinen eigentlichen Charakter erst durch die Jahrzehnte des Friedens erhalten, die dem Lande seit der Thronbesteigung der Bernadottes beschieden waren.

Als im Jahre 1763 dem Advokaten Bernadotte in Pau in Frankreich ein Sohn geboren wurde, da ahnte der glückliche Vater nicht, daß einst sein kleiner Jean Baptiste den Thron der schwedischen Herrscher besteigen und den Grund zu einer neuen Dynastie legen werde. Reich an Abenteuern und großen Ereignissen war Bernadottes Leben. Vom Sergeant-Major, der er noch beim Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1798 war, erklomm er Staffel um Staffel der Ruhmesleiter in kurzer Zeit. Aus Wien als Gesandter der französischen Republik getrieben, wird er der Schwager Josef Bonapartes. Doch trotz aller äußeren Auszeichnungen, die ihm Napoleon für seine Dienste zu teil werden ließ, wurde Bernadotte von demselben doch stets mit Mißtrauen betrachtet. Was fragte er indessen nach der Gunst des Welteroberers? Im Jahre 1810 wurde er, der Notarssohn, der inzwischen den Titel eines Fürsten von Pontecorvo führte, von der damals in Schweden herrschenden fran-



Das königliche Residenzschloß zu Stockholm.

zösisch gesinnten Partei, die sich die Hilfe Frankreichs gegen Finnland sichern wollte, zum Kronprinzen gewählt und am 5. November von Karl XIII. adoptiert. Nach dessen Tode, im Jahre 1818, bestieg er als Karl XIV. den Thron der Schwedenkönige und unter seiner Regierung blühte die Haupt- und Residenzstadt Stockholm mehr und mehr empor zu einer modernen Stadt im Vollsinn des Wortes.

So bewahrt heute nur noch Staden, das eigentliche Stadtcentrum, — und warscheinlich noch auf ziemlich lange Zeit — das Bild des Alten. Wenn man die heutige Karte dieses Stadtteils mit einer Karte vom Jahre 1626 vergleicht, so hat man bis auf die Einzelheiten der Bebauung denselben Grundriß vor sich. Enge Gassen mit alten Häusern, hügelig und winkelig, ein Haus ängstlich an das andere geschmiegt, so hat sich hier auf dieser sicheren Insel die Stadt um das feste Schloß der Könige, als um einen natürlichen Mittelpunkt, geschart. Das Schloß selbst ist heute nicht mehr dasselbe, wie zur Zeit Gustav Wasas. Das alte Schloß, das eben ein „festes“ Schloß mit Mauern und Türmen war, ist im Jahre 1697 abgebrannt. Das heutige Schloß ist ein Prachtpalast, bei dem man nicht mehr an Krieg und Verteidigung, sondern nur an prunkvolle Hoffeste und ruhigen Lebensgenuß denkt. Trotz seiner gewaltigen Ausdehnung und seiner kaum gegliederten Massigkeit wirkt es nicht unschön.

Das alte Schloß muß, nach den erhaltenen Abbildungen zu urteilen, ungemein malerisch gewirkt haben. Zahlreiche Geschlechter, vom 13. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, hatten an ihm gebaut, und so war ein buntes Gemisch der verschiedensten Stilarten entstanden.

Im 16. Jahrhundert sind die führenden Architekten des Schloßbaues Deutsche gewesen, wie denn überhaupt das ganze Mittelalter hindurch Deutsche die Lehrmeister Schwedens waren, deren tiefgreifender Einfluß sich noch heute im Handel und in der Verwaltung der Stadt ebenso zeigt, wie auf künstlerischem Gebiete.

Der beherrschende Bauteil des alten Schlosses war der mächtige Turm, „Drei Kronen“ genannt nach den drei vergoldeten Kronen, die seine Spitze schmückten. Als im Jahre 1697,

gerade, da man mit den Arbeiten zu einem Umbau des Schlosses beschäftigt war, das ganze, schon arg baufällige Schloß ein Raub der Flammen wurde, sanken auch die drei Kronen in das glühende Grab. Die Fundamente des mächtigen Turmes machten noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Arbeitern zu schaffen, die an dem neuen Schlosse arbeiteten.

Dieses also wurde im Jahre 1697 begonnen, aber erst 1760 vollendet. Alle schwedischen Könige und zu Zeiten auch der Reichsrat haben an seinem Weiterbau und seiner Innenausschmückung, die mehrmals in ganz neuem Stile erneuert



Das königliche Schloß Drottningholm am Mälarsee.

wurde, gearbeitet. Auch der jetzige König, Oskar II., hat die Pflege des Schlosses als seine königliche Aufgabe erachtet. Auf diese Weise ist das Schloß zu Stockholm, trotzdem es in einem von außen importierten Stile von fremdländischen Architekten erbaut worden ist, so etwas wie ein nationales Heiligtum geworden.

Wenn wir das Innere des Schlosses betreten, so fesseln uns in der langen Reihe glänzender Zimmer, Galerien und Säle vor allem die beiden museenartigen Hallen, die Rüstkammer und die Kostümkammer, um ihres reichen historischen Inhalts willen. Da findet sich eine Anzahl Schwerter, die der Heldenkönig Gustav

Adolf geführt hat; ferner das Schwert, das der geniale Karl XII. in Händen hatte, als ihn die Kugel des Verräters in den Laufgräben der Festung Frederikshald zu Tode traf. Seine Wiege steht in dem anderen Saale; hier werden auch noch die Kleider verwahrt, die er an seinem letzten Tage trug. An eine andere Episode erinnert der blutige Maskenanzug Gustavs III., des kunstsinnigen Sohnes von Friedrichs des Großen Schwester, Luise Ulrike.

So groß auch der Erfolg war, mit dem dieser bemüht war, das Ansehen Schwedens zu heben und die Macht des Landes zu stärken, bei dem schwedischen Adel fand er weder Liebe noch Vertrauen. Nicht mit Unrecht fürchtete man, er wolle die Rechte des Adels schmälern, und es bildete sich eine Verschwörung gegen sein Leben, an deren Spitze der General Pechlin, die Grafen Ribbing und Horn, sowie der von Gustav persönlich beleidigte Hauptmann Anckarström standen. Es wurde durchs Los entschieden, wer den König ermorden sollte, und das Los fiel auf Anckarström. Obwohl Gustav gewarnt war, einer Maskerade, die in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792 in Stockholm stattfinden sollte, beizuwohnen, besuchte er die Festlichkeit. Kaum hatte er den Saal betreten, als er von einer großen Anzahl Masken umdrängt wurde, und während ihm eine derselben, Graf Horn, mit den Worten: „Bon jour, beau masque!" (Guten Tag, schöne Maske!) freundschaftlich auf die Schulter klopfte, feuerte Anckarström ein Pistol gegen den König ab. Die Kugel drang in den Rücken, und wenn sie das Leben Gustavs auch nicht sofort endete, so wirkte sie doch tötlich: schon wenige Tage später war der hochstrebende, mit den glücklichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstete König eine Leiche. Indessen erntete der Adel die Früchte der verbrecherischen That nicht, die königliche Gewalt blieb ungeschmälert. Auch der Mord selbst fand seine Sühne. Anckarström wurde enthauptet, die übrigen Verschworenen aber ihrer Güter beraubt und in die Verbannung geschickt.

Der eigentliche Ruhmestempel der schwedischen Geschichte ist jedoch nicht das Schloß selbst, sondern eine westlich vom Schloß, auf dem kleinen Riddarholm gelegene, äußerlich ziemlich unansehnliche Kirche, die Riddarholmskirche. Sie ist eigentlich kaum noch als Kirche zu bezeichnen, sondern darf als ein national-



Der Stadtteil Riddarholm mit der alten Riddarholmskirche, Begräbnisstätte der schwedischen Könige.

historisches Museum gelten; denn Gottesdienst wird hier nur gehalten, wenn ein König zu Grabe getragen oder ein hoher nationaler Festtag gefeiert wird. Die Riddarholmskirche ist das Mausoleum der Könige und der berühmten Feldherren Schwedens. Hier ruhen die beiden großen Könige Gustav Adolf und Karl XII. Der dritte Große in Schwedens Geschichte, der Begründer der modernen Entwicklung des Landes, Gustav Wasa, dessen Bildsäule, nur wenige Schritte von der Kirche entfernt, auf dem Platz vor dem Riddarhus steht, liegt nicht hier, sondern in dem Dom zu Upsala begraben.

Welch eine Fülle von Erinnerungen wird bei dem Namen Gustav Wasas, des Begründers des Hauses Wasa, wach! Da taucht das furchtbare Bild vor uns auf, das die Geschichte unter dem Namen des Stockholmer Blutbades festgehalten hat. Der Dänenkönig Christian II. war von Schweden als Herrscher anerkannt. Trotzdem fürchtete er für seinen Thron, und um ihn zu befestigen, ließ er am 8. November 1520 etwa 600 Häupter der Gegenpartei in Stockholm und in den Provinzen hinrichten. Auch Erik Wasa, der Vater Gustav Wasas, befand sich unter den Opfern. Aber bevor sein Kopf in den Sand rollte, schleuderte er dem König, der vom Rathause aus dem Morden zuschaute, seinen Fluch ins Gesicht und übertrug seinem Sohne Gustav die Rache. Und dieser ruhte nicht eher, bis es ihm gelungen war, Vergeltung zu üben. Unter den furchtbarsten Fährnissen, oftmals nur wie durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangennahme entgehend, schürte der kühne Jüngling den Aufruhr, nährte er den nur mühsam unterdrückten Haß und Zorn seiner Landsleute, und endlich hatte er die genügende Anzahl von Anhängern gewonnen, um den König zu stürzen. Am 6. Juni 1523 durch den Reichstag zu Strengnäs auf den Thron Schwedens berufen, wurde er der Begründer der ruhmvollen Wasadynastie, als deren letzter Sproß Königin Carola von Sachsen lebt.

Die Riddarholmskirche bildet ferner die Ruhestätte für die großen Feldherren des Dreißigjährigen Krieges: Banér, Torstensson, Lewenhaupt. Rings an den Wänden der Langhalle, deren gotische Formen hier innen, wo die angebauten Seitenkapellen den Eindruck nicht stören, klar hervortreten, hängen Fahnen, Waffen und andere Trophäen aus den siegreichen Feld-

zügen schwedischer Heere. An 6000 Stücke sollen es nach glaubwürdiger Zählung sein. Der Eindruck, den die stumme und doch so beredte Sprache dieser Wände macht, ist der allertiefste.

Gustav Adolf und Karl XII. sind nicht die einzigen Herrscher, die im Frieden der Riddarholmskirche ruhen. Außer ihnen birgt sie noch die Gruft von Adolf Friedrich, Gustav III., Gustav IV., Karl XIII. und die Gräber sämtlicher Mitglieder der jetzt regierenden Dynastie Bernadotte.

Treten wir aus der Kirche heraus und haben wir noch einen flüchtigen Blick auf das unansehnliche alte Parlamentsgebäude geworfen, so thun wir am besten, über die Brücke nach Staden zurückzukehren und hier ein wenig in den schmalen Gassen herumzustreifen. Wir finden auf Staden außer einigen namentlich um ihrer Portale willen künstlerisch wertvollen Privatgebäuden auch ein paar historisch sehenswerte öffentliche Gebäude, vor allem den üppigen Bau des Riddarhus, dessen reiche Spätrenaissance-Fassade durch ein System mächtiger Pilaster gegliedert ist. Der Saal dieses Prachtpalastes, der früher dem „Adel und der Ritterschaft" zu ihren Versammlungen diente, und in dem 1897 die Verhandlungen des IV. internationalen Presse-Kongresses stattfanden, hat in den Wappenschildern sämtlicher Adelsgeschlechter des Landes seinen stolzen Schmuck.

Vergnügungslustig ist der Stockholmer im höchsten Maße. Es giebt erstens einmal eine Anzahl von Volksfesten, an denen die Teilnahme in allen Kreisen allgemein ist. Das Mittsommerfest am 24. Juni wird durch Ausflüge in die Umgegend so allgemein gefeiert, daß Stockholm an diesem Tage einen völlig toten Eindruck macht. Auch Pfingsten und den ersten Mai, als den offiziellen — wenn auch nur selten innegehaltenen — Einzugstag des Lenzes, feiert der Stockholmer im Freien, während zu Ostern die nordische Temperatur und die Helligkeitsverhältnisse Ausflüge ins Freie noch verbieten. Das lebhafteste Volksfest aber ist der Bellmannstag, der 26. Juli. Außerhalb Schwedens ist Nikolaus Bellmann nur wenig bekannt. Er ist ein Volksdichter, wie ihn wenige Nationen haben. Seine Lieder sind zum größten Teil dem Lobe des Weines gewidmet, aber sie erheben sich in ihrer plastischen Kraft, in ihrer echten Leidenschaft weit über den üblichen Wein-

gesang. Daß ein solcher Dichter, dessen Kompositionen ebenso genial und national sind wie seine Verse, bei seinen Landsleuten ungeheuer populär werden muß, ist begreiflich. Er ist es freilich erst spät geworden; nachdem man einmal sich mit seinen Liedern bekannt gemacht hatte, stieg sein Ruhm schnell auf die oberste Stufe. Heute also ist der Bellmannstag ein Stockholmer Volksfest ersten Ranges. Alles zieht an diesem Tage hinaus in den schattigen Park von Djurgarden. Hier lagert man sich, die einen im Walde, die andern am Wasser, die dritten im Garten des volkstümlichen Restaurants „Bellmannsro“ (spr. B=sruh). Solche Ausflüge sind überhaupt bei den Stockholmern sehr be-



Das Stockholmer Opernhaus vom Wasser aus gesehen.

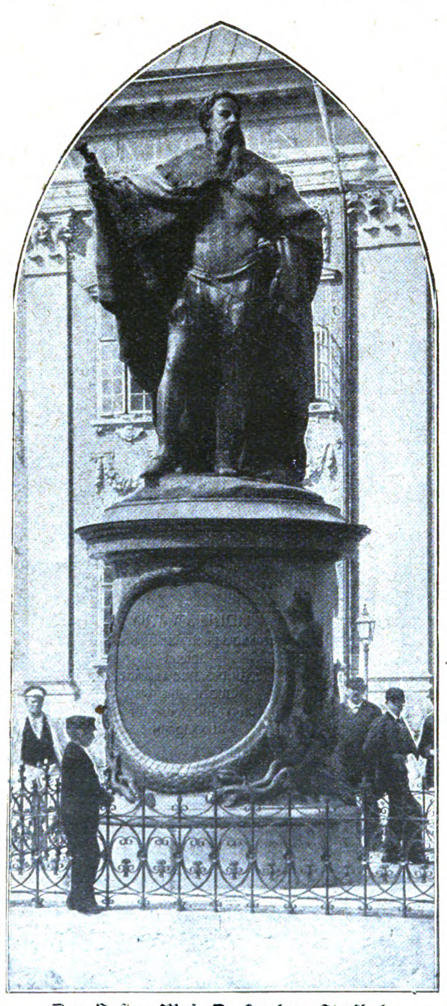
liebt. In der Stadt fühlt er sich offenbar unbehaglich und benutzt jede Gelegenheit, ins Freie hinaus zu gelangen. Ich kenne keine Stadt, bei deren Bewohnern der sommerliche Aufenthalt auf dem Lande in dem Grade allgemein eingebürgert wäre wie in Stockholm. Eine Stockholmer Bürgerfamillie ohne ein Landhaus in Skargurd ist fast nicht denkbar.

Bekannt ist die gute Küche, die der Schwede ebenso auf dem Lande wie in der Stadt führt. Dabei sind aber die Preise für unsere Begriffe niedrig. Uns Deutschen behagt in Schweden vor allem die Einrichtung des Frühstücks, die unserem norddeutschen Mittag bezw. dem englischen Lunch und dem fran-

zösischen Dejeuner entspricht, in ihrer Reichhaltigkeit — erst sehr zahlreiche hors d'œuvres, dann Braten, bezw. erst Fisch und dann Braten, und Nachtisch — aber sie alle übertrifft. Es kostet zwischen ein und zwei Mark, wobei oft das Getränk inbegriffen ist. Wer mit Empfehlungen nach Stockholm kommt, wird freilich selten in die Lage kommen, über die Preise etwas zu erfahren, denn der Schwede ist von einer verblüffenden Gastfreundschaft, und da er, zumal der Stockholmer, selbst gern gut lebt, so faßt er die Teilnahme des Gastes als eine besondere Liebenswürdigkeit auf, für die er dankbar zu sein hat. Von allen Nationen, die ich kenne, versteht es der Schwede am graziösesten, den Gastgeber zu spielen.

Ebenso häufig wie im Sommer die Ausflugsorte, besucht der Stockholmer während der Saison Theater und Konzerte. Die Variétés dagegen blühen in der schwedischen Hauptstadt nicht, da in ihnen keine geistigen Getränke verabfolgt werden dürfen. Das Repertoire des Haupttheaters für Schauspiel, des Dramatischen Theaters, ist sowohl auf die Vorführung nationaler, mit Eifer aber auf die französischer, englischer und deutscher Werke bedacht. Ich kann auch dieses Gebiet nur streifen. Wie freudig die Stockholmer die Musik pflegen, vor allem den Gesang, das ist bekannt genug; der Männergesang zumal hat in Schweden, dem Lande der Studenten-Gesangschöre, seine Heimat. Das neue, 1899 vollendete Opernhaus ist ein Gebäude von weltstädtischer Pracht, auf das der Stockholmer mit Recht stolz ist. Es ist heute für die Fürsten der Bühne, die großen Sänger und Sängerinnen ebenso wie die Meister des gesprochenen Wortes, nicht mehr möglich, Stockholm auf ihren Gastspielfahrten auszulassen, und so steht man denn in der nordischen Hauptstadt mitten im künstlerischen Leben des Kontinentes.

Sehr reich ist die Stadt an Museen. Das National-Museum ist zwar erst 1850—1866 gebaut, aber der Plan eines solchen Museums war schon von Adolf Fredrik und seiner Gemahlin Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen, gefaßt worden. Die von diesen beiden kunstsinnigen Fürstlichkeiten zusammengebrachten wertvollen Sammlungen waren beim Tode des Königs 1771 in Gefahr, verloren zu gehen, da die finanziellen Schwierigkeiten des Monarchen zum Verkaufe der-

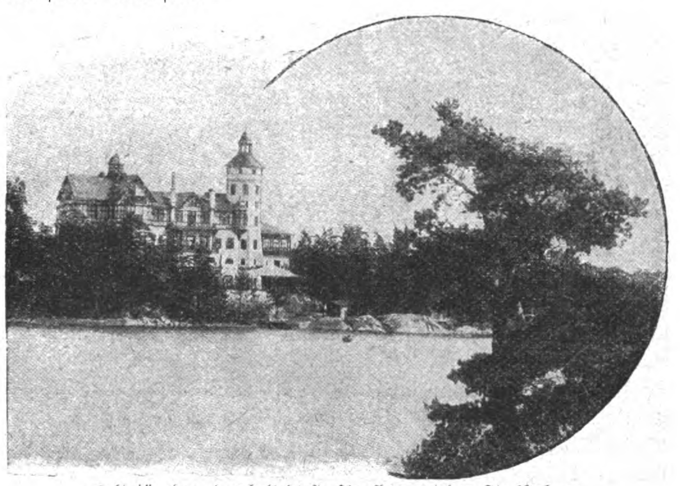


Das Gustav Wasa-Denkmal zu Stockholm.

selben zwangen. Aber der König Gustav III. — unter dem Schwedens Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu hoher Blüte gelangten — kaufte wenigstens einen Teil der Kunstwerke für eigene Rechnung zurück; der Anteil Luise Ulrikens fiel sechs Jahre später an den Staat, da die Fürstin ihre Schulden bezahlen mußte. Im Jahre 1794 konnte das Museum — im Erdgeschoß des Schlosses — eröffnet werden. Erst unter den Bernadottes, fast ein halbes Jahrhundert später (1840), tauchte dann der Plan eines besonderen Museums wieder auf.

Die Lage des National-Museums gegenüber dem Schlosse, unmittelbar am Wasser, ist einzigartig schön. Im Erdgeschoß des National-Museums liegt das unter einer Verwaltung stehende berühmte Historische Reichsmuseum. Es kann auf eine bedeutende Vergangenheit zurückblicken, denn seine ersten An-

fänge gehen bis auf Karls XI. 1666 eingerichtetes „Antiquitätskollegium“ zurück. Seit 1734 existiert in Schweden ein Gesetz, wonach alle in der Erde gefundenen Altertümer dem Staate zukommen, der bei den Gegenständen aus edlem Metall diese für den vollen Metallwert plus ein Achtel den Besitzern abkauft; freilich sind die Folgen dieses Gesetzes nur langsam fühlbar. Heute ist das Museum bezüglich seiner nationalhistorischen Sammlungen vielleicht das größte und bestversehene Museum Europas.



Saltsjöbaden, der beliebteste Ausflugsort der Stockholmer.

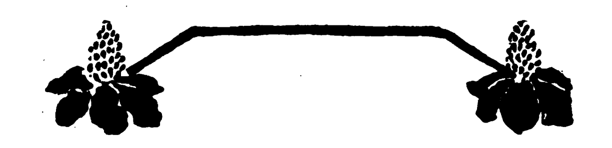
Ich kann diese Skizze der schwedischen Hauptstadt aber nicht abschließen, bevor ich nicht mit ein paar Worten wenigstens von einer Einrichtung gesprochen habe, mit der Stockholm vorbildlich für die ganze Welt geworden ist, ich meine das Telephonwesen. Jedem Besucher von Stockholm fällt der mächtige Telephonturm in Norrmalm ins Auge, und jeder nimmt mit Vergnügen wahr, welche Ausdehnung im privaten und öffentlichen Leben das Telephon in Stockholm gewonnen hat. Es wird einfach alles per Telephon abgemacht! Und diese Einrichtung besteht nicht etwa bloß in der Hauptstadt, sondern ganz Schweden ist mit einem dichten Telephonnetz über-

zogen, und ich habe bei meinen Reisen im Norden Schwedens in völlig einsamer Waldgegend Bauerngehöfte getroffen, die sowohl mit der nächsten Stadt, als auch mit Stockholm telephonisch verbunden waren.

In Stockholm betrug im Jahre 1900 die Zahl der Anschlüsse 25000! Die bedeutende Entwickelung und die sehr niedrigen Preise (ein sehr beliebter Modus ist der der begrenzten Gesprächszahl, bei dem der Jahrespreis nur etwa 50 Mk. beträgt; bei unbegrenzter Anzahl hat man etwa 70 Mk. zu zahlen) sind die wohlthätige Folge der Konkurrenz, da das Telephonwesen in Schweden zuerst 1880 von einer privaten Gesellschaft in die Hände genommen wurde und nicht wie bei uns als ein Staatsmonopol entstand. Wenn man bedenkt, daß man in der deutschen Reichshauptstadt, deren Telephonnetz sich nicht annähernd mit dem der schwedischen Metropole vergleichen kann, für einen Telephonanschluß jährlich 180 Mk. an den Staat abzuführen hat, so ist man versucht, der deutschen Reichspostverwaltung die Stockholmer Verhältnisse als nachahmenswertes Beispiel zu empfehlen. In Stockholm ist das Telephon in Wahrheit ein allgemeines Verkehrsmittel geworden. Man kann an jeder Plakatsäule, natürlich auch an jedem Kiosk, in jedem Laden, in jeder Familie telephonieren.

Eine Beruhigung darf ich zum Schlusse jedem Touristen noch geben, der sich etwa mit dem Gedanken einer Reise nach Stockholm trägt: er braucht sich nicht mit Erlernung der Landessprache zu quälen. In Stockholm versteht jeder Gebildete Deutsch, und jeder hält es für seine Pflicht, den deutschen Gast mit größtem Entgegenkommen zu behandeln.





Die Freikugel.

Eine Sage aus dem nördlichen Schweden.

(Nachdruck verboten.)


Huiih! pfiff der Wind an dem kalten Oktoberabend, und die ehrwürdigen Eichen um den alten Herrensitz Spannarps schüttelten sich im Kampfe mit dem wildtobenden Weststurm, der den Königen des Waldes ihre Kronen rauben wollte.

Düstern Sinns befand sich der Sohn des Gutsherrn, der junge Volmar Giedde auf dem Heimwege, nachdem er den ganzen Tag mit der Büchse in der Hand ohne Erfolg Wald und Feld durchstreift hatte.

In der letzten Zeit war es zu arg und toll gewesen. Mit seinem Ruf als Jäger fing es an bergab zu gehen. Wild gab es genug, das Jagdglück hatte ihm aber den Rücken zugekehrt. Es nützte ebenso wenig, daß er den Schutzheiligen aller Jäger, den heiligen Hubertus, anrief, wie alle die vielen untrüglichen Hilfsmittel anwandte, die der Weidmann sonst gegen die böswilligen Künste der Waldfrau anwendet.

Der junge Giedde stampfte wütend den Boden. Daß er wieder ohne Beute heimkehren sollte, war eine Schande, die den stolzen Sinn des Edelmanns tief schmerzte. Fast täglich kamen Untergebene der Begüterung mit dem einen oder anderen erlegten Wilde nach Hause. Nur er, der sich mit Recht zu den ersten des Landes zählte, blieb ohne Beute, und das auf seinem eigenen Grund und Boden. — Gab es denn gar kein Mittel?

Plötzlich blieb er stehen.

Dort drinnen im Walde wohnte der alte Förster Hane allein mit seinem Enkelkinde, einem lieblichen, siebzehnjährigen Wesen. Mit ihr hatte Junker Giedde manch liebes Mal in aller Ehrbarkeit unter den Buchen die sonnigen Sommerstunden verplaudert, und einstmals hatte er sie aus den Händen wilder Landsknechte errettet.

Und doch dachte er nicht an sie.

In der ganzen Gegend war es eine bekannte Thatsache, daß Hane in seinem langen Leben noch kein einziges Mal vorbeigeschossen hatte, mochte er auf einen schnellbeschwingten Vogel in den Lüften oder auf einen leichtfüßigen Rehbock im Walde angelegt haben. Auch sagte man allgemein, daß er eine verhexte Büchse habe, mit anderen Worten, daß er ein Freischütz sei. Der Alte hatte es zwar geleugnet, aber sein Geheimnis auch niemandem preisgegeben.

„Ob ich es nicht versuche?“ murmelte Giedde. „Merkwürdig, daß ich nicht früher auf den Gedanken kam.“

Damit bog er in einen schmalen Waldweg ein und stand einige Minuten später vor dem anspruchslosen Försterhäuschen, in dem noch Licht brannte. Er öffnete die Thür und trat ein.

Hane, der mit der Wiederherstellung eines alten Wolfspießes beschäftigt war, erhob sich verwundert bei dem unerwarteten Besuch.

„Kann uns hier niemand hören?“

„Nein, seid ganz ruhig. Außer dem Mädchen, das schon seit mehreren Stunden dort drinnen in der Kammer schläft, sind nur ich und Karo zu Hause. Und der Hund wird wahrscheinlich auch schlafen.“

Der Fremde setzte sich und vertraute dem Wirte sehr umständlich seine Sorgen an. Dann schloß er mit der Bitte, dieser möge ihn die Kunst lehren, nie fehlende Kugeln zu gießen.

„Du kannst den Preis für deine Kunst selbst bestimmen,“ fügte er hinzu. „Ich bezahle die Summe, die du forderst.“

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das ist eine gefährliche Kunst, junger Herr, und sie kostet nicht weniger als die Seligkeit. Ich habe oft die Stunde bereut, in der ich sie lernte. Wünscht Euch nicht, in dieselbe Lage wie ich zu kommen.“

„Es mag sein wie es will!“ rief Volmar in jugendlichem Uebermut aus. „Die Schande ist mir verhaßter als der Abgrund. Du mußt mich an der wunderbaren Macht teilnehmen lassen.“

„Wenn Ihr befehlt, gehorche ich. Ich habe Euch aber gewarnt.“

Ein leichtes Geräusch wurde aus der Kammer hörbar, keiner der beiden Männer kümmerte sich aber darum. Giedde rückte näher an den Alten heran, der mit leiser Stimme begann:

„Geht zur Mitternachtsstunde, wenn die Uhr Zwölf schlägt, in die Burgkapelle und schießt eine Kugel durch das über dem Altar hängende Kruzifix. Ihr selbst seid unter allen Umständen verloren, möget Ihr treffen oder nicht, schießt Ihr aber beim ersten Schuß vorbei, so verliert Ihr auch für immer die Kunst. Sollt Ihr das Wagestück versuchen, so thut es nur mit ganz sicherer Hand. Aber folgt meinem Rat: Thut es nicht!“

Bleich erhob sich der junge Edelmann, drückte schweigend die Hand des Alten und ging.

Kurz darauf öffnete sich lautlos eine kleine Thür an der hinteren Seite des Hauses, und heraus trat eine dunkle Gestalt, die dem Heimkehrenden in einigem Abstande folgte.

Die Kapelle von Spannarps lag ein Stückchen abseits vom Wege.

Giedde schob vorsichtig die unverschlossene Thür auf und betrat in demselben Augenblick das Heiligtum, in dem die Schloßuhr den neuen Tag verkündete.

Die Nacht war kohlenschwarz. Der Sohn des Gutsherrn tappte sich langsam nach dem Altar hin, auf dem er die beiden Wachskerzen anzündete, deren matter Schein jetzt auf das meterhohe, schwarze Kreuz fiel, an dem das Bild des Erlösers, ein Meisterwerk der Klosterschnitzerei, sein dorngekröntes Haupt zu dem adeligen Tempelschänder hinabbeugte.

Eine Minute ergriff ihn die Heiligkeit des Ortes. Das Kruzifix schien zu wachsen, und in dem Blick des Gekreuzigten glaubte er eine Thräne zu sehen, eine Trauerthräne, die ihm galt, ihm, dem Verlorenen, der den Allmächtigen lästerte. Seine Kniee zitterten und er war im Begriff niederzufallen und seine Sünde abzubitten — da drang aber mit einem Mal die Erinnerung an seine vielen mißglückten und verhöhnten Jagdzüge

mit doppelter Gewalt hervor. Er ermannte sich und kehrte zur Thür zurück, an der die Büchse stand.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, hob er die Schießwaffe auf und legte an — die Arme fielen aber schlaff nieder, und ganz starr vor Schrecken stierte er zum Altar hinüber.

Statt der milden Züge des Christusbildes grinste ihm ein Teufelskopf in seiner abschreckenden Häßlichkeit entgegen.

Entsetzt eilte Giedde aus der Kapelle.

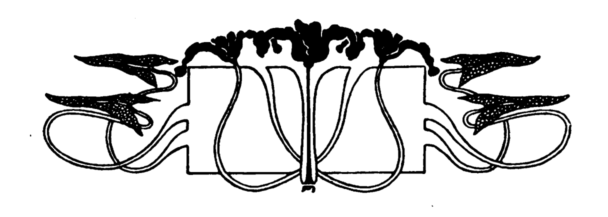
Als er am nächsten Tage zurückkehrte, war alles auf seinem alten Platz. Die Lichter waren ausgelöscht, als sei niemand dort gewesen. Lange und andächtig lag der junge Mann im Gebete da. Er war davon überzeugt, daß Gott ein Wunderwerk gethan und ihn an der schweren Sünde gehindert habe.

Nie erfuhr Volmar, daß die Enkelin des alten Hane seine Seele von dem Untergang gerettet hatte.

Sie hatte nämlich die Unterredung beider gehört und sich in die Kapelle geschlichen, vor der sie durch eine geheime Thür in die hinter dem Altar gelegene Sakristei gelangte. Dort befand sich ein altes, den Höllenfürst darstellendes Bild und dies hatte sie, während der Junker den Rücken wandte, vor das Kruzifix geschoben. Der junge Mann hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein des Porträts.

Als sie sich nach wohlverrichteter Arbeit wieder zur Ruhe begab, sagte eine Stimme in ihr: „Wie er meine Ehre rettete, so habe ich ihm seinen Seelenfrieden erhalten. Und dafür danke ich Gott!“





Der deutsche Kaiser als Jäger.

Von Dr. **Fritz Halden.**

(Nachdruck verboten.)

Irgend ein alter Chronist hat einmal die Jagd „ein fürstlich Handwerk“ genannt, und jeder weidgerechte Jäger wird sich dieses Ausspruchs freuen. Daß der deutsche Kaiser mit Vorliebe sich diesem „fürstlichen Handwerk“ widmet, ist allbekannt und ist ein Stück echt deutschen Erbteils, denn schon der römische Schriftsteller Tacitus erzählt in seiner „Germania“ von der Jagdleidenschaft unserer Altvordern. Die Zeitungen erzählen alljährlich, mit welcher Passion unser Kaiser jagt, berichten die glänzenden Resultate von dem hohen Herrn zur Strecke gebrachten Tiere — wie sehr aber der Kaiser Weidmann im Vollsinn des Wortes ist, darüber ist in weiteren Kreisen verhältnismäßig wenig bekannt.

Von allen Jagdarten giebt der Kaiser der Birsch den Vorzug; es ist ja auch die edelste Jagd, verlangt sie doch vom Jäger nicht nur genaueste Kenntnis des Wildes wie des Terrains, sondern stellt auch an Aufmerksamkeit, sicheren Blick und ruhiges Blut die größten Anforderungen. Für den Birschgang ist die Schorfheide in der Mark das vom Kaiser beliebteste Jagdgebiet. Die kapitalsten Hirsche werden in der Regel hier erlegt, bietet doch der weite Forstbestand mit Wiesen und Seen in seiner unberührten Ruhe die günstigsten Bedingungen für die Hegung des Wildes. Als Frühaufsteher bevorzugt der

Kaiser den Birschgang zur Morgenstunde, den er zu bestimmter Zeit fast täglich von seinem Jagdschloß Hubertusstock aus unternimmt. In der Regel begleitet den hohen Herrn auf diesen Birschgängen nur ein Büchsenspanner und Forstbeamter. Der Birsch auf Rehböcke liegt der Kaiser im Gegensatz zu der auf Rotwild meist in Privatjagdrevieren ob, da die eingegatterten königlichen Forsten dem Bestand an Rehwild wenig günstig sind. Besonders in den Monaten Mai und Juni folgt der Kaiser gern Einladungen zum Rehbirsch bei den verschiedenen Magnaten, vor allem der des Herzog Ernst Günther, dessen Forsten in der Herrschaft Primkenau für ihren Rehwildbestand berühmt sind. Allbekannt ist, daß der Kaiser ein brillanter Schütze ist. Schon als jugendlicher Prinz hat er sich eifrig im Gebrauch der Schußwaffe geübt, die er mit verblüffender Sicherheit handhabt. Steht der Kaiser auf Anstand, so gebraucht er ausschließlich die rechte Hand, mit der er die kurze Büchse, ohne sie mit der Linken zu stützen, leicht an die Wange führt, um nach nur unmerklich kurzem Zielen abzudrücken. Erwähnt sei hierbei, daß der Kaiser Waffen deutscher und englischer Firmen bevorzugt. Bei allen Hofjagden auf Hochwild werden Anordnungen getroffen, daß der Kaiser zuerst auf das zugetriebene Wild zu Schuß kommt, und so sind auch die hohen Resultate der kaiserlichen Strecken zu erklären, ebenso wie durch den Gebrauch von Repetierbüchsen, die die rasche Folge der Schüsse ermöglichen. Auch in der Niederjagd auf Hasen ist unser Kaiser ein Meister, sowie als Flugschütze. So holt er Fasanen oft aus beträchtlicher Flughöhe mit erstaunlicher Sicherheit, wobei eine Folge von Doubletten durchaus keine Seltenheit ist. Als ein Beispiel der Jagdresultate, die der Kaiser erzielt, sei hier nur die Strecke erwähnt, die der hohe Herr im Jahre 1897 bei Gelegenheit einer Kaiserjagd in der Carl Marx-Fasanerie zu verzeichnen hatte. Es wurden in der Zeit von 12 bis 3½ Uhr in fünfzehn Treiben vom Kaiser erlegt: 1224 Fasanen, 10 Hasen, 2 Eulen. Bei derartigen Jagden führt der Kaiser allerdings nicht weniger als fünf Centralfeuer-Doppelflinten, die von drei bis vier Büchsenspannern geladen werden. Man kann sich denken, welche Anforderungen an die Muskelkraft des Armes bei solchem Jagen gestellt werden und welche An-

strengungen damit verbunden sind. Speziell Hasen schießt der Kaiser mit Vorliebe im Dorado der Hasen, in der Magdeburger Rübengegend bei Amtsrat von Dietze auf Barby und beim Herrn von Alvensleben auf Neugattersleben. Aber nicht nur für die persönliche Erholung unseres Kaisers haben seine Jagden Bedeutung; sie vor allem bieten die Gelegenheit zu näherer Berührung mit der Bevölkerung. Auf ihnen lernt unser kaiserlicher Herr nicht nur die Großgrundbesitzer, sondern auch die kleineren Leute kennen. Wer es erlebt hat, welche freudige Erregung durch das Volk geht, wenn es in irgend einem Kreise heißt: „Der Kaiser kommt zur Jagd," der wird begreifen, daß es sich bei den kaiserlichen Jagden allenthalben im Reiche um mehr als die Befriedigung einer bloßen Passion handelt. Im Verkehr mit den Magnaten wie mit den kleinen Leuten ist der Kaiser bei solchen Gelegenheiten ganz „Mensch". Der Zwang des höfischen Ceremoniells ist dann abgestreift, der Glanz der Majestät vergessen. Manch offenes, freies Wort wird da gesprochen, das sonst wohl ungesagt bliebe, und gerade auf seinen Jagdbesuchen thut unser Kaiser manchen tiefen Blick in das Herz seiner Landeskinder.





Die Gesangsstunde. Nach dem Aquarell von A. v. Colomb.

(Siehe Gedicht auf der nebenstehenden Seite.)



Die Gesangsstunde.

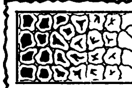
Von Julius Lohmeyer. (Zu dem nebenstehenden Bilde.)

(Nachdruck verboten.)

Herr Erpel Patsch, der feine Mann,
Nimmt sich der jungen Enten an,
Er ist ein Künstler unbedingt,
Der es gewiß zu Großem bringt;
Er thut es nur aus Freundlichkeit,
Jedoch zuweilen ist's ihm leid,
Denn — leider! — edler Kunstverstand
War selten stets im Entenland.

Heut' giebt Herr Patsch mit viel Gewicht
Der jungen Pitschpatsch Unterricht;
Die Kleine singt mit viel Gefühl,
Allein ihr fehlt der Ernst, der Stil.
„Takt, Takt, mein Fräulein!" keift Herr Patsch,
„Das ist ein völlig falsches ‚Watsch'!
Das erste ‚Watsch' war viel zu schwer,
Das zweite schleifte hinterher!"

Allein umsonst ist alle Müh',
Ein rechtes „Watsch" gelingt ihr nie,
Hält sie den Kopf auch noch so schief,
Sie watscht zu hoch bald, bald zu tief.
Herr Patsch verzagt; verlaßt euch drauf:
Er giebt noch heut' die Stunde auf.
Schon schlägt er zu sein Notenbuch:
„Genug, mein Fräulein, längst genug!
Es fehlt Euch Schwung und Poesie,
Ein ‚Meisterwatsch' gelingt Euch nie. —
Ein rechtes ‚Watsch' voll Schmelz und Traum
Geläng' der Nachtigall wohl kaum.
Zwar leugn' ich nicht, die Lerche singt,
Auch daß ihr manches Lied gelingt,
Es kräht der Hahn, der Hofhund bellt —
Allein im ‚Watsch' liegt eine Welt;
Nur freilich, um das einzusehn,
Muß man das Ent'sche ganz verstehn."



Deutsche Dichtergrüße.



Die drei Zigeuner.

Von Nikolaus Lenau.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glück mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet;
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.



Die Wachsfigur.

Kriminalnovelle von **Friedrich Thieme.**

(Nachdruck verboten.)

Lustig wogte das Durcheinander der Masken im feenhaften Glanze der elektrischen Lampen, ein rauschender Walzer übertönte das geräuschvolle Summen der allgemeinen Bewegung, der Geruch von hundert Parfüms durchduftete betäubend den ungeheuren Saal. Eine prachtvollere und zugleich reichhaltigere Ausstellung von Kostümen aus allen Perioden der französischen Geschichte konnte man wohl kaum erblicken, als an diesem Abend auf dem großen Masken- und Kostümfest im Salon Beaurepaire in der Nähe des Pont Solferino. Waren es doch hauptsächlich Angehörige der besseren Gesellschaft, welche die alljährliche Maskerade dieses Etablissements besuchten; obwohl der Zutritt jedermann gegen entsprechendes Entree freistand, so zog doch die Höhe des Eintrittsgeldes und die Bedingung, daß nur die Träger wirklich eleganter historischer Kostüme, die in irgend einer Weise mit der Geschichte Frankreichs in Verbindung standen, zugelassen wurden, der Beteiligung nach unten eine natürliche Grenze.

Die zehnte Stunde war etwa zur Hälfte abgelaufen, und das allgemeine Vergnügen hatte den höchsten Grad erreicht, als plötzlich der laute Knall eines Schusses den glänzenden Raum durchdröhnte. Ein einziges Zucken des Erschreckens ging durch die Gesellschaft, als hätte ein plötzlicher Donnerschlag alle Anwesenden getroffen, dann folgte dem allgemeinen Schaudern eine

ebenso charakteristische Bewegung, die Damen kreischten und blickten mit ängstlichen Gesichtern um sich, die Herren strömten nach allen Richtungen auseinander, um die Ursache der unerwarteten Detonation zu erforschen.

„Es kam aus nächster Nähe!"

„Es muß im Saale selbst gewesen sein!"

„Wenn das ein Scherz war, so war es ein recht unglücklicher!"

„Hat der Schuß jemand getroffen?"

„Man soll einen Schrei gehört haben!"

„Um Gotteswillen — wer hat geschrieen?"

So klangen die Rufe, Fragen und Interjektionen erregt durcheinander, als auf einmal ein Teilnehmer im Kostüm eines Troubadours sich durch die Menge mit den Worten drängte:

„Das kam aus dem Kabinett dort — sucht in dem Kabinett!"

[illegible] wandte sich nach dem Kabinett, der Troubadour, allen [illegible] riß die Thür auf. Bei dem Anblick, der sich ihm bot, prallte [illegible]ich und bestürzt auf seine Hintermänner zurück.

„Mord — Mord!" schrie er mit furchtbarer Stimme. „Es ist jemand erschossen worden!"

Der gräßliche Alarmruf wurde bis in die entfernteste Ecke des Festsaales vernommen. Die Musik, die nach dem Schusse pausiert und eben erst wieder intoniert hatte, verstummte urplötzlich, der dichte Schwarm der Ritterfrauen, Edelfräuleins, Prinzessinnen, Bürgerstöchter, Bäuerinnen, Hofdamen und Jägerinnen stob wie unter der Wirkung eines verheerenden Feuerregens auseinander, die Trinkenden setzten die Gläser ab, aus den angrenzenden Räumen stürmte das Bedienungspersonal wie auf Kommando in den Saal.

„Wer ist erschossen worden?" erklang es jetzt wieder, und die Mutigsten oder vielleicht Neugierigsten drängten sich vor.

An den Saal stießen mehrere kleine Kabinetts, um den Festteilnehmern die Möglichkeit einer Flucht aus dem Lärm und Trubel der Redoute in die Stille der Einsamkeit zu gewähren. Das Gelaß, in welches der Troubadour jetzt eintrat, ging nach Garten hinaus. Seine Einrichtung war die aller übrigen,

ein paar Tische und Sessel, an den Wänden hinlaufende Divans, ein Armleuchter über der Thür, das war alles.

Der kleine Raum war leer bis auf eine weibliche Maske. In halb liegender, halb sitzender Position lag diese hingestreckt auf einem Divan, den mit einer seidenen Larve verhüllten Kopf an das Wandgetäfel gelehnt, die linke Hand auf die Herzgegend gepreßt, den rechten Arm schlaff herabhängend. Die Unbekannte trug das Kostüm der Jungfrau von Orleans, ihr Schwert stemmte sich gegen den Boden, der prachtvolle Schild lag ihr zu Füßen. Unter dem silbernen Helm quoll eine Fülle üppigen hellblonden Haares hervor. Der silberne Harnisch glänzte wie Feuer in der elektrischen Bestrahlung der Flammen. Sie war eine majestätische, hoheitsvolle Erscheinung, trefflich disponiert für die Rolle, welche sie spielte. Mit der imponierenden Figur einer Heroine verband sie die graziöse Anmut einer Psyche, ausgedrückt in den schwellenden und doch zarten Formen der Glieder und einem unnennbaren Etwas, das wie ein sympathisches Fluidum von ihr ausstrahlte und sich schmeichelnd in die Herzen ihrer bewundernden Umgebung ergoß. Sie hatte sofort nach ihrem Eintritt in den Saal Aufsehen hervorgerufen und besonders die Männerwelt geradezu elektrisiert. Niemand kannte sie, allerlei Vermutungen wurden flüsternd ausgetauscht, mit Spannung wartete man des Augenblicks, da sie, dem Gesetz des Festes gehorchend, ihre Maske lüften werde.

Die Bewegung unter den entsetzten Eindringlingen vermehrte sich, als man sie erkannte.

„Jeanne d'Arc!" rief der Troubadour bestürzt.

„Johanna d'Arc!" wiederholte ein anderer.

„Sie ist es! Sie!"

„Ist sie tot?"

Der Troubadour trat an den leblosen Körper heran, ergriff bewegt die behandschuhte Rechte, zog den Stahlhandschuh geschickt von derselben ab und fühlte nach dem lebenkündenden Puls.

„Es scheint so," entgegnete er dumpf. „Welch ein entsetzlicher Zwischenfall! Ist das Zufall oder Absicht?"

„Offenbar Absicht, denn wer sollte ohne solche hier einen scharfen Schuß abgeben?" meinte einer der Anwesenden.

„Sie haben recht," sagte der Troubadour, worauf er mit starker, gebieterischer Stimme hinzusetzte: „Ist kein Arzt unter den Masken? Noch ist vielleicht das Leben in diesem Körper nicht erloschen — ruft einen Arzt und die Polizei!"

Sofort ertönten Rufe von zwei verschiedenen Stellen des Saales: „Hier, hier!" und zwei Personen, denen die Menge bereitwillig Raum gab, preßten sich mit fiebernder Eile nach dem Kabinett hindurch.

Zugleich riß der Troubadour mit einem energischen Ruck seine Maske vom Gesicht.

„Zurück, meine Damen und Herren!" rief er, die Arme gegen die Andrängenden ausstreckend. „Ich bin der Staatsprokurator Barrot! Niemand trete näher als die Herren Aerzte und die Polizei. Wer sind Sie, mein Herr?"

„Doktor Rigette," erwiderte der Gefragte, sich demaskierend.

Die Herren kannten sich und grüßten einander durch ein Neigen des Hauptes. Der Arzt trat auf die Leblose zu und neigte sich tief zu ihr herab.

„Es ist noch eine Spur von Leben in ihr," verkündete er nach einer Weile angestrengten Lauschens das Resultat seiner Untersuchung.

„So ist sie noch zu retten?"

„Nein, zu retten nicht mehr — das schwache Lebensflämmchen kann jeden Augenblick auslöschen. Der Schuß ist durch den pappenen Panzer hindurch gedrungen und hat aller Wahrscheinlichkeit nach die Lunge durchbohrt."

„Wer ist die Unglückliche!" fragte der Staatsprokurator. „Lüften Sie die Maske — vielleicht kennt sie jemand?"

Der Arzt gehorchte. Ein Antlitz von wahrhaft berückender Schönheit enthüllte sich. Zu den blonden Flechten stimmten die tiefblauen, ausdrucksvollen Augen wunderbar, denen der mahnende Tod noch nichts von der ihnen innewohnenden magischen Kraft, der gebieterischen Ueberlegenheit geraubt hatte. Weit offen blickten sie auf das Publikum, als wären sie noch imstande, dasselbe wahrzunehmen, mit einem Blick unverstellten Schreckens, den keine Feder beschreibt. Der kleine Mund war halb geöffnet, wie im Ringen nach Atem, und ließ die schneeweißen, wie aus [illegible]bein geschnitzten Zähne durchschimmern.

Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr allen Zeugen der furchtbaren Scene, denen sich von einigen Lippen ein solcher des Staunens beimischte.

„Madame Cammaso!“ erklang es von allen Seiten.

„Madame Cammaso?“ wiederholte betroffen der Staatsanwalt. Das war also Madame Cammaso, die gefeierte nordische Schönheit, von der ganz Paris sprach! Sie wohnte seit etwa einem Jahre in der Hauptstadt, alle Männer, mit denen sie in Verkehr trat, förmlich faszinierend. Wie sich Barrot bei ihrem Anblick gestand, waren die enthusiastischen Schilderungen, die er vernommen, durchaus nicht übertrieben. Es lag ein Zauber in ihrer Erscheinung, der selbst noch im Tode wirksam schien. Niemand hätte diesem Antlitz die dreißig Jahre gegeben, welche Madame Cammaso bereits auf den Fluren des Lebens wandelte, die Jugend selbst konnte kaum blühender sich darstellen, und die reiferen Jahre verliehen ihrer Schönheit nur jene höhere Entwickelung, in welcher die Blüte der Rose am strahlendsten und gehaltvollsten erscheint. Dasselbe Gerücht, das ihren äußeren Reizen so verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließ, bediente sich nicht derselben superlativen Ausdrucksweise hinsichtlich ihres Charakters. Sie sollte eine Kokette sein, welche hinter dem gleißnerischen Lächeln ihrer Augen die Sucht zu gefallen, zu herrschen und zu genießen verbarg, kaltherzig, ohne eine Spur von Gemüt, ohne den verklärenden Schmelz der Seele. Manche behaupteten, sie sei eine geschiedene Frau, manche, sie lebe nur von ihrem Manne getrennt. Wer dieser Mann und was er gewesen, wußte man nicht, vermutlich verfügte er jedoch über bedeutende Reichtümer, denn die Dame, die dem Namen nach eine Italienerin, ihrem Aeußeren nach aber von nordischer Abkunft war, bewohnte ein luxuriöses Logis im vornehmsten Stadtteil und schlürfte die Freuden des Pariser Lebens in vollen Zügen.

Während der Arzt die Untersuchung des Körpers beendigte, signalisierte die Menge auch schon die Ankunft der Polizei. Kommissar Madon mit vier Subalternen erschien auf dem Schauplatze des dunklen, und durch die Umstände, unter denen es stattfand, doppelt entsetzlichen Verbrechens. Den Staatsprokurator erkennend, stellte er sich sofort zu dessen Verfügung, worauf dieser das Zimmer regelrecht absperren ließ und den Kommissar

beauftragte, unter den Masken Erkundigungen darüber einzuziehen, ob jemand über das furchtbare Geschehnis irgend etwas, und wäre es noch so unwesentlich, auszusagen in der Lage sei.

Als er noch sprach, berührte Doktor Rigette leise seinen Arm.

„Herr Prokurator —“

„Was ist?“

„Die Verwundete giebt Zeichen des Erwachens.“

Der Prokurator wandte sich hastig der Unglücklichen zu. Von den Händen des Arztes und seines Kollegen der Embleme und Insignien ihrer Scheinwürde entledigt, lag sie, mit einem rasch herbeigeholten Kissen unter dem Kopf, lang hingestreckt auf dem Divan, ohne daß die gewöhnlichen Spuren des Lebens auch nur in der geringsten Thätigkeit an ihr wahrzunehmen waren. Der Busen blieb unbeweglich, aus dem Munde kam auch nicht der schwächste Hauch.

Mit verwunderter Frage blickte der Staatsanwalt daher den Doktor an, dieser deutete schweigend mit dem Zeigefinger auf die Augenwimpern der Erschossenen.

Wahrhaftig — diese langen seidenen Härchen zuckten leicht.

Auch schien es dem Staatsanwalt, als besäßen die Augen der jungen Frau nicht mehr den verständnislosen starren Ausdruck, die Seele war sicherlich im Begriff, wieder — wenn auch nur für Momente — von der schönen Hülle, in der sie sich so lange verborgen, Besitz zu nehmen.

„Sie kommt zum Bewußtsein?“ fragte der Beamte.

„Ich hoffe es. Sie war nur von einem momentanen Krampf erfaßt, der Sinn und Glieder in Banden hielt, der wirkliche Tod war noch nicht eingetreten. Wie ich Ihnen schon sagte, handelt es sich jedoch nur um ein kurzes, vielleicht nur nach Sekunden zu zählendes Aufflackern des Geistes, der nur noch einmal in den Körper zurückkehrt, um ihm für immer Lebewohl zu sagen. Benutzen Sie die Gelegenheit, ehe sie entschlüpft, wenn Sie eine wichtige Frage an die Sterbende zu richten haben.“

„Ich möchte wissen, ob sie im stande ist, den Namen ihres Mörders zu nennen.“

„Wohl möglich — der Schuß ist offenbar aus großer Nähe gekommen, so daß sie den Urheber sicherlich gesehen hat.“

„Oder sie vermutet ihn wenigstens — ha, sie hebt den Arm."

In der That deutete ein leises Regen des Armes und ein leichtes Zucken im Gesicht die Rückkehr des Bewußtseins der Scheintoten an. Im nächsten Augenblick entglitt ein Seufzer ihren Lippen, die bisher starren Augen begannen verwirrt um sich zu schauen, die Verwundete machte eine schwache Anstrengung, den Kopf emporzurichten.

Der Doktor unterstützte sie, indem er seine Hand unter ihr Haupt brachte, während Barrot sich zu ihr herabneigte und mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme fragte:

„Wer war es, der auf Sie geschossen hat?"

Die Unglückliche gab keine Antwort, sie schien ihn gar nicht zu verstehen. Das Aufflackern des Lebenslichtes währte nur einen Augenblick, im nächsten sank der Kopf schon zurück, die Hand fuhr wieder krampfhaft nach der Brust, als fühle sie dort einen heftigen Schmerz, die Lippen bildeten unverständliche Worte, noch ein tiefer Seufzer und sie war tot.

„Es ist zu Ende," sagte der Arzt.

„Aber die Worte — was sagte sie — es klang wie ein Name, den sie murmelte. Haben Sie nichts verstanden, Herr Doktor?"

„Ich vernahm ein einziges Wort — Enrico."

2.

„Enrico?" murmelte der Staatsprokurator. „Sollte das uns den Schlüssel zu dieser rätselhaften That in die Hand geben? Wer heißt Enrico?"

Kopfschüttelnd wandte sich der Beamte zu dem eben wieder eintretenden Kommissar.

„Herr Kommissar, haben Sie erfahren, wann die Unglückliche zuletzt gesehen worden ist?"

„Kaum eine Viertelstunde, bevor der Knall des Schusses alles in Aufruhr brachte, und zwar an der Seite eines Mannes in der Verkleidung eines Herolds."

„Ah — diesen Herold müssen wir haben. Hat ihn seitdem niemand wieder gesehen?"

„Niemand.“

„Sperren Sie alle Thüren des Hauses — nehmen Sie eine sorgfältige Durchsuchung aller Räume und des Gartens vor — vielleicht ist er noch in der Nähe.“

Dem Befehl des Staatsanwaltes folgte die Vollziehung auf dem Fuße — doch kam er wahrscheinlich zu spät, denn keine der beschriebenen irgendwie gleichende Maske wurde entdeckt.

„Kein Zweifel, daß er der Mörder ist — er wird durch das Fenster entflohen sein,“ bemerkte Barrot zu dem Polizeikommissar. „Wem wäre es sonst eingefallen, bei der herrschenden Kälte ein Fenster zu öffnen? Er benutzte es zu seiner Entweichung und war natürlich von draußen nicht imstande, es wieder zu schließen.“

Der Prokurator zeigte auf das einzige Fenster des Raumes, dessen einer Flügel weit offen stand.

„Das ist auch meine Meinung,“ erwiderte der Kommissar.

„Wir müssen vor allem wissen, wer Enrico ist — und auf den Herold fahnden. Hat denn niemand von den Anwesenden die Ermordete näher gekannt?“

Der Kommissar stellte die Frage, doch niemand meldete sich. Der Prokurator vermochte für diesen Abend nichts mehr zu thun. Die weiteren Maßnahmen der Polizei überlassend, verließ er den Ball, ein Beispiel, dem bald alle übrigen Teilnehmer folgten. Wer hätte sich auch einer auf so gräßliche Weise unterbrochenen Lust noch hingeben mögen?

Die Hunderte von Gästen trugen die Nachricht von dem Morde noch am selben Abende in alle Teile von Paris, damit ungeheure Sensation und Aufregung hervorrufend. Das Ereignis war ja nicht bloß grausig, sondern auch geheimnisvoll, das Opfer eine notorische, stadtbekannte Schönheit. Niemand zweifelte, daß eine Liebesaffaire den Beweggrund der That gebildet habe.

Staatsprokurator Barrot verbrachte eine fast schlaflose Nacht; der tragische Vorfall verhüllte ihn ganz und zauberte düstere Bilder in seine Träume. Zeitig am Morgen begab er sich nach seinem Büreau, um die Ergebnisse der polizeilichen Recherchen entgegenzunehmen.

Diese stellten sich als nur gering heraus. Der Herold war

ebensowenig ergriffen worden, wie es gelungen war, den Träger des Namens Enrico zu ermitteln. Aber ein anderer Fund von Wichtigkeit war gelungen. Gar nicht weit vom Pont de Solferino entfernt, hatte man in einer durch eine Krümmung der Seine gebildeten kleinen Einbuchtung ein Bündel aufgefischt, das sich bei der Eröffnung als ein vollständiges Heroldskostüm erwies, das flüchtig zusammengerollt und nachlässig mit einem Bindfaden umwickelt worden war. Vermutlich hatte der Besitzer es mit einem Steine beschwert, den Fluten übergeben, der Stein war herausgefallen und die Strömung hatte das Bündel eine Strecke mit sich fortgeführt und in die Bucht getrieben, wo die sonderbare Trift in einem weit ins Wasser hereinragenden Weidengebüsch sich gefangen hatte.

Kein Zweifel, man hatte das Gewand desselben Herolds vor sich, der zuletzt an der Seite der Ermordeten gesehen worden, und alle diese Umstände ließen mit absoluter Sicherheit darauf schließen, daß nur in diesem Herold der Mörder gesucht werden mußte.

War er selber der geheimnisvolle Enrico?

Barrot legte sich vergeblich die Frage vor, als ein Fremder gemeldet wurde, der in einer dringenden Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünsche. Natürlich ließ er ihn sofort vor.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ redete er den Besucher, einen jungen Mann mit sympathischen Gesichtszügen und von echt französischem Typus, an.

Der Fremde kämpfte sichtlich mit einer gewissen Verlegenheit.

„In was für einer Angelegenheit kommen Sie denn?“ forschte der Protektor ungeduldig.

„Ich komme wegen des Mordes,“ erwiderte der junge Mann zögernd, wie mit sich kämpfend.

Der Staatsanwalt blickte überrascht auf.

„Deshalb — wer sind Sie?“

„Ich heiße Jules Emmery und bin Buchhalter im Warenhaus der Gebrüder Tartineau in der Rue de Cléry.“

„Was wissen Sie von dem Mord? Waren Sie auf dem Ball?“

„Nein — ich hörte nur, daß die Tote im Augenblicke des Verscheidens den Namen ‚Enrico‘ ausgesprochen habe und daß die Polizei nachforsche, wer dieser Enrico sei.“

„Ganz recht — wer hat Ihnen das mitgeteilt?“

„Es wurde gestern abend im Klub von einigen Personen gesagt, welche eben von dem gestörten Maskenfeste kamen.“

„Nun, und wer ist der Träger des Namens?“

„Rentier Enrico Cammaso, der Gatte der Ermordeten.“

„Ihr Gatte,“ rief der Staatsanwalt erstaunt. „Der Name klingt italienisch —“

„Ihr Mann ist ein Italiener.“

„Woher wissen Sie das? Kannten Sie die Dame?“ fragte der Prokurator nicht ohne Mißtrauen.

„Nein.“

„Wie — Sie kannten sie nicht?“ —

„Wenigstens nicht persönlich — das heißt, gesehen habe ich sie ein- oder zweimal, als ich an ihrer Wohnung vorüberging,“ stammelte verwirrt der junge Mann. „Doch habe ich nie mit ihr Verkehr gehabt.“

„Woher wissen Sie aber denn, was Sie mir sagen?“

„Ich — ich kenne ihren Gatten, Herrn Cammaso.“

„Waren Sie in Italien?“

„Nein, ich habe ihn hier kennen gelernt.“

„Hier? So ist er hier?“

„Er hält sich seit einigen Monaten hier auf.“

„Und wo wohnt er?“

„Rue de Richelieu, Nummer 5.“

„Und wissen Sie auch, was er hier thut?“

„Sein Aufenthalt hat wohl keinen anderen Zweck, als den des Amüsements.“

„Er hat keine Beschäftigung?“

„Nein.“

„Wie haben Sie seine Bekanntschaft gemacht?“

„Sehr unfreiwillig.“ Einige Augenblicke überzog eine glühende Röte das hübsche Antlitz des jungen Mannes, und er strich verlegen seinen schwarzen Schnurrbart.

Der Staatsanwalt blickte ihn forschend an.

„Was heißt das, Herr Emmery? Sprechen Sie!“

„Muß ich darüber Auskunft geben?“ erkundigte sich Jules ein wenig zaghaft.

„Gewiß — ich muß die Beweggründe Ihrer Aussage erfahren, mich über alle Umstände informieren, welche mir ein Urteil über deren Glaubwürdigkeit ermöglichen. Wie mir scheint, sind Sie jenem Herrn Cammaso aus irgend welchen Ursachen nicht freundlich gesinnt? Ist das so?“

Jules Emmery senkte bejahend den Kopf, dann schoß er aus seinen dunklen Augen auf den Beamten einen vollen, ehrlichen Blick.

„Es ist die Wahrheit,“ versicherte er treuherzig, „aber Sie dürfen deshalb nicht denken, daß mich Haß oder Rachsucht zu meiner Mitteilung bewogen haben. Ich kam nur, weil ich es für meine Pflicht hielt, das Dunkel, welches über dem Namen Enrico schwebt, zu zerstreuen.“

„Sie wollen damit keinerlei Verdacht gegen den Gatten der Ermordeten ausdrücken?“

„Keineswegs“, antwortete rasch und bestürzt der Buchhalter. „Ich kenne ihn nur flüchtig und weiß absolut nichts Nachteiliges über ihn, außer —“

„Außer?“

„Daß er die Absicht hat, mir meine Verlobte zu stehlen!“

„Ihre Verlobte? Wer ist das?“

„Fräulein Gilberte Tartineau.“

„Die Tochter eines Ihrer Chefs?“

„Ich habe nur noch einen Chef — Herrn Henry Tartineau.“

„So ist Herr Cammaso von seiner Frau geschieden?“

„Noch nicht.“

„Aber er bewirbt sich doch um Fräulein Tartineau — will sich also wieder verheiraten?“

„So viel ich weiß, beabsichtigte er, sich scheiden zu lassen. Vielleicht kam er nur zu dem Zwecke nach Paris, mit seiner Gattin deshalb Unterhandlungen anzuknüpfen.“

„Beide standen also auch hier in Beziehungen zu einander?“

„Gewiß.“

„Von wem wissen Sie das?“

„Von Gilberte, Herr Cammaso verkehrt im Hause ihres Vaters.“

„Er ist wohl ein sehr reicher Mann?"

„Ein sehr reicher — er soll mehrfacher Millionär sein."

„Weshalb suchen denn beide Gatten die Trennung? Vertragen Sie sich nicht miteinander?"

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was er der Familie Tartineau darüber erzählt und ich von Gilberte vernommen habe. Herr Cammaso lernte seine Frau vor etwa zehn Jahren in New-York kennen, sie entstammte einer gebildeten, aber armen, aus Deutschland eingewanderten Familie. Schon früh erregte sie durch ihre Schönheit Aufsehen und im Sturm gewann sie das Herz des reichen Venetianers, der sie ihrer rauhen Heimat entführte, um die holde Knospe in den sonnigen Gefilden des Südens ihren Duft verhauchen zu lassen. Doch der Rausch des Glückes verdampfte nur zu bald. Die junge Frau erwies sich als eine launenhafte, lieblose Gattin, sie stürzte sich in den Strudel rauschender Vergnügungen, liebte Pracht und Verschwendung, und was das Schlimmste war, forderte die Eifersucht ihres Mannes heraus, den sie nicht liebte, sondern nur wegen seines Reichtums geheiratet hatte. Sein Herz kehrte sich endlich in Haß und Abscheu von ihr ab, beide trennten sich, sie verzehrte ihre reichen Alimente in Rom, Neapel und Venedig, er ging wieder auf Reisen. Vor etwa einem Jahre erschien sie in Paris, wohin ihr Gemahl ihr vor einigen Monaten nachfolgte."

Barrot starrte nachdenklich zum Fenster hinaus. Die Erzählung des jungen Mannes erweckte einen furchtbaren Verdacht in seiner Seele. Der Gatte der Ermordeten hieß Enrico, er war hier in Paris, er bahnte ein Verhältnis mit einer Andern an und gedachte sich mit dieser zu verheiraten, er trachtete darnach, eine gerichtliche Trennung seiner Ehe herbeizuführen — und mit seinem Namen auf den Lippen war seine Frau gestorben! Wie nun, wenn sich der Scheidung Hindernisse in den Weg gestellt hatten? Wenn Madame Cammaso selbst sich geweigert hatte, in eine gesetzliche Trennung zu billigen? Und der Ehemann, der sie haßte, ihrer um jeden Preis ledig werden wollte? Warum sollte er nicht zum Verbrechen greifen, sein Ziel zu erreichen? Er war ein Italiener, leidenschaftlich, feurig. Vielleicht waren beide in Streit geraten? Oder er war von

vornherein mit dem Plane, seine Gattin umzubringen, auf seinen Ball gegangen. Das Motiv war ja einleuchtend genug. Auf alle Fälle mußte man sich diesen Herrn Cammaso sofort näher ansehen.

„Noch eins," rief der Staatsanwalt, sich wieder zu dem Zeugen wendend, „Sie sind mir noch den Bericht über Ihre eigenen Beziehungen zu der Sache schuldig. Fräulein Tartineau war Ihre Verlobte?"

Ein wehmütiger Zug glitt über die Züge des jungen Kaufmanns.

„Sie war es," — er legte einen traurigen Nachdruck auf das mittelste Wort, — „das heißt, wir waren nicht offiziell verlobt, aber unsere Herzen hatten sich gefunden, und Gilbertes Eltern schienen unserer Verbindung nicht abgeneigt, denn wenn ich auch nur ein armer Teufel bin, so machte ich mich doch in dem Geschäfte nützlich. Ich bin ja auch schon lange dort, seit meinem sechzehnten Jahre, und jetzt bin ich achtundzwanzig, also mit der Familie förmlich verwachsen. Madame Tartineau nahm sich meiner wie eine Mutter an. Und Gilberte erst, — o, sie war der reine Engel, Herr, — die Liebe und Güte selbst, wir hängen aneinander mit innigster Glut — ich glaube, ihr Herz wird brechen, wenn sie —"

Jules hielt inne, im aufsteigenden Bewußtsein, sich vergessen zu haben. Der Prokurator unterdrückte ein leichtes Lächeln.

„Dann kam Herr Cammaso," erinnerte er.

„Jawohl, dann kam er. Herr Tartineau hatte seine Bekanntschaft, glaube ich, auf einer Geschäftsreise nach Marseille gemacht, und als er hierher zog, besuchte er uns. Mein Prinzipal lud ihn zur Abendtafel. Ich war zugegen und bemerkte die glühenden Blicke, die er auf Gilberte warf. Seitdem ging er täglich aus und ein, er wußte sich sowohl bei Herrn als auch bei Madame Tartineau durch seine Liebenswürdigkeit, seine Beredsamkeit und allerlei kleine Künste — u. a. spielt er vortrefflich Mandoline — dergestalt einzuschmeicheln, daß sie förmlich schwach gegen ihn sind. Dazu sein großer Reichtum, der das Herz eines Kaufmanns natürlich bestechen muß — ist's ein Wunder, wenn die alten Leute seine Neigung für ihre Tochter mit günstigen Augen betrachteten, wenn sie dieselbe ermutigten,

"Er im der zukünftige Schwiegersohn zur Zeit noch der Gemahl einer anderen war?"

„Und Sie?" warf Barrot lakonisch hin.

„Ich bin seitdem in Acht und Bann gethan," klagte Emmery in wehmütigem Tone. „Madame Tartineau ist kalt gegen mich, sie beachtet mich kaum mehr, Herr Tartineau trägt ein schroffes Wesen zur Schau, ich glaube, am liebsten wäre er mich los. Nur die arme Gilberte hält fest an mir — sie hat versprochen, mir ihre Treue zu bewahren. Aber guter Gott, was kann sie thun, wenn Vater und Mutter täglich auf sie einstürmen? Sie ist ja so weich und hingebend!"

„Von ihr also haben sie die Mitteilungen, die sie mir gemacht?"

„Ja, Herr Prokurator. Freilich treffen wir uns jetzt selten, aber — dann und wann weiß sie es doch zu ermöglichen," erwiderte Jules mit glücklichem Lächeln.

„Können Sie mir sonst noch einen, auf die gräßliche That bezüglichen Umstand angeben?" fragte der Staatsanwalt mit einem Blicke des Wohlgefallens und Wohlwollens, den er keineswegs verbarg.

„Nein."

„Dann danke ich Ihnen, Herr Emmery. Ich schenke Ihren Worten Vertrauen, weil Ihre Miene und Ihr Ton mir solches einflößen — ich beargwöhne auch Ihre Beweggründe nicht mehr, ein Mann wie Sie ist einer niedrigen Handlung nicht fähig!"

Und der ehrenwerte Beamte entließ den jungen Mann mit einem liebenswürdigen Händedruck.

3.

Nachdem sich der Zeuge entfernt, schritt Barrot längere Zeit grübelnd in seinem Büreau auf und ab. In seinen grauen scharfen Augen spiegelte sich die Tiefe seiner Ueberlegung, in dem Faltenspiel seiner Stirn und dem Nagen der Unterlippe die Erwägung eines schwer zu fassenden Entschlusses.

Was sollte er thun?

Gegen Cammaso vorgehen oder nicht?

Der eintretende Kommissar Madon unterbrach ihn in seinen Betrachtungen.

„Neues von Wichtigkeit, Herr Kommissar?“ rief der Staatsanwalt ihm entgegen.

„Nur ein Glied mehr von der Kette, mit welcher wir den Mörder umschlingen werden, wenn sie fertig ist,“ antwortete Madon triumphierend. „Wir haben die Maskenverleiherin entdeckt, von welcher das Heroldskostüm vermutlich entliehen worden ist.“

„Ist sie draußen?“

„Ja.“

Und der Kommissar eilte sofort, die Frau zur Stelle zu bringen.

„Betrachen Sie das Bündel dort, gute Frau,“ redete der Staatsanwalt sie an. „Erkennen Sie in dem Kostüm ihr Eigentum?“

Die alte Frau bestätigte schon von weitem mit lautem Ruf die Richtigkeit der Voraussetzung.

„Also doch — und Sie täuschen sich nicht?“

„I, wo werd' ich mich täuschen? Ich werde doch meine Sachen kennen. Heilige Jungfrau, hat mir der Mensch das schöne Gewand verdorben,“ jammerte sie, als sie nun den Inhalt des Bündels einer eingehenderen Musterung unterzog. „Da hilft weder des Schneiders Kunst noch Bügeleisen und Wäsche mehr.“

„Sie sind doch durch den Einsatz gedeckt?“ fragte der Kommissar.

„Das will ich meinen — ich werde doch nicht ohne Sicherheit einem ganz fremden Herrn Kredit geben.“

„Der Ableiher war Ihnen also fremd?“ forschte Barrot.

„Ich sah ihn gestern Abend zum ersten Male.“

„Wann war er bei Ihnen?“

„So gegen sechs Uhr.“

„Und wie sah er aus?“

Die Frau suchte in ihrer Erinnerung.

„Klein, groß oder von Mittelstatur?“ kam ihr der Prokurator zu Hilfe.

„Nicht allzu groß — so was man mittel nennt.“

„Entsinnen Sie sich seines sonstigen Aussehens? Was für Haare und Augen besaß er? Trug er einen Bart? Wie war er gekleidet?“

Die Frau vervollständigte nach einigem Nachdenken das Signalement des Unbekannten dahin, daß er einen großen schwarzen Vollbart und ein goldenes Lorgnon getragen habe. Durch die Gläser desselben habe sie, soweit sie sich entsinne, schwarze Augen schimmern sehen. Die Haare waren verborgen unter einer braunen Pelzmütze, den Körper deckte vom Hals bis zu den Füßen ein langer grauer Mantel zu. Weiter vermochte sie nichts zu sagen.

„Kommen Sie mit uns,“ bedeutete sie Staatsanwalt Barrot. „Wir werden Ihnen einen Herrn vorstellen, sagen Sie uns, ob es derjenige ist, welcher das Kostüm von Ihnen auslieh.“

Auf Befehl des Prokurators stand nach wenigen Minuten bereits ein geschlossener Wagen zur Verfügung der Beamten. Der Staatsanwalt, Kommissar Madon, zwei Polizisten, sämtlich in Civil, sowie die Maskenverleiherin nahmen darin Platz.

Der Kutscher schien seine Ordre bereits erhalten zu haben, denn er fuhr ohne Säumen darauf los und erst nach längerer Fahrt hielt er auf dem Boulevard des Italiens. Der Prokurator stieg darauf mit den drei Polizeibeamten aus dem Gefährt, während die Frau Weisung bekam, bis auf weiteres ruhig auf ihrem Platz auszuharren.

Darauf schritten die Vertreter der Behörde in zwei getrennten Gruppen ihrem Ziele zu, voran der Prokurator mit dem Kommissar, etwa hundert Schritte hinter ihnen auf der anderen Seite der Straße die Subalternen. Raschen Schrittes bog der Staatsanwalt um die Ecke der Rue de Richelieu, das Haus Nr. 5 mit den Augen suchend. Es war ein düsteres, den nichtssagenden Typus der modernen Zinshäuser tragendes Gebäude, dem man wahrlich von außen den Millionär nicht ansah, der darin wohnen sollte. Oder vielmehr wirklich wohnte, wie der Portier dem Staatsanwalt auf seine Frage nachlässig und ohne sich in dem Genusse seines Frühstücks irgendwie stören zu lassen, berichtete.

Der Italiener wohnte im Parterre — die beiden Männer stiegen hastig die wenigen Stufen zu derselben empor, während

die Polizisten sich unauffällig in einiger Entfernung von dem Eingange des Hauses postierten.

Signor Cammaso war zu Hause, sogleich bereit, die Herren zu empfangen. Sie fanden in dem luxuriös und zugleich geschmackvoll ausgestatteten Salon, ihrer wartend, einen mittelgroßen Herrn im Alter von wohl 35 Jahren, dessen etwas fahles, farbloses Gesicht ein schwarzer Schnurbart bedeckte und dessen kleine funkelnde Augen, von langen, buschigen Brauen beschattet, ihnen mit forschend intelligentem Ausdruck entgegenblitzten.

Barrot faßte seinen Mann mit seinem geübten physiognomischen Blicke, er nahm in seinem Wesen kein Anzeichen innerer Unruhe oder Aengstlichkeit wahr; der Italiener zeigte die ganze Würde, den stolzen Ernst eines reichen Mannes, der einen gleichgültigen Besuch in seinem Hause entgegennimmt.

Cammaso deutete verbindlich auf ein paar Sessel, und nicht eher, als bis die Fremden Platz genommen, erkundigte er sich in gebrochenem Französisch, während er sich selbst niedersetzte, womit er den Herren dienen könne?

Der Staatsanwalt gedachte ihn durch die plötzliche Nennung seines Standes und Anliegens zu überraschen.

„Sie verzeihen, man hat Ihnen unsere Namen genannt, Herr Cammaso?"

„Jawohl."

„Aber nicht unser Amt: wir sind Beamte des Gerichts und der Polizei. Ich bin der Staatsprokurator Barrot, mein Begleiter ist der Kriminalkommissar Madon."

Kein Zug in dem ernsten Gesicht des Signors erfuhr die geringste wahrnehmbare Veränderung. Eine leichte Verneigung, die er der Qualifikation des Prokurators darbrachte, war alles.

„Sie ahnen nicht, was uns zu Ihnen führt?"

„Ich kann es mir denken," entgegnete ruhig der Italiener. „Ich habe heute Morgen die traurige Botschaft erhalten und vermute, daß es sich um die Erlangung irgend welcher Auskünfte in Bezug auf die Person meiner unglücklichen Gattin handelt."

„So ist es allerdings."

„Ich bin gern bereit, Ihnen Rede zu stehen," entgegnete Cammaso ernst, „das heißt, soweit ich vermag. Sie werden wissen, daß ich seit einigen Jahren von meiner Frau getrennt lebte, ja im Begriff stand, das Band, das uns noch äußerlich verknüpfte, in kurzem völlig zu zerreißen. Sie werden daher auch begreiflich finden, daß mich ihr plötzliches Ableben zwar erschüttert, aber doch nicht in dem Maße schmerzlich berührt hat, als es der Fall gewesen wäre, wenn die Empfindungen, welche ich früher für die Unglückliche hegte, noch bestanden hätten."

Der Millionär begleitete seine Worte mit dem lebhaften Mienenspiel, durch welches jemand, der einer fremden Sprache nicht ganz mächtig ist, die Verständlichkeit seiner Rede zu erhöhen sucht.

„Sind Sie über die näheren Umstände des Todes Ihrer Gemahlin unterrichtet?" fragte der Prokurator.

„Ich weiß nicht — wenigstens glaube ich, alles zu wissen, was zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangt ist. Meine Frau ist offenbar das Opfer eines Verbrechens geworden — das ist's, was mich innig bewegt, so wenig ich auch Ursache habe, ihrer in Liebe zu gedenken. Sie hat mir übel mitgespielt, meine Herren — trotz alledem, ich beklage ihre Jugend und Schönheit."

„Ihr Name war das letzte, was von ihren Lippen floß," erklärte der Staatsanwalt bedeutsam.

„Mein Name? O, dann hat sie doch reuevoll meiner gedacht? Ich hätte es nicht erwartet," murmelte der Italiener anscheinend ergriffen.

„Sie standen im Begriffe, sich von ihr scheiden zu lassen. Haben Sie die Scheidungsklage schon eingereicht oder wie weit ist die Angelegenheit gediehen?"

„Noch nicht über die Präliminarien hinaus, Herr Prokurator."

„Warum nicht? Weigerte sich Madame Cammaso?"

„Sie? O nein — wir fürchteten nur die Schwierigkeiten, welche man uns als Landfremden bereiten würde. Wir hatten beschlossen, beide nach New-York zurückzukehren, dort, wo unsere Ehe geschlossen wurde, hofften wir eine mühelose Auflösung der Verbindung zu erzielen."

„Und Ihre Gattin war mit diesem Projekt einverstanden?"

„Sie war es — wir gedachten in einigen Tagen abzureisen."

„Wann haben Sie das mit ihr verabredet?"

„Als ich sie das letzte Mal besuchte — vor etwa vier Tagen."

„Sie trugen sich mit dem Gedanken, dann eine neue Ehe einzugehen?"

Der Millionär schaute den Sprecher etwas betroffen an.

„Ich? Wer sagt Ihnen das?"

„Mit Fräulein Tartineau?"

Cammaso schüttelte wie ärgerlich den Kopf.

„Was die Leute doch alles reden! Nun ja, ich verehre Fräulein Tartineau und wenn das Band, das mich an Alice fesselte, zerrissen war, hoffte ich, in ihren Armen Entschädigung für die herbe Enttäuschung zu finden, die mir meine erste Frau bereitete. Warum soll ich es verschweigen? Meine Absicht ist indessen noch nicht über das Stadium einer inneren Sehnsucht hinaus gediehen — ich weiß noch gar nicht, ob mich Fräulein Tartineau haben will — und erst mußte ich ja doch auch frei sein."

„Sehr richtig," nickte Barrot. „Gestatten Sie mir nun die Frage: Wer, glauben Sie wohl, könnte ein Interesse am Tode Ihrer Gattin gehabt haben?"

Cammaso zuckte die Achseln.

„Weiß ich es?" gab er gleichmütig zur Antwort. „Alice hatte zahlreiche Verehrer — vielleicht befand sich ein Othello darunter, der aus rasender Eifersucht eine Desdemona aus ihr machte — oder vielleicht war auch unerwiderte Neigung das Motiv. Eine Liebesaffaire ist jedenfalls im Spiele, darauf können Sie sich verlassen."

Der Italiener sah den Prokurator erwartungsvoll an, als hoffe er auf eine zustimmende Bemerkung, dieser blickte jedoch anscheinend in Gedanken versunken vor sich nieder. Nach einer Weile aber richtete er sich in die Höhe und warf die plötzliche Frage hin:

„Waren Sie gestern im Salon Beaurepaire?"

„Ich? Nein."

„Wo waren Sie gestern Abend?“

„Hier — zu Hause.“

„Sie sind gar nicht ausgegangen?“

„Gar nicht — das heißt, wenigstens nach acht Uhr nicht mehr.“

„Vorher waren Sie also doch aus?“

„Vorher — ja,“ erwiderte nachlässig gedehnt der reiche Mann. „Ich ging, wenn ich nicht irre, um die fünfte Stunde aus dem Hause und kehrte kurz vor acht Uhr zurück.“

„Wo waren Sie denn?“

Ueber die Lippen des Italieners glitt ein kaum bemerkbares spöttisches Lächeln.

„Wo ich war? Mein Gott, an vielen Orten. Im Café, in mehreren Läden, zu Besuch bei Herrn Tartineau und so weiter.“

„Waren Sie nicht auch in einem Maskenladen der Rue St. Denis?“

Signor Cammaso schien überrascht. „Ich? Nein.“

„Besinnen Sie sich — abends 6 Uhr — um ein Heroldskostüm zu leihen?“

„Das muß ein Irrtum oder ein Mißverständnis sein,“ erklärte der Italiener betroffen. „Warum, mein Herr? Ich beginne allmählich, Ihre Fragen befremdlich zu finden — sie — sie sind wie von Mißtrauen oder Verdacht diktiert.“

„Allerdings, Herr Cammaso, das sind sie,“ antwortete Barrot lakonisch, auf den Millionär durchbohrende Blicke heftend.

Cammaso sprang auf.

„Wie, Herr Prokurator, Sie — Sie wollen mich doch nicht etwa beschuldigen, den Mord begangen zu haben?“

„Ich beschuldige Sie nicht, aber ich stelle nicht in Abrede, daß verschiedene Verdachtsmomente gegen Sie sprechen. Sie wünschten von Ihrer Frau loszukommen. Der Trennung Ihrer Ehe stellten sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen, Sie planten eine neue Verbindung.“

„Und deswegen sollte ich zum Mörder werden? Nein, mein Herr, das ist nicht Ihr Ernst.“

„Herr Kommissar,“ erklärte ruhig der Staatsanwalt, „lassen Sie die Frau kommen.“

Der Kommissar trat an das Fenster, öffnete es und rief seinen draußen harrenden Untergebenen einen Befehl zu. Nach einigen Minuten hörte man Schritte draußen, der Kommissar ging hinaus und kehrte mit der Maskenverleiherin zurück.

„Frau Richard, sehen Sie diesen Herrn an — ist es derjenige, welcher gestern das Heroldskostüm bei Ihnen auswählte?“

Die Frau betrachtete den Italiener einige Zeit aufmerksam und forschend. Sie schien unschlüssig.

„Ich finde allerdings eine Aehnlichkeit,“ sagte sie zögernd. „Die Größe stimmt, auch der allgemeine Eindruck. Aber der Herr von gestern trug einen schwarzen Vollbart und ein Lorgnon —“

„Beides kann er sich zum Zweck der Täuschung zugelegt haben.“

„Ja, ja — indessen — es war auch ziemlich dunkel im Laden — wenn ich den Herrn mit einem Vollbart und einer Lorgnette sehen könnte —“

„Herr Kommissar, nehmen Sie mit einem Ihrer Leute eine Durchsuchung der Wohnung vor. Vielleicht, daß uns die betreffenden Utensilien, sowie Mantel und Pelzmütze und noch andere verdächtige Gegenstände in die Hände fallen.“

Kommissar Madon beeilte sich, den Befehl des Prokurators zu vollziehen. Sämtliche Räume der nicht allzu großen Wohnung, sowie die dazu gehörigen Boden- und Kellergelasse wurden auf das Sorgfältigste durchforscht, wobei ein Diener des Inhabers die Beamten begleitete. Nirgends etwas Verdächtiges oder Auffälliges, obgleich der Kommissar selbst die im Keller lagernden Kisten, aus denen er das darin befindliche Stroh und Packheu herauswarf, genau durchsuchte.

„Was ist denn das für ein Monstrum von einer Kiste,“ wandte er sich fragend an den Diener, auf eine große Holzkiste deutend, deren Länge nicht weniger als zwei Meter bei einer Breite von drei Viertel und einer Höhe von einem halben Meter betragen mochte.

„Ich weiß nicht, was darin gewesen ist,“ bemerkte der Diener achselzuckend. „Irgend ein Kunstgegenstand vermutlich.“

„Kann sein,“ brummte der Kommissar, und begab sich, verdrießlich über die Erfolglosigkeit seiner Inspektion, zu dem Staatsanwalt zurück, dem er ausführlich Rapport erstattete.

„So müssen wir einen schwarzen Vollbart und ein dem bewußten ähnliches Lorgnon auf andere Weise beschaffen," erklärte Barrot.

„Vorläufig mag Frau Richard sich entfernen," setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu. Die Frau folgte, wenn auch ziemlich widerwillig, dieser Weisung, sie hätte von Herzen gern eine Zeugin der nun folgenden Ereignisse abgegeben.

Der Prokurator wandte sich hierauf von neuem an den Verdächtigen:

„Sie behaupten, gestern abend zu Hause gewesen zu sein, Herr Cammaso. Es handelt sich vor allem um die Zeit von halb neun bis halb elf Uhr. Befanden Sie sich während dieser zwei Stunden in Ihrer Wohnung."

„Gewiß," erwiderte der Italiener bestimmt und ruhig.

„Hier im Zimmer?"

„Nein, drüben im Wohnzimmer."

„Haben Sie Beweise dafür?"

„Beweise — hm — ich weiß nicht. Ich fühlte mich gestern nicht ganz wohl; als ich nach Hause kam, war ich totmüde und legte mich, nachdem ich nur wenige Bissen gegessen, auf das Sofa, um zu ruhen. Bis gegen elf Uhr habe ich fest geschlafen."

„Aha — und hat Sie während dieser Zeit jemand gesehen?"

„Ich weiß wirklich nicht — ich hatte meinem Diener Auftrag gegeben, mir halb zehn Uhr den Thee zu bringen. Vielleicht hat er —"

Er klingelte. Der Diener Jean trat ein. Ein alter, weißbärtiger Mann von fast ehrwürdigem Aeußeren. Langsam, feierlich in seinen Bewegungen, seinem Gange, selbst seine Stimme besaß jenen feierlichen Beiklang, wie man ihn bei alten Dienstboten oftmals findet.

„Wie lange sind Sie in dem Dienste Signor Cammasos?" redete ihn der Prokurator an.

„Zwei Monate," antworte Jean. Alles an ihm machte den Eindruck der größten Aufrichtigkeit und Biederkeit, das Auge, der Blick, die Stimme.

„Und wo dienten Sie vorher?"

„Bei dem Herrn Marquis d'Elevan."

„Weshalb sind Sie dort weggegangen?"

„Der Herr Marquis starb — man brauchte mich nicht mehr."

„Ah, Sie waren bei dem alten Herrn — wie lange?"

„Neunzehn Jahre."

„Und wie kamen Sie zu Herrn Cammaso?"

„Herr Tartineau hatte mich ihm empfohlen."

„Gut, können Sie uns sagen, ob Ihr Herr gestern abend zwischen ein halb neun und halb elf Uhr zu Hause war?"

„Er war es," erwiderte der Diener ohne Zögern.

„Wo befand er sich?"

„Drüben im Wohnzimmer."

„Was that er?"

„Er schlief auf dem Sofa, er war nicht ganz wohl."

„Wann kehrte er nach Hause zurück?"

„Kurz vor oder kurz nach acht — genau weiß ich es nicht."

„Und Sie haben ihn dann nicht wieder ausgehen sehen?"

„Nein — ich sagte Ihnen ja, er schlief auf dem Sofa."

„Das heißt, er sagte Ihnen: Ich werde mich hinlegen, sorge dafür, daß ich vor halb elf Uhr oder vor Ablauf irgend einer anderen Zeit nicht gestört werde?"

„Nein, das nicht. Er trug mir nur auf, ihn, falls er einschlafen würde, nicht zu wecken."

„Waren Sie bei ihm im Zimmer, während er schlief?"

„Jawohl.

„Mehrmals?"

„Zweimal."

„Was wollten Sie darin?"

„Er hatte mir befohlen, ihm halb zehn Uhr den Thee zu bringen, den er immer um diese Zeit zu sich nimmt. Falls er schlafe, sollte ich jedoch jede Störung vermeiden und das Getränk wieder mit fortnehmen."

„Und Sie brachten ihm den Thee?"

„Ja."

„Wann?"

„Halb zehn Uhr".

„Wissen Sie genau, daß es halb zehn Uhr war?“

„Ganz genau, mein Herr. Ich bin von Herrn Marquis her an peinliche Pünktlichkeit gewöhnt.“

„Und als Sie eintraten, fanden Sie Herrn Cammaso schlafend?“

„Fest schlafend.“

„Haben Sie ihn gesehen?“

„Natürlich,“ entgegnete der Diener verwundert. „Er lag auf dem Sofa.“

„Und Sie haben wirklich ihn selbst — sein Gesicht gesehen?“

„Ihn selbst — sein Gesicht, wie ich das Ihrige erblicke, mein Herr.“

„Führen Sie uns in das Zimmer hinüber.“

Es geschah. Das Wohnzimmer kam dem Salon nicht an Größe gleich, wies jedoch dieselbe luxuriöse Einrichtung auf. Das Sofa stand an der Hinterwand, vor demselben ein großer runder Tisch. Die äußere Thür befand sich dem Sofa gegenüber.

„In welcher Stellung fanden Sie Ihren Herrn?“ nahm der Prokurator, nachdem er von der Beschaffenheit des Raumes Kenntnis genommen, sein Verhör wieder auf.

„Er lag auf der rechten Seite, den Kopf auf dem Kissen.“

„War er zugedeckt?“

„Jawohl — mit dieser Decke.“ Dabei hob er eine große buntfarbige Wolldecke auf, die zusammengerollt auf dem Sofa lag.

„Wohl bis über den Kopf?“

„Nein, nur bis hierher“ — an den Hals greifend.

„Und das Gesicht war Ihnen zugewendet?“

„Vollständig, mein Herr — auch eine Hand guckte aus der Decke hervor. Seine Augen waren fest geschlossen.“

„Sie können sich nicht irren?“

„Aber mein Herr — ich bin doch ein vernünftiger Mensch.“

„Wie weit kamen Sie ins Zimmer herein?“

„Bis hierher.“

Der Diener nahm den Platz ein, welchen er bezeichnen wollte, der Prokurator befahl ihm, sich in der Stellung, in welcher er seinen Herrn erblickt, auf das Sofa zu legen, was Jean, nachdem er seinen Herrn mit einem Blicke um Erlaubnis

befragt, auch willig that. Von dem Stand aus, den ihm der Diener angedeutet, blickte Barrot nach ihm hin und überzeugte sich, daß man von dort aus allerdings das Sofa vollständig überschauen kann.

„Und es war hell im Zimmer? Es brannte ein Licht?"

„Die Petroleumlampe, mein Herr — wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie doch Herrn Tartineau — er hat Herrn Cammaso ja ebenfalls gesehen."

„Herr Tartineau — wie kam er denn hierher?"

„Ich hatte ihn gebeten, mich um halb zehn Uhr in den Klub abzuholen," bemerkte erklärend der Italiener.

„Und er war halb zehn Uhr hier?"

„Zwischen halb und dreiviertel," entgegnete Jean.

„Und trat in das Zimmer?"

„Er war darin."

„Sagten Sie ihm nicht, daß Herr Cammaso unwohl sei?"

Der Diener schüttelte den Kopf. „Herr Cammaso hatte mir gesagt," erwiderte er, „am liebsten ließe er sich, da sein Kopfweh so zugenommen, bei Monsieur Tartineau entschuldigen. Indessen wolle er ihn nicht vor den Kopf stoßen. Wenn er komme, solle ich ihn daher ruhig zu ihm führen. Sähe ich dabei, daß er noch nicht munter sei, so könne ich ja Herrn Tartineau von seinem Unwohlsein Mitteilung machen und ihn bitten, von seiner Begleitung abzusehen."

„So war er mit Ihnen im Zimmer?"

„Mit mir, ja."

„Und auch diesmal erblickten Sie beide den Schlafenden?"

„Wie vorher — ganz deutlich."

„Herr Kommissar, telephonieren Sie vom nächsten Geschäft aus an Herrn Henry Tartineau, ich ließe ihn bitten, sich sogleich einmal hierher zu bemühen."

Madon gehorchte. Fünf Minuten darnach kam er wieder, eine halbe Stunde später hielt ein Wagen vor der Thür des Hauses, welchem Herr Tartineau entstieg.

Henry Tartineau war fünzig Jahre alt, ein Herr von Distinktion, ein stadtbekannter Ehrenmann. Wenn schon hinsichtlich der Aussage Jeans, obwohl sie einen vollkommen glaubhaften Eindruck hervorbrachte, dem Staatsanwalt Zweifel ge-



stattet waren, — das Zeugnis eines Henry Tartineau hatte Anspruch auf unbedingte Geltung. Nicht für alles Vermögen der Welt würde dieser Aristokrat der Geschäftswelt eine Unwahrheit auf sein Haupt laden! Mit Spannung sah daher Barrot seiner Ankunft entgegen.

„Ist es wahr, Herr Tartineau,“ sprach er ihn an, „daß Sie gestern abend Herrn Cammaso hier auf dem Sofa schlafend erblickt haben?“

Tartineau starrte erstaunt von einem zum andern.

„Was bedeutet das?“ erkundigte er sich befremdet.

„Sie werden es später hören. Antworten Sie mir. Haben Sie Herrn Cammaso auf dem Sopha liegen sehen?“

„Allerdings“, versetzte der Kaufmann im Tone untrüglicher Sicherheit.

„Um welche Zeit?“

„Als ich höchstens zwei Minuten später mich entfernte, war es an meiner Uhr dreiviertel Zehn.“

„Geht Ihre Uhr richtig?“

„Auf den Punkt. Ich hörte es später auf der Straße voll schlagen, bei dieser Gelegenheit habe ich sie kontrolliert.“

„Sie traten herein in die Stube?“

„Gegen meinen Willen. Jean öffnete die Thür und ließ mich hereintreten. Als ich einige Schritte gethan, gewahrte ich Herrn Cammaso fest schlafend und schlich mich sofort wieder hinaus. Der Diener, der mir gefolgt war, erklärte mir darauf die Situation. Natürlich bat ich, Herrn Cammaso ja nicht zu stören, und ging fort.“

„Und auch Sie haben ihn deutlich gesehen? Sein Gesicht?“

„Sein Gesicht.“

„Haben Sie nicht etwa bloß ein Pack mit der Decke verhüllter Kleider für den Schläfer genommen?“

Tartineau verneinte lächelnd. „Er lag mit geschlossenen Augen, den Mund ein klein wenig geöffnet,“ bekräftigte er seine Aussage. „Ich könnte ihn malen, Herr Prokurator, wenn ich überhaupt malen könnte. Genügt Ihnen das?“

„Das genügt mir,“ erklärte Barrot resigniert. Solchen Zeugnissen gegenüber mußte er seinen Verdacht freilich fallen lassen! Enrico Cammaso hatte sein Alibi nachgewiesen und der

Nachweis war glänzend gelungen! Jean sowohl als Tartineau waren völlig einwandsfreie Zeugen, durch ihre Aussage war unwiderleglich nachgewiesen, daß der Italiener um halb Zehn sowohl als um dreiviertel Zehn in seiner Wohnung gewesen war — zwischen halb und dreiviertel Zehn aber war der heimtückische Schuß im Salon Beaurepaire gefallen! Von der Wohnung Cammasos bis dahin brauchte man gut eine halbe Stunde — der Gatte der Ermordeten konnte den Schuß also nicht abgefeuert haben! Es lag ja eigentlich auch nichts gegen ihn vor, als der Umstand, daß die Tote mit seinem Namen auf den Lippen gestorben war, und sein Wunsch, seine Frau los zu werden, um einer anderen ihren Platz einzuräumen. Was war wohl natürlicher, als daß Madame Cammaso, die sich schuldig fühlte, in ihrem letzten Augenblicke reuevoll ihres von ihr so schwer gekränkten Gatten gedachte, daß sie seinen Namen nannte? Und seine Zukunfts- und Trennungspläne hatte er ja dem Staatsanwalt offen bekannt — nein, der Millionär machte durchaus nicht den Eindruck eines Schuldigen. Seine Ruhe, seine Sicherheit waren musterhaft. Er trug weder auffällige Gleichgültigkeit noch verborgene Aengstlichkeit zur Schau. Dem Staatsanwalt blieb nichts übrig, als den Mörder der schönen jungen Frau auf anderer Fährte zu suchen, umsomehr, als sowohl Tartineau als der Diener ihre Aussagen auf seine Veranlassung vor dem Untersuchungsrichter eidlich bekräftigten. Alle seine Bemühungen und diejenigen der Polizei, das geheimnisvolle Dunkel zu lichten, erwiesen sich aber als vergebens: Tag auf Tag verging, Woche auf Woche und keine Spur des Mörders wurde entdeckt!

Drei Monate verflossen so. Der Fall Cammaso gehörte noch immer zu den unaufgeklärten. Fieberhaft hatten die Behörden gearbeitet, zahlreiche Vernehmungen vorgenommen, alle Personen, die mit der Ermordeten im Verkehr standen, verhört, nichts führte zu einem befriedigenden Resultat. Die allgemeine Aufregung legte sich allmählich, im gleichen Tempo kühlte sich der Eifer der Polizei ab: Welcher Mensch verliert Arbeit und Zeit gern bei der Lösung undankbarer Aufgaben! Hätte man eine Waffe bei der Toten gefunden, so hätte man schließlich noch angenommen, sie habe sich selbst getötet, so aber konnte nur eine fremde Hand die That vollbracht haben. Das Fenster in dem

Kabinett, wo Madame Cammaso gefunden wurde, hatte ja offen gestanden — zweifellos war der Mörder durch dasselbe entflohen.

Das war aber auch alles, was man wußte!

4.

Staatsprokurator Barrot promenierte eines Nachmittags auf dem Boulevard de Magenta, als er in einer vorüberfahrenden Equipage die Herren Cammaso und Tartineau in Gesellschaft zweier Damen erkannte. Die Herrschaften grüßten ihn, als sie an ihm vorbei jagten, und bewundernd blickte der Prokurator der jüngsten der beiden Damen, einer allerliebsten Brünnette von 18 bis 20 Jahren, eine Weile nach. Gewiß war dieses reizende Geschöpf Gilberte, die Verlobte des jungen Jules Emmery! Allerdings keine Schönheit, die es mit Madame Cammaso aufzunehmen vermochte, aber weit lieblicher, mehr anmutig als schön. Nur blaß, — recht blaß — gewiß wollten die Eltern sie zur Verbindung mit dem ihr verhaßten Millionär zwingen, der ja nach Belieben über seine Hand verfügen konnte.

„Das war sie, Herr Prokurator," ertönte da plötzlich eine Stimme neben ihm, und aufblickend, nahm er Jules Emmery wahr, der bescheiden einige Schritte hinter ihm stand.

„Ach, Sie sind es, Herr Emmery? Ich dachte mir, daß sie es war. Und ihr gegenüber dieser Herr Cammaso. Da stehen Ihre Aktien wohl nicht gut, wenn ich fragen darf?"

„Gar nicht gut, Herr Prokurator," entgegnete der junge Kaufmann treuherzig. „Die arme Gilberte! Sie vergießt alle Tage die bittersten Thränen! Ihre Eltern wollen durchaus, daß sie Herrn Cammaso zum Gatten nimmt!"

„Aber sie bleibt Ihnen treu?"

„O, — soweit sie in Frage kommt. Aber sie hat zu wenig Willen," seufzte Jules. „Von Kindheit auf gewöhnt, sich den Anordnungen des Vaters zu fügen, wagt sie auch jetzt nicht, sich energisch zu widersetzen. Haben Sie nicht gesehen, wie blaß sie ist?"

„Leider — das arme Kind!"

„Wahrscheinlich wird sie doch wohl oder übel nachgeben müssen! Und wenn das geschieht —" Der junge Mann schoß einen leidenschaftlichen Blick nach der Richtung, in welcher der Wagen verschwunden war.

„Nur keine Thorheiten, Herr Emmery! Sie meinen also, Herr Tartineau sei fest entschlossen, seine Tochter dem italienischen Millionär zu vermählen?"

„Fest! Unter den Alten ist alles im Reinen, Herr Prokurator. Nur Gilberte sträubt sich noch. Sie will keinem Mann angehören, der im Verdacht stand, der Mörder seiner Frau zu sein."

„Aber von diesem Verdacht," berichtigte der Staatsanwalt mit ernstem Blicke, während beide zusammen die Straße hinschritten, „ist er doch gründlich gereinigt. Er hat sein Alibi nachgewiesen."

„Ja gewiß, das hat er — und dennoch —"

„Nun?"

„Gilberte meint, sie würde immer einen Schauder vor ihm empfinden, denn solange der wirkliche Mörder nicht entdeckt sei, bleibe immer noch eine Möglichkeit bestehen."

Der Staatsanwalt lächelte. „Naives Kind," murmelte er vor sich hin. „Wenn jemand zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte war, kann er doch nicht an einem anderen gewesen sein," belehrte er seinen Begleiter. „Es ist ein Unrecht, jemand zu verdächtigen, der die Unmöglichkeit seiner Schuld so über alle Zweifel dargethan hat. Zwei glaubwürdige Zeugen haben es beschworen. Oder glauben Sie, Ihr Herr Prinzipal werde einen Meineid schwören?"

„O, was der sagt, ist auch ohne Eid richtig," beteuerte lebhaft der junge Mann. „Er ist die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit selbst."

„Nun also? In dieser Hinsicht wenigstens kann Fräulein Gilberte beruhigt sein — im Uebrigen aber" — und der Staatsanwalt reichte hierbei Jules zum Abschiede die Hand — „wünsche ich Ihnen, daß auch in ihrem Falle die Liebe über den Reichtum Siegerin bleibt."

Damit bog der Prokurator in eine Seitenstraße ein. Die Begegnung hatte ihn nachdenklich gestimmt, er wollte allein sein.

Das Schicksal des jungen Paares ging ihm menschlich nahe, aber er konnte den braven Leuten ja doch nicht helfen. Ja, wenn Cammasos Schuld bewiesen worden wäre! Seltsam, sagte sich Barrot, daß wir gar keine Spur haben finden können! Nur gegen den Gatten allein lagen ziemlich erhebliche Verdachtsmomente vor. Ich hätte darauf geschworen, daß er der Mörder sei, wenn das Alibi nicht gewesen wäre! Niemand hatte ein so starkes Interesse an der Beseitigung der jungen Frau als er. Aber er war während des Augenblicks der That so gewiß in seiner Wohnung, als ich jetzt hier auf der Straße wandle, und an beiden Orten zugleich konnte er doch nicht sein. Ein Glück nur für ihn, daß er von den beiden Zeugen gesehen worden ist.

Unter solchen Gedanken erreichte Barrot seine Wohnung. Schon vor der Thür vernahm er den Klang einer fremden Stimme, er hatte Besuch. Neugierig trat er ein. Sein alter Universitätsfreund Jacques Berres, zur Zeit Maire von Vienne, stürzte in seine Arme. Hocherfreut drückte ihn der Staatsanwalt an sich — die Freunde hatten sich seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen — und vergessen waren alle beruflichen Gedanken und Grübeleien.

Der Staatsanwalt hatte heute einen freien Tag, er konnte sich daher dem willkommenen Gaste ungestört widmen. Nachdem sich der Maire erfrischt hatte, gingen beide zusammen aus, um den Austausch ihrer Erinnerungen und Erlebnisse bei einem Glase Wein in gemütlichster Stimmung fortzusetzen. Der Prokurator führte den Freund in eine Weinstube, die er häufig besuchte, beide ließen sich einander gegenüber nieder, tranken und plauderten.

Da ging ein Bekannter des Staatsanwalts vorüber. Vertraulich grüßend reichte er dem Beamten en passant die Hand

„Nun, wie stehts, lieber Barrot? Ist der Mörder der schönen Amerikanerin noch immer nicht im Käfig?“

„Leider nein, lieber Maurice. Der Fall ist hoffnungslos.“

„Der Fall — oder die Polizei,“ spottete der Andere, indem er lachend davonschritt.

„Was ist das für ein Fall?“ erkundigte sich der Maire.

Barrot erzählte ihm kurz den Hergang. Der Maire lauschte mit Interesse, einmal unterbrach er den Erzähler mit den Worten: „Wie hieß der Italiener?“

„Cammaso."

„Cammaso?" wiederholte sinnend Berres. „Cammaso? Den Namen muß ich schon einmal gehört haben."

„Wirklich? Er ist jedoch nicht allzu häufig."

„Eben deshalb."

Der Maire war nachdenklich geworden, führte aber das Thema nicht weiter. Erst nach etwa einer Viertelstunde, als beide bereits von etwas anderem sprachen, fiel er dem Staatsanwalt plötzlich mitten in den Satz:

„Ich hab's, lieber Armand."

„Was denn?" rief dieser erstaunt.

„Woher ich den Namen Cammaso kenne, das ist eine ebenso originelle als tragikomische Geschichte, Armand, die muß ich dir erzählen."

„Schieße nur los", ermutigte ihn Barrot lächelnd, einen Schluck aus dem Glase nehmend, während er der Mitteilung mit jenem gleichmütigen Halbinteresse entgegenstarrte, das mehr der Freundschaft für den Erzähler als der Teilnahme für die Erzählung seinen Ursprung verdankt und das bei Anschlagung eines neuen Gegenstandes in solchen Fällen erst dann einer tieferen Aufmerksamkeit weicht, wenn das Erzählte unseren Beifall findet oder sonst unser Interesse gefangen nimmt.

Der Maire hub an: „Du weißt, ich habe in meiner Gegend ziemlich oft mit Italien zu thun, die Lage Viennes an der großen Mittelmeerbahn bringt das mit sich. Es gehen mir also zahlreiche italienische Namen durch den Kopf, das war der Grund, weshalb ich den Namen Cammaso nicht sogleich zu registrieren vermochte. Die Geschichte, die sich daran knüpft, schlägt übrigens in dein Fach — sie hat einen kriminalistischen Beigeschmack."

„Ja ja," lachte der Zuhörer etwas ungeduldig.

„Also: eines schönen Morgens — es kann nun wohl fünf Monate her sein, ich sitze noch beim Frühstück und lese die Zeitung — läßt sich ein Eisenbahnbeamter bei mir melden. ‚Was ist denn los?' frage ich das Mädchen. ‚Hat's denn nicht Zeit?' Nein, es hätte nicht Zeit, es handle sich um ein Verbrechen. Sofort lasse ich den Mann hereinrufen. Es war ein Stationsbeamter der Mittelmeerbahn und er war wie ein

Dieb gelaufen und ganz außer Atem. ‚Nun, nun, lieber Freund,‘ sage ich, ‚was haben Sie denn? Setzen Sie sich und verschnaufen Sie!‘ Was er denn auch that, das heißt, setzen, denn zum Verschnaufen ließ ihm sein Auftrag keine Ruhe. ‚Ist auf dem Güterboden wieder einmal gestohlen worden?‘ fragte ich. ‚Nein, Herr Verres, das nicht — es ist etwas Schlimmeres!‘ ‚Doch nicht ein Mord?‘ ‚So etwas Aehnliches!‘ Worauf er mir folgenden Bericht erstattet: Er hatte während der Nacht Dienst. Unter den Gepäckstücken, die in Vienne durchpassierten, befand sich auch eine große längliche Kiste. Als nun die für die Station bestimmten Güter abgeladen wurden, stürzte eine ebenfalls in dem Waggon befindliche eiserne Maschine von ihrem etwas unpassend gewählten Standort herab und schlug einen Teil des Deckels der Kiste ein. Dem Beamten erschien es nötig, bevor er die Kiste weitergehen ließ, den Schaden so gut es anging zu reparieren, denn es stand „Vorsicht“ auf dem Deckel und man mußte befürchten, daß der Inhalt andernfalls gefährdet sein werde. Mit Hilfe eines Brettes, eines Hammers und einiger Nägel war die Kur leicht zu bewerkstelligen, vorher prüfte der Beamte aber, ob der Unfall bereits eine Schädigung des Inhalts herbeigeführt habe, da die in der entstandenen Oeffnung zu Tage getretene Emballage von Watte und Seegras derangiert erschien. Er schiebt also vorsichtig die Füllung ein wenig beiseite — im nächsten Augenblicke erbleicht er und ein Zittern überläuft seinen Körper. Unter der Hülle von Watte und Seegras erblickte er — er schauderte bei der bloßen Erzählung — eine menschliche Hand!

Mehr konnte er nicht erkennen, im Waggon war es zu finster, da er seine Arbeit beim Schein einer kleiner Lampe vorgenommen hatte. Er fühlte auch weder Neigung noch Verpflichtung, dem furchtbaren Geheimnis weiter auf die Spur zu kommen. Die unheimliche Kiste wurde rasch ausgeladen und in einem besonderen Schuppen eingeschlossen und sobald der Tag richtig angebrochen war, eilte er nach der Stadt, um mir Anzeige zu machen.

Natürlich versetzte mich die seltsame Neuigkeit ebenfalls in nicht geringe Aufregung. Sogenannte Kofferleichen kommen

nicht allzu selten vor, und auch hier konnte sich jemand dieses Mittels bedient haben, um die Spuren eines Verbrechens auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu beseitigen. Ich begleitete also den Beamten ungesäumt nach dem Bahnhofe und lasse mir die Kiste zeigen. Sie besaß allerdings eine ominöse Form, nämlich gerade die Länge, Breite und Höhe, um einen Menschen darin zu bergen. Ich stellte zunächst den Absender, sowie den angeblichen Adressaten der Kiste fest, ersteren habe ich vergessen, der Name des letzteren aber war Cammaso."

„Und wohin war die Kiste bestimmt?" unterbrach der Staatsanwalt den Erzähler gespannt.

„Nach Paris."

„Nach Paris? Sollte es hier noch mehr Cammasos geben?"

„Das ist nicht unwahrscheinlich. Aber höre weiter. Ich ließ nun ohne weiteres Säumen den Deckel der Kiste vollends entfernen, was keine kleine Mühe kostete, denn sie war vorzüglich verschlossen. Und in der That, als wir nicht ohne Grauen die Emballage ablösten, starrten uns die Züge eines menschlichen Gesichts entgegen, das sich kalt und leichenähnlich anfühlte. Im ersten Moment durchrieselte uns ein Schauder, sobald wir aber näher hinschauten, fingen wir alle wie auf Kommando laut aufzulachen an: die Kiste enthielt weiter nichts als eine äußerst kunstvoll angefertigte Wachsfigur in Lebensgröße, mit natürlichem Haar, Kopf und Händen, und nur der Körper war ein ausgestopfter Balg, dem nur noch die Kleidung fehlte, um die Täuschung vollkommen zu gestalten."

„Unmöglich!" rief der Staatsanwalt.

„Ich versichere dir, es ist alles so, wie ich sage," beteuerte der Maire, der den Ausruf auf seine Darstellung bezog. „Wir hatten natürlich alle das Gefühl, daß wir uns durch eine Bekanntgabe des mysteriösen Vorfalls dem Gelächter der Oeffentlichkeit aussetzen würden, weshalb ich die Mitwisser zum Schweigen verpflichtete. Die Kiste schlossen wir wieder gut und ließen sie ihre unterbrochene Reise fortsetzen."

„Und du sagtest, die Kiste sei an einen Herrn Cammaso nach Paris adressiert gewesen?" rief Barrot aufgeregt.

„So ist es."

„Vielleicht Enrico Cammaso, Rue de Richelieu Nr. 5?“

„Richtig, so lautete die Adresse.“

„Und der Absender — wie hieß er?“

„Ich sagte dir schon, daß ich es vergessen habe. Ich weiß nur, daß die Sendung aus Rom kam.“

Der Prokurator faßte erregt die Hand seines Freundes und raunte ihm zu: „Lieber Jacques, thu' mir einen Gefallen — depeschiere sofort nach Vienne um Namen und Adresse des Absenders jener Kiste — er muß wohl zuverlässig mit dem Fabrikant der Wachsfigur identisch sein. Glaubst du, daß sich noch jemand des Namens erinnert?“

„Gewiß, er steht ja in dem Protokoll, welches der Stationsvorstand über die Eröffnung und Wiederverschließung der Kiste aufgenommen hat.“

„Das ist gut — willst du depeschieren?“

„Ganz gern, aber weshalb?“

„Du lieferst mir den Schlüssel zu einem Rätsel, dessen Lösung ich seit Monaten vergebens nachspüre — ich bitte dich, schweige gegen jedermann und erzähle niemand sonst die Geschichte. Schreibe die Depesche, ich muß sofort Antwort haben!“

Der Maire willfahrte erstaunt, dann begaben sich die Freunde selbst nach dem nächsten Telegraphenbureau, das Telegramm aufzugeben.

„Da es an den Stationsvorstand der Eisenbahn gerichtet ist, so dürfen wir umgehend auf Antwort rechnen,“ bemerkte der Staatsanwalt. „Ich werde hier bleiben, um sie zu erwarten.“

Die Antwort traf nach kaum Dreiviertelstunden ein. Das Telegramm lautete: „Absender Alessandro Malussi, Rom, Via Milano.“

Der Staatsanwalt steckte das Blatt triumphierend in die Tasche.

„Jacques, so leid es mir thut — ich muß sofort nach Rom reisen. Ich muß diesen Signor Malussi aufsuchen. Wollte ich die Sache auf gewöhnliche Weise erledigen, würden Wochen vergehen und inzwischen mir vielleicht der Schuldige durch die Finger schlüpfen. So sehr ich mich deiner Anwesenheit freue — aber die Pflicht geht vor.“

Der Maire, obwohl er den Zwischenfall bedauerte, sah als Beamter die Richtigkeit der Bemerkung des Freundes ein. So fuhren beide nach der Wohnung des Prokurators, wo dieser in fiebernder Eile seine Vorbereitungen traf.

Noch in der Nacht reiste er ab, nachdem er den Kommissar beauftragt, das Haus Cammasos scharf bewachen zu lassen. Sobald der Italiener Schritte unternähme, welche auf die Absicht, Paris zu verlassen, hindeuteten, sollte ihn Madon unverzüglich verhaften lassen.

Zwei Tage später schritt Barrot die Via Milano der ewigen Stadt hinab, dem Hause Malussis zu. Er hatte sich schon nach diesem erkundigt und vernommen, daß er einer der berühmtesten Bossierer und Ceroplastiker der Neuzeit sei, ein würdiger Konkurrent von Tussaud und Castan, der Lieferant von zahlreichen Panoptiken, Wachsfigurenkabinetten und sonstigen Schaustellungen. Der Wachskünstler wohnte im Parterre eines großen Seitengebäudes, Barrot trat in eine Art Bureau oder Comptoir, an dessen Thür angeschlagen stand: „Einzutreten, ohne anzuklopfen.“ An einem der beiden im Zimmer befindlichen Pulte stand ein anständig gekleideter junger Mann, eifrig die Zeitung lesend.

„Buon giorno“, grüßte der Staatsanwalt, der sich ziemlich geläufig italienisch auszudrücken vermochte.

Der Schreiber, denn dafür hielt ihn der Besucher, ignorierte den Gruß.

„Avrei piacere di parlare col signor Malussi“, sprach der Prokurator lauter.

Der Schreiber antwortete nicht. Der Staatsanwalt trat jetzt näher, und ein Lächeln glitt über seine ernsten Züge. Dieser Jüngling war von Natur stumm, er bildete nur eine kleine Mystifikation und Reklame des Ceroplastikers, war ein Meisterwerk der Wachsbildnerei.

In diesem Augenblick erschien ein wirklicher Mensch im Rahmen einer Seitenthür, ein beweglicher, lebhaft gestikulierender Italiener, der freundlich lächelnd seine weißen Zähne blitzen ließ.

„Bemühen Sie sich nicht, Signor,“ rief er lachend, „mein Diener ist stumm.“

„Und taub,“ fügte der Franzose hinzu, indem er dicht vor das Kunstwerk hintrat, es zu bewundern.

„Ein Meisterwerk der Realistik,“ sagte er anerkennend, „die verkörperte Natur.“

„Gerade ihre Naturtreue hat den Bildungen meiner Hand ihren großen Ruf verschafft,“ bemerkte der Kleine, sich geschmeichelt verbeugend. „Uebrigens, trösten Sie sich, Sie sind nicht der erste, welcher für einige Augenblicke meinem kleinen Scherz zum Opfer fällt.“

„Ich habe also das Vergnügen mit Signor Malussi?“ fragte Barrot.

„Zu dienen, Signor. Womit kann ich Ihnen aufwarten?“

Der Staatsanwalt stellte sich vor mit dem Hinzufügen, er müsse den Italiener bitten, ihm einige Fragen zu beantworten. Dieser erklärte sich mit Vergnügen bereit.

„Haben Sie vor einiger Zeit — etwa fünf Monaten — eine Wachsfigur für einen Herrn Cammaso in Paris angefertigt?“

Der Bossierer bejahte.

„Für Herrn Cammaso?“

„Jawohl, ganz recht, für Herrn Cammaso.“

„Was stellte diese Figur vor?“

„Ihn selbst, Signor — und mit vollkommener Naturtreue.“

„Wie konnten Sie aber die Aehnlichkeit vollkommen treffen, ohne daß er bei Ihnen war?“

„Er war bei mir, in Person bei mir, Signor. Er hat die Figur bestellt und mir Modell dazu gestanden. Dann reiste er ab. Die fertige Figur sandte ich ihm zu. Er bat mich noch, nicht davon zu sprechen, da er jemand eine Ueberraschung zu bereiten beabsichtige — ich stehe Ihnen auch nur deshalb Rede, weil Sie in amtlicher Eigenschaft zu mir kommen.“

„Sehr verbunden — und sonst war nichts Auffälliges bei der Bestellung.“

„Doch. Es fiel mir auf, daß er sich in schlafendem Zustande dargestellt zu sehen wünschte, da ich aber die Art der von ihm geplanten Ueberraschung nicht kannte, machte ich darüber keine Bemerkung.“

„Ich danke Ihnen; können Sie mir noch sagen, wie dieser Herr Cammaso aussah?“

„O ja, ich kann Ihnen denselben zeigen. Ich habe die Figur photographiert, wie ich es mit allen Produkten meiner Kunst zu thun pflege, um die Abbildungen gelegentlich für meine Reklamekataloge zu verwenden."

Diensteifrig brachte Signor Malussi die Photographie herbei. Der Staatsanwalt erkannte sie sofort — es war diejenige Cammasos.

Auf das Erbieten des Künstlers nahm er noch dessen Atelier und Ausstellung in Augenschein und erstaunte ungemein über die wahrhaft unheimliche Treue, mit welcher der Ceroplastiker die Natur zu imitieren vermochte. —

Gleich nach seiner Rückkehr nach Paris — die Dunkelheit war schon angebrochen — ließ er Kommissar Madon rufen.

„Alles in Ordnung?" rief er ihm entgegen.

„Ja, Herr Prokutor."

„Cammaso ist noch da?"

„Jawohl."

„So nehmen Sie zwei Beamte und folgen Sie mir sofort zu ihm."

Und wieder fuhren die beiden Männer in Begleitung zweier Subalternen nach der Rue de Richelieu, diesmal aber bis vor das Haus. Die beiden Polizisten wurden vor der Thür postiert, Barrot und Madon gingen hinein.

Signor Cammaso war, wie um diese Zeit zu erwarten, zu Hause. Es war zum Ausgehen noch zu früh. Mit ziemlich finsterer Miene empfing er den Besuch des Prokurators.

„Sie beehren mich nochmals, Herr Prokurator. Darf ich fragen, was der Zweck Ihres Besuchs ist?"

„Sie sollen denselben sogleich erfahren. Ich wollte Sie bitten lassen, mir einmal durch Ihren Diener die lange Kiste heraufholen zu lassen, welche in Ihrem Keller steht."

„Welche Kiste?" stammelte Cammaso, sich ein klein wenig verfärbend.

„Herr Madon wird mitgehen und sie den Leuten bezeichnen. Sie entsinnen sich, Herr Kommissar, der Kiste, welche Sie seinerzeit in Ihrem Rapport erwähnten."

„Jawohl!" sagte der Kommissar, seinen Vorgesetzten verwundert anblickend. Was wollte der Staatsanwalt mit dem

Kasten? Barrot winkte ihm jedoch zu, zu gehorchen, ersuchte ihn aber, vorher noch einen seiner Leute von der Straße herauf zuschicken. Erst als der Mann sich im Zimmer befand, durfte Madon sich entfernen.

Nach wenigen Minuten kehrten die Diener mit der Kiste zurück.

„Was enthielt diese Kiste?“ wandte sich Barrot an den Italiener, der vergebens seine frühere Gemütsruhe zu bewahren suchte.

„Diese Kiste? Wahrscheinlich Kunstgegenstände — ich bin eifriger Sammler, wie Sie wahrgenommen haben werden.“

„Kunstgegenstände? O ja, ein Kunstgegenstand war es allerdings. Wo haben Sie die lebensgroße Wachsfigur, Herr Cammaso, die Ihnen Meister Malussi in Rom in dieser Kiste zusandte?“

Jetzt war es mit der Fassung des Ueberrumpelten vorbei.

„Eine Wachsfigur? Ich weiß von keiner Wachsfigur,“ stammelte er erbleichend.

„Versuchen Sie nicht mehr zu leugnen, ich kenne den ganzen Sachverhalt!“ donnerte ihn der Staatsanwalt an. „Sie haben eine Ihr eigenes Selbst mit frappierender Naturwahrheit imitierende Wachsfigur am Abende des Mordes die Rolle des schlafenden Cammaso spielen lassen. Diese Figur war es, nicht Sie, welche Ihr Diener und Herr Tartineau gesehen haben.“

„Es ist — nicht wahr!“ versuchte der Italiener zu leugnen.

„Wollen Sie in Abrede stellen, die Ihre eigene Person darstellende Figur empfangen zu haben?“

„Nein — aber —“

„Wo ist sie hingekommen?“

„Ich hatte sie zu einem Geschenk bestimmt, sie befand sich an jenem Abende längst nicht mehr in meinem Besitz,“ erwiderte trotzig der Millionär.

„So — und wer ist der glückliche Empfänger?“

„Ich — ein Freund von mir, Signor Bavarini!“ entgegnete der Italiener rasch.

„Wo wohnt dieser Herr?“

„Er ist jetzt auf Reisen — ich weiß nicht, wo er sich zur Zeit —“



Der Staatsanwalt fiel dem Sprecher hart ins Wort.

„Herr Cammaso, mit diesen thörichten Winkelzügen kommen Sie nicht weit. In wenig Tagen haben wir die Unwahrheit Ihrer Behauptung festgestellt. Ob Sie übrigens gestehen oder nicht, Sie sind mein Gefangener!“

Enrico Cammaso, war außer sich. Er protestierte in den heftigsten Worten, er schäumte und tobte — umsonst, die Polizeibeamten packten und fesselten ihn, schleppten ihn hinunter in den Wagen und transportierten ihn nach dem Untersuchungsgefängnis. Bereits am anderen Morgen ließ sich der Gefangene vorführen mit der Erklärung, er gedenke ein offenes Geständnis abzulegen.

Nach diesem war alles so, wie der Prokurator vermutet hatte. Seit Jahren schon hatte Cammaso vergebens versucht, seine Frau zu bewegen, in eine regelrechte Scheidung zu willigen. Alice weigerte sich standhaft, da sie wußte, daß ihr Gatte nicht die beste Gesundheit besaß, und sie sich in diesem Falle die ihrer wartende reiche Erbschaft nicht entgehen lassen wollte. Sie hütete sich deshalb auch sehr, ihm gesetzliche Scheidungsgründe durch ihr Verhalten in die Hand zu liefern; so sorgfältig er sie auch überwachen ließ, nie konnte man ihr trotz ihrer nicht gerade asketischen Lebensweise etwas Bestimmtes nachweisen. Daß sie ihn böswillig verlassen, konnte er auch nicht behaupten, denn die Trennung war auf seinen Wunsch in freier Uebereinstimmung geschehen, und er hütete sich wohl, ihr Anerbieten, zu ihm zurückzukehren, anzunehmen.

Nach Paris war er besonders zu dem Zwecke gekommen, die Unterhandlungen mit ihr nochmals aufzunehmen, außerdem hoffte er, ihr Leben und Treiben in der Metropole werde ihm die gewünschten Scheidungsgründe endlich verschaffen. In beiden Hinsichten machte er die Rechnung ohne die Hartnäckigkeit und Schlauheit seiner Gattin. Sie blieb allen Versprechungen gegenüber fest, und auch mit der erhofften Entdeckung war es nichts.

Zu seinem Unglück lernte nun Cammaso hier noch Fräulein Gilberte Tartineau kennen, eine heftige Leidenschaft zu ihr erfaßte ihn, er verzehrte sich in der Sehnsucht, noch einmal glücklich zu sein und in den Armen der edlen und schönen Gilberte die Jahre des Leids und der Enttäuschung zu vergessen. Die Eltern des Mädchens begünstigten seine Neigung — aber vor

allen Dingen mußte er geschieden sein, bevor er einen bestimmten Antrag machen konnte. Wieder suchte er Alice auf, er versprach ihr eine bedeutende Abfindungssumme, sie lachte ihm ins Gesicht. Da stieg der Entschluß in dem leidenschaftlichen Südländer auf, sich auf jeden Fall von ihr zu befreien. Seine Mittel gestatteten ihm, das Verbrechen in raffiniertester Weise vorzubereiten. Mit Leichtigkeit hätte er auch den Dolch eines Condottiere zu bestechen vermocht, aber er war zu klug, sich der Ehre eines Klopffechters anzuvertrauen. Tagelang grübelte er darüber nach, wie er sein Weib zu beseitigen vermöge, ohne daß man ihm etwas anhaben könne. Eines Tages besuchte er ein Wachsfigurenkabinett und fand einzelne der Gruppen und Figuren derart täuschend, daß ihm plötzlich die Idee kam, eine solche Figur für seine Absicht zu benutzen. Auf seine Frage, wer die ihm besonders gelungen erscheinenden Imitationen geschaffen, nannte man ihm den Ceroplastiker Malussi in Rom. Cammaso reiste nach Rom, ließ sich von dem berühmten Bossierer eine getreue Imitation seines Ich anfertigen und nahm sie bald darauf in Paris in Empfang, ohne zu ahnen, daß ein Unfall auf der Eisenbahn sein Geheimnis bereits verraten hatte. Da er häufig Kunstgegenstände geschickt bekam, fiel die Ankunft der Kiste seinen Leuten ebensowenig auf, wie der Umstand, daß er die Kiste in eigener Person in seinem Schlafzimmer auspackte. Die Puppe verwahrte er in einem wohlverschlossenen Schrank.

Jetzt galt es vor allem, die Gelegenheit zu erkunden. Mehrmals suchte er seine Frau auf, angeblich um seine Anerbietungen zu erneuern, in Wahrheit, um eine passende Gelegenheit auszuspüren. Als er das letzte Mal zu ihr kam, überraschte er sie in der Betrachtung eines reichen Maskenkostüms, und erfuhr, daß sie dieses Kostüm — es war das der Jeanne d'Arc — in vier Tagen auf einem Maskenfeste im Salon Beaurepaire tragen werde. Enrico wünschte viel Vergnügen und entfernte sich. Sein Plan aber war gefaßt. Dieser Ball lieferte die ersehnte Gelegenheit. Am Abend vorher machte er mit seiner Figur eine kleine Probe, indem er sie kurz vorher, ehe Jean seinen Thee brachte, auf das Sopha legte, mit der Decke zudeckte und den Lichtschirm zwischen sie und die Thür brachte. Jean, der ein für allemal instruiert war, seinen Herrn, wenn

er schlief, nicht zu stören, kam herein, blieb mitten im Zimmer zögernd stehen und schlich dann auf den Zehen wieder hinaus. Sein Herr, der von dem Nebengemach aus alles beobachtet hatte, kehrte nun zurück, entfernte die Figur und nahm selbst deren Stelle ein, dann klingelte er. Der Diener kehrte zurück.

„Jean, wo bleibt mein Thee?“

„Ich war bereits damit hier, aber der gnädige Herr schliefen so fest,“ entschuldigte sich der Diener.

Damit hatte sich der Italiener der beabsichtigten Wirkung versichert — wäre die Täuschung nicht gelungen, so hätte er auf die Ausführung seines gefährlichen Projektes verzichtet.

Am nächsten Tage bereitete er alles für diese vor. Schon Tags vorher kaufte er in verschiedenen Geschäften der Umgebung von Paris den Mantel, das Lorgnon, den falschen Bart und die Pelzmütze, am Nachmittag vor dem Feste bediente er sich dieser Utensilien zur Verwandlung seiner Person, um sich in Besitz des Maskenkostüms zu setzen. Dann besuchte er seinen Freund Tartineau und bat ihn, ihn um halb Zehn zum Besuch des Klubs abzuholen. Zu Hause schützte er Unwohlsein vor, und gab dem Diener die uns bekannten Instruktionen, denen er noch diejenige hinzufügte, ihn unter keinen Umständen, falls jemand nach ihm verlange, im Schlaf zu stören. Er wußte aber, daß außer Tartineau, den er selbst bestellt hatte, ihn ohnedies niemand aufsuchen werde, denn er war in der Riesenstadt so gut wie einsam.

Zur rechten Zeit placierte er die Figur, nachdem er sie angekleidet hatte, in der genauen Lage eines Schlafenden auf dem Sopha — er hatte sie ja zu diesem Zwecke von dem Künstler eigens mit geschlossenen Augen herstellen lassen. Die eine Hand ließ er hervorragen, den Körper entzog die Decke den Blicken, den Schein des Lichts dämpfte er durch den roten Lampenschirm, der zugleich dazu beitrug, dem Antlitz der Figur den starren Ausdruck zu nehmen und die Farbe lebendiger und frischer zu gestalten. Er selbst, mit einer in Rom erworbenen Waffe versehen, kletterte leise zum Fenster der nach dem Garten gelegenen Kammer hinaus, schlich sich, von der herrschenden Finsternis begünstigt, durch das Hinterpförtchen ins Freie, und eilte sodann, sein Bündel mit der Garderobe unter dem Arm,

nach dem Festlokale. Erst im Garten des Etablissements legte er, seine Sachen darunter behaltend, während er den weichen Hut, den er trug, in die Tasche steckte das Heroldskostüm an und setzte die Maske auf. Sodann begab er sich in den Saal. Seine Frau fand er schnell, leise flüsterte er ihr zu, er müsse sie einige Augenblicke sprechen, er habe ihr einen Vorschlag zu machen, den sie jedenfalls freudig acceptieren werde. Sie war sogleich bereit, er führte sie in das Kabinett, das um diese Zeit noch verlassen war, zog sie neben sich auf den Divan und flüsterte ihr ins Ohr, er gedenke, um endlich der unfruchtbaren Fehde ein Ende zu machen, sich wieder mit ihr zu versöhnen.

Alice horchte freudig auf — währenddessen sondierte er mit den Augen nochmals seine Umgebung, draußen wogte alles im lustigen Reigen; heimlich und von der Umgebung unbemerkt zog er den Revolver hervor, und während er die sich willig ihm Ueberlassende an sich zog, sodaß Wange an Wange ruhte, aber in der Weise, daß sich sein Kopf zwischen ihrem Gesicht und ihrer Brust befand, richtete er die Waffe vorsichtig auf ihre Brust. Er war seiner Sache sicher, denn er hatte vorher sorgsam die Anatomie des Organs studiert — der Schuß krachte, mit zwei Sätzen war der Mörder am Fenster, riß es auf und entsprang in den finsteren Garten, wo er zwischen Bäumen und Hecken verschwand.

In einer besonders dunklen Allee entledigte er sich seiner Verkleidung und Maske, die er zu einem Bündel zusammenrollte, dann rannte er bis zur Seine weiter, schleuderte die Sachen hinein und schritt sodann weiter seiner Wohnung zu. Von jemand erkannt zu werden, brauchte der Landfremde nicht zu fürchten. Seine einzige Sorge unterwegs war, daß man zuhause seine Abwesenheit und die wahre Beschaffenheit der zu seinem Stellvertreter bestellten Figur entdeckt haben könnte. Durch den Garten zurückkehrend, erblickte er jedoch das ruhig und freundlich daliegende Zimmer, das Fenster in der Kammer war noch angelehnt, er schlich hinein und trat, nachdem er durch das Schlüsselloch rekognosziert, in das Zimmer.

Alles noch, wie er es verlassen. Rasch entfernte er die Puppe und nahm selbst ihren Platz ein. Dann klingelte er. Jean erschien, der erste Anblick beruhigte sein pochendes Herz. Alles war nach Wunsch gegangen. Wie sollte es auch anders sein?

Er kannte ja die Gewissenhaftigkeit und Ehrerbietung seines Dieners und die große Zurückhaltung Monsieur Tartineaus, der, wenn er ihn schlafend erblickte, sofort auf den Zehen wieder zurückweichen würde. Darauf hatte er gebaut — nur eines hatte er eigentlich zu fürchten, daß Tartineau überhaupt nicht ins Zimmer kam. Er war aber doch gekommen! Während der Nacht vernichtete er die Wachsfigur, indem er die wächsernen Teile zerschmolz und die anderen zerstückelte und verbrannte. Dasselbe Schicksal hatte der Mantel, der Bart, das Lorgnon und die Pelzmütze. Den Revolver hatte er mit in die Seine geworfen.

So gut war alles gelungen, und doch hatte die Rechnung ein Loch! Das Schicksal hatte schon für die Möglichkeit einer Entdeckung gesorgt, noch ehe der verbrecherische Gedanke zur That gediehen war. Der reiche Mann wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt.

Jean und Tartineau waren außer sich, als sie den wahren Sachverhalt erfuhren. Das Gericht erachtete es nicht für angebracht, die interessante Frage aufzuwerfen, ob der von beiden geleistete Eid als fahrlässiger Meineid anzusehen sei — sie hatten beide nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit gesagt, das genügt!

Sechs Wochen nach der Verhaftung Cammajos erhielt der Staatsanwalt ein zierliches Briefchen — es enthielt die Verlobungsanzeige Emmerys und seiner Gilberte, und die freudigen Dankesworte des jungen Kaufmanns, der sich seiner Versicherung nach im siebenten Himmel befand.



Lebende Uhren.

Von **Dr. Ludwig Karell.**

(Nachdruck verboten.)

Nur den wenigen Glücklichen schlägt nach dem bekannten Sprichworte „keine Stunde“ — all die anderen Menschenkinder, die nicht zu der bevorzugten Klasse gehören, müssen ihr Thun und Lassen nach dem Schlag der Stunde regeln. Längst, ehe das künstliche Räderwerk der Uhr erfunden wurde, wußte man doch, „was die Uhr geschlagen hatte“, denn nicht nur Sonne und Gestirne wiesen mit ihrem Lauf den Stand der Zeit, auch die Fülle der lebendigen Uhren, die so alt sind wie die Welt, kündeten pünktlich der „uhrlosen“ Menschheit die Stunde.

In den Dichtungen der verschiedensten Völker ist die Lerche die Tagverkünderin, die den Liebenden die Stunde der Trennung anzeigt und den Geliebten zum Aufbruch mahnt. So läßt Shakespeare Julia sagen:

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.“

Doch Romeo erwidert:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.“

Ganz ähnliche Wechselreden finden sich auch in den altdeutschen Minneliedern, sowie in der Fritjofssage. Neben der Lerche ist es ferner der Haushahn, der der schlummernden Menschheit den Morgen kündet. Dabei ist Meister Gockel nicht verläßlich, denn im Sommer kräht er zumeist zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens, im Winter aber gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr des Abends.

Für die frühen Morgenstunden sind darum die fleißigen Sänger der Lüfte als Zeitmesser vorzuziehen. Schon einundeinhalb Stunden nach Mitternacht trillern die Finken, etwa eine Stunde später pfeifen die Meisen ihr Morgenliedchen. Beiläufig um 3 Uhr schlägt die Wachtel an, und ihr folgt das Rotschwänzchen. Dann beginnen die melodischen Weisen der Amseln; um ½5 Uhr läßt sich die Sumpfmeise hören, und gegen 5 Uhr stört der Spatz das Konzert durch sein aufdringliches Zwitschern.

Eine andere Tieruhr hat Professor Dr. Haberland in Graz gelegentlich seines Aufenthaltes in Java für die Tropen angegeben. In dem Urwalde von Tjiboda giebt es nach seiner Schilderung frühmorgens zwischen 6 und 8 Uhr zunächst ein großes Singvogelkonzert: ein lustiges Zwitschern und Trillern, zumeist aus recht kräftigen Kehlen. Dann folgt eine Pause, worauf zwischen 9 und 10 Uhr die zahlreichen Tauben ihr lautes, fast melancholisches Girren und Gurren ertönen lassen. Mit hohlem Baßtone läßt sich die große Colomba aenea vernehmen; dazwischen ertönt ein lautes Schnarren und der einem Glockenton ähnliche Ruf des javanischen Kuckuks. Zur Mittagszeit hört auch dieses Gurren und Rufen auf, und nur zuweilen unterbricht der Schrei eines Pfaues oder der stimmungsvolle Flötenton eines einsamen Sängers die Stille des Urwaldes.

Zwischen 5 und 6 Uhr des Abends, nach den Gewittern und Regengüssen, beginnen plötzlich, wie mit einem Schlage, die Grillen und Cicadenheere ihr Konzert. Das ist ein Zirpen, Knirschen und Schnarren, ein Kreischen und Schreien, das um so lauter wird, je dichter die Nebel des Abends durch das Geäst der Bäume ziehen. Es ist, als ob ein geheimnisvoller Dirigent den Taktstock über diesen geflügelten Massen schwingen würde. So singt, gurrt und zirpt es nun Tag für Tag genau nach derselben Zeiteinteilung. Fast genau auf die Minute läßt sich die Pünktlichkeit der Sänger beobachten, die offenbar eine Folge der großen Regelmäßigkeit ist, mit welcher sich die Witterungserscheinungen täglich wiederholen.

Uhren, die stumm sind, in denen aber dennoch Leben enthalten ist, liefert uns das Pflanzenreich.

Die erste Blumenuhr stellte bekanntlich Linné auf. Er kam auf diese Idee durch das periodische Oeffnen und Schließen der

Blüten. Seinem Blumen-Zeitmesser zufolge verkündet die wilde Rose, die sich um 4½ Uhr des Morgens eröffnet, die früheste Stunde. Eine Stunde später, um 5½ Uhr, entfalten die Leinkräuter und der schwarze Nachtschatten ihre bis dahin geschlossenen weißen Blüten. Wieder eine Stunde später folgen die wilde Cichorie oder Wegwarte, der Löwenzahn und die Kartoffelblüte. Dann, abermals nach einer Stunde, Feldwinde, Storchschnabel und andere.

Zwischen 8 und 9 Uhr erschließt die weiße Seerose ihren ganzen Blütenstern der Sonne, der er stets zugewandt bleibt, ferner die Ehrenpreisarten und Gentianen. Von 9½ bis 10 Uhr die Tulpen, von 10 bis 11 Uhr das Tausendgüldenkraut; erst mittags um 12 Uhr öffnen sich die gelben Blüten des Fingerkrautes und gar erst nach 12 Uhr, um 1 Uhr herum, die der Ackergänsedistel.

Um diese Zeit, oder kurz nachher, nachdem die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, gehen viele Blüten schon wieder schlafen. Habichtskraut und Gartengänsedistel schließen ihre Körbchen schon zwischen 1 und 2 Uhr, die Wegwarte, der Löwenzahn und die Kartoffel zwischen 2 und 3 Uhr, die Ringelblume und der gelbe Krokus zwischen 4 und 5 Uhr, die Ehrenpreisarten, Gentianen und Lederblümchen zwischen 5 und 6 Uhr, die dreifarbige Winde zwischen 6 und 7 Uhr, die Seerose, die Eberwurz und der scharfe Hahnenfuß zwischen 8 und 9 Uhr abends.

Eine thatsächlich ganz aus Blumen gebildete Uhr befindet sich in China und war Eigentum Li-Hung-Tschangs. Sie giebt die Stunden von 2 Uhr nach Mitternacht bis 8 Uhr abends ziemlich genau an.

Achtzehn verschiedene Blumensorten sind in einem kreisförmigen Beet von einigen Fuß Durchmesser am äußeren Rande desselben in Form der betreffenden Zahlen gepflanzt, und ein großer Zeiger, der an einer in der Mitte des Beetes eingegrabenen, mit Blumen gefüllten Vase befestigt ist, wird durch ein im Innern der Vase befindliches Uhrwerk in Bewegung gesetzt. Sich langsam drehend, zeigt er auf die aus Blumen gebildete Zahl, welche die Zeit angiebt, in welcher die Kelche der Blumen sich genau zu der betreffenden Stunde öffnen. E

öffnet sich z. B. um 12 Uhr mittags die schöne Passionsblume (Passiflöra sinensis); 1 Uhr wird überschlagen, denn bis jetzt hat man in China noch keine Blume gefunden, die um diese Zeit ihre Blüten öffnet.

Um 8 Uhr abends aber macht die Uhr Schluß, indem die nur während der Nacht blühende „Nachtsonne“ den betäubenden Duft ihrer Blütenkelche in die milde Luft entsendet.

Es giebt also auch Uhren, die in gutem Geruche stehen!

Im Innern Chinas, in dem Lande der Merkwürdigkeiten, soll man einen gar sonderbaren Zeitmesser in den — Augen der Katzen besitzen. Man macht sich dort die Thatsache zu Nutze, daß sich die Pupille je nach dem Stand der Sonne ändert. Das Katzenauge zeigt diese Anpassung besonders deutlich, und die Chinesen greifen, wenn sie wissen wollen, wieviel es geschlagen hat, in Ermangelung von Westentaschen und darin befindlichen Uhren nach dem nächstbesten Miezchen und heben diesem die Augenlider in die Höhe, wohlbemerkt, wenn es sich das gefallen läßt.

Von diesen miauenden Uhren ist nur ein kurzer Schritt zu den sprechenden Zeitmessern, die ein Mechaniker in London herstellte. Sie verkünden mit deutlicher Stimme die Stunden, anstatt diese durch einzelne Schläge anzuzeigen. Mit fast menschenähnlichen Lauten spricht dieses seltsame Uhrwerk eins, zwei, drei usw.; des Morgens, Mittags und Abends sagt es gar einen Satz her, den man allerdings auf jede beliebige Zeit stellen kann. Den längsten Satz spricht die Uhr des Abends zur gewünschten oder vielmehr bestellten Stunde. Für Leute, die oft von abendlichen Besuchern beehrt werden, die keine rechte Vorstellung davon haben, wann es für solide Menschen Schlafenszeit ist, wird diese neue Erfindung geradezu ein Segen werden.

Edison verband einen Chronometer mit einem Phonographen und stellte diesen Apparat in dem Saale auf, in welchem er ein sogenanntes „elektrisches Diner“ gab. Der Phonograph ließ um 11 Uhr einen Ausspruch Franklins hören, der den gewünschten Erfolg hatte, die Gesellschaft zum Aufbruch zu bewegen. Es war das seither zum Sprichwort gewordene:

Früh zu Bett und früh auf,
Macht gesund, wohlhabend und klug.

Der König der Jongleure.

Von Konrad Brinkmann.

Mit 4 Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)

Zu allen Zeiten hat es Jongleure gegeben, und immer hat ihre Kunst ein staunendes Publikum gefunden, das die Gewandtheit und Geschicklichkeit bewundert, mit der diese Mitglieder des Artistenvölkchens ihre oft unendlich schwierigen Kunststücke ausführen. In älteren Zeiten, wie auch heute noch vielfach, traten die Jongleure in buntschillernden Gewändern auf, und ihre Kugeln, Bälle, Teller und sonstigen Geräte, mittelst deren sie ihre Kunst ausführten, leuchteten und strahlten in eitlem Gold und prächtig glänzenden Farben.

Gegen all diesen Glanz und Pracht stachen die Künstler selbst oft recht bedenklich ab. Meistens standen sie auf einer nur niedrigen oder auf der allerniedrigsten Bildungsstufe und verstanden es nicht, sich auf der Bühne zu bewegen, weshalb auch ihre Leistungen bei dem besseren Publikum nicht den Erfolg hatten, der ihnen von Rechts wegen gebührte.

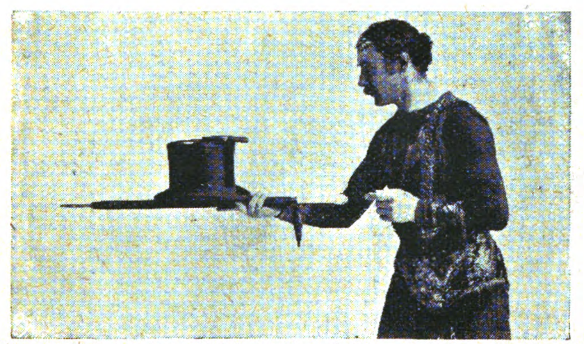
Heute hat sich das geändert. Die Jongleure und andere Künstler der Variétébühnen und des Zirkus entstammen häufig den gebildeten Kreisen, ja mancher gehört seiner Geburt nach zu den ersten Schichten der Gesellschaft und ist aus Liebe zur Kunst oder zu einer Künstlerin oder auch aus andern Gründen unter das fahrende Völkchen gegangen.

Auch der König der Jongleure, der bis jetzt unübertroffene Cinquevalli, wurde nicht von frühester Kindheit für seinen Beruf erzogen. Ein Sohn des heitern Italiens, wurde er von einem Zirkusdirektor entdeckt, als er als vierzehnjähriger Schüler bei einer Schulfeier an den gymnastischen Uebungen der Klasse teilnahm. Der Fachmann erkannte sofort die ungeheure Kraft und Gelenkigkeit des jungen Gymnasiasten und machte ihm das Anerbieten, in seine Truppe einzutreten. Cinquevalli war außer sich vor Freude und eilte spornstreichs zu seinem Vater, um von ihm seine Zustimmung zu erhalten. Dieser, ein königlicher Beamter, wollte indessen von den abenteuerlichen Plänen seines Sohnes nichts wissen und widersetzte sich seinem Wunsche auf das Entschiedenste. In dem Jungen war nun aber einmal die Abenteuerlust geweckt, und bei Nacht und Nebel verließ er das Elternhaus, um sich dem Zirkus anzuschließen, mit dem er dann die ganze Welt durchzog.

Doch wirkte er trotz seiner großen jonglistischen Befähigung noch nicht in seinem späteren Fache, das ihm, dem heranwachsenden Jüngling,

nicht gewagt genug erschien. Es trieb ihn in die Lüfte hinauf, wo er mehr bewundert und angestaunt wurde und größere Lorberen zu erringen hoffte. Am Trapez, an dem er in der That Großes leistete, hatte er denn auch mehrere Jahre die schönsten Erfolge zu verzeichnen, bis eines Tages das Geschick, das früher oder später fast jeden Luftkünstler ereilt, auch seiner bisherigen Thätigkeit ein plötzliches Ende bereitete.

Der Diener, dessen Aufgabe die Beaufsichtigung der schwebenden Recks war, hatte es vergessen, die eine Reckstange gehörig zu trocknen. Cinquevalli, der mit einem Riesensprung auf sie zuflog, hatte die Stange allerdings mit den Händen gefaßt, sie war aber zu glatt, die Finger rutschten aus und Cinquevalli stürzte in die Tiefe, glücklicherweise in



Cinquevalli balanciert auf seinem Regenschirm einen Hut, eine Cigarre und ein Monocle.

das Netz, flog aber von dort weiter auf den Fußboden, wo er bewußtlos liegen blieb.

Als er vier Monate später das Krankenhaus verließ, fand er sein linkes Handgelenk derartig geschwächt, daß er seine bisherige Thätigkeit aufgeben mußte, und auf den Rat seiner Freunde beschloß er, sein Talent als Jongleur weiter auszubilden.

Doch verzichtete er bei seinen Vorstellungen auf den Tand und Flitter, mit denen sich seine Kollegen umgaben. Seine Geräte bestehen nicht in bunten Bällen und goldenen Kugeln, sondern er benutzt mit Vorliebe Gegenstände aus dem täglichen Leben, wie er selbst vielfach im Smoking oder einfachen Promenadenkostüm auf der Bühne erscheint. Immer ist Cinquevalli aber der gewandte Weltmann und Gesellschafter. Er ist stets munterer Laune und versteht es mit außerordentlichem Geschick, seine Vorstellungen mit kleinen improvisierten Scherzen und



Cinquevalli schleudert Hut, Zigarre und Glas in die Luft.

Kunststücken zu würzen, mit denen er die Zuschauer in guter Stimmung erhält und sie zu wahren Beifallsstürmen anregt.

Seine Bravourstücke alle einzeln aufzuzählen, dazu fehlt uns der Platz. Es seien nur einzelne Nummern aus seinem reichhaltigen Repertoire genannt.

Auf unserer ersten Abbildung sieht der Leser, wie der Künstler auf seinem Regenschirm einen Hut, eine Zigarre und ein Monocle balanciert. Cinquevalli hat seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gegenstände vor sich gerichtet, und der Zuschauer ahnt, daß dies der Anfang eines schwereren Kunststückes ist. Und richtig, durch ein kurzes Emporschnellen des Schirmes werden Hut, Zigarre und Glas in die Luft geschleudert, aber schon in der nächsten Sekunde sitzt jeder Gegenstand dort, wo er sitzen soll. Den Hut finden wir auf Cinquevallis Kopf, die Zigarre in seinem Munde, und das Glas hat der Künstler fest ins Auge geklemmt.

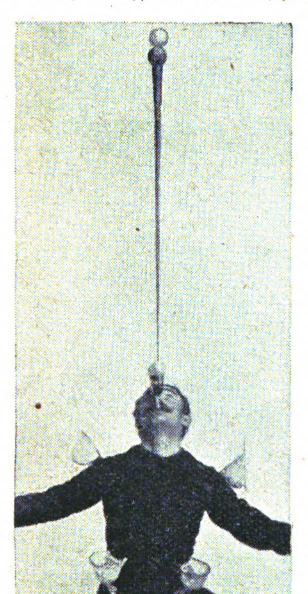
Ein weiteres, kaum faßliches Kunststück, zu dessen Einübung Cinquevalli nicht weniger als acht lange Jahre brauchte, zeigt unsere vierte Abbildung. Der Jongleur nimmt ein Weinglas in den Mund und bringt in diesem einen Billardball an. Dann



Cinquevalli fängt den Hut mit dem Kopfe, die Zigarre mit dem Munde und das Monocle mit dem Auge auf.

ergreift er einen Billardstock und stellt diesen mit dem dünnen Ende lotrecht auf den Ball. Auf das obere Ende des Stockes werden nun weitere zwei Bälle, der eine über den andern, gepackt, und es dauert nicht lange, so hat Cinquevalli das Ganze in die richtige Balance gebracht.

Zweifler haben den Verdacht geäußert, daß die beiden oberen Bälle mit Wachs aneinander geklebt oder daß sie, wenn auch nur wenig, abgeflacht seien. Es ist dies aber nicht der Fall. Cinquevalli hat sich bei diesem Experiment der schärfsten Kontrolle unterworfen, und es ist festgestellt, daß das Gelingen dieses unglaublich erscheinenden Kunststückes lediglich seiner langjährigen Uebung, seinem emsigen Fleiße und seiner großen Geschicklichkeit zuzuschreiben ist. Die letzte besteht aber einerseits in der großen Schnelligkeit, mit der er Hand und Auge arbeiten läßt, dann in seinem angeborenen, unübertroffenen Jongleurtalent. Er hat ein selten entwickeltes Auge. Versucht ein gewöhnlicher Sterblicher einen Gegenstand zu balancieren, so muß er seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen richten. Er darf ihn keinen Augenblick aus dem Auge lassen, das Auge ist also ganz von diesem einen Gegenstand in Anspruch genommen.



Cinquevalli's Meisterstück auf dem Gebiete der Balancierkunst.

Cinquevalli hat seine Augen aber nicht nur auf diesen einen Gegenstand gerichtet, er arbeitet gleichzeitig mit verschiedenen Körpern, die er alle im Auge behalten, mit dem Auge verfolgen muß.

Cinquevalli ist, was bei seiner Begabung nicht Wunder nimmt, ein vorzüglicher Billardspieler, und einen guten Teil seiner Kunststücke führt er mit Billardbällen und Billardqueues aus. Hierbei trägt er gewöhnlich eine aus grünem Billardtuch gefertigte Jacke, an der sich vorn zwei Körbe, dieselbe Anzahl an den Schultern und ein fünfter auf dem Rücken befinden. So ausgerüstet, spielt er eine reguläre Partie Billard, bei der sein Körper einen Teil der Billardfläche ausmacht. Die schwierigsten Karambolagen finden in der Luft und auf dem Leibe des Künstlers statt, die Bälle rollen den Rücken hinauf und

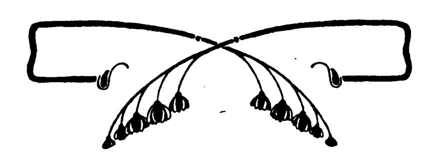
hinunter, gleiten über Brust und Schulter, fliegen wieder durch die Luft und verschwinden endlich in ihren Körben.

Ebenso meisterhaft versteht er es, zwei übereinander stehende Bälle mit zwei parallel übereinander gehaltenen Queues festzuhalten und sie dann in beliebiger Geschwindigkeit hin und her zu rollen, ohne sie aus der Gewalt zu verlieren. Das Kunststück wird vielfach versucht, gelingt auch wohl ein einzelnes Mal. Cinquevalli macht es aber, wie alles andere, spielend, ohne einen Versager, ohne ein Schwanken, immer mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Präzision.

Unbekümmert um das Naturgesetz der Schwere läßt Cinquevalli seinen Hut langsam auf dem schräg gehaltenen Regenschirm auf und ab spazieren, um gleich darauf aus Hüten und Gläsern Pyramiden zu erbauen, ein in die Luft geworfenes Licht im Fluge anzuzünden und es in einem Leuchter aufzufangen, eine Kartoffel in der Luft zu durchschneiden und die beiden Hälften auf Gabel und Messer aufzuspießen, die er gleichfalls schleunigst aus der Luft geholt hat.

Daß seine Körperkräfte nicht nachgelassen haben, zeigt Cinquevalli dadurch, daß er seinen auf einem Nebentisch eingeschlummerten Gehilfen mit samt seiner schweren eichenen Unterlage mit den Zähnen aufhebt und Tisch und Diener hinter die Coulissen trägt.

Die hervorragenden jonglistischen Leistungen Cinquevallis haben dem Künstler nicht nur den Namen „Der König der Jongleure“ eingetragen, sondern ihn auch zu einem reichen Mann gemacht. Denn Cinquevalli pflegt den Abend nicht unter tausend Mark zu „arbeiten“, ist dabei auf Jahre hinaus engagiert und findet überall, wo er auftritt, Beifall und Anerkennung.

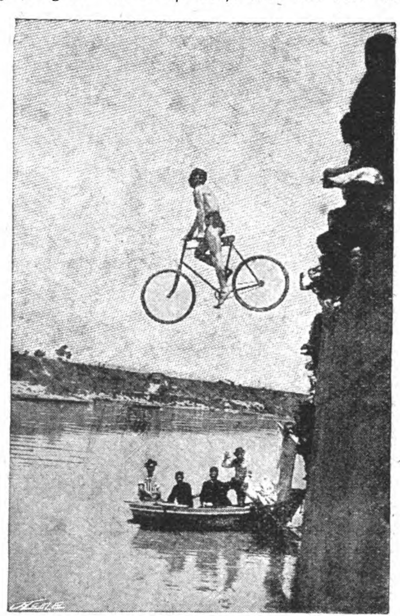


Italienischer Wassersport.

Von Carlo Calvini.

Mit 3 Abbildungen.

Fast jede Großstadt hat ihren Fluß, von dem ein mehr oder weniger großer Teil der Bevölkerung lebt, und an dem alle, Alt und Jung, mit liebevollem Stolz hängen. Dies ist nicht nur bei uns in Deutschland und Oesterreich der Fall, dasselbe gilt auch für das Ausland.



1. Umberto Diamanti, der Meisterschwimmer von Italien, auf seinem Rade in den Tiber tauchend.

Was ist London ohne die Themse, Paris ohne die Seine, und das schöne Rom ohne seinen historischen Tiber, der, aus den Bergen kommend, bald schnell und reißend und die untere Stadt überschwemmend, bald zahm, träge und gelb seinem Ziele, dem Mittelmeer, zustrebt.

Der Tiber hat bei weitem nicht die Bedeutung der Themse, Seine und unserer großen deutschen Ströme. Er ist nicht übermäßig breit und nicht sonderlich tief, und der Schiffsverkehr, der sich auf ihm abspielt, ist kein erheblicher. Immerhin gestattet die Tiefe seines Flußbettes Fahrzeugen bis 200 Tonnen nach Rom hinaufzulaufen und hier zu laden und zu löschen.

Aber weit mehr als er dem Kaufmann als Verkehrsweg gilt, wird der Tiber von der römischen Jugend als Tummelplatz ihrer Leidenschaft fürs Schwimmen geschätzt. Schon im Altertum, zur Zeit der Konsuln und Cäsaren herrschte in den Fluten des Tibers reges Leben. Schon damals huldigte die römische Jugend dem Wassersport,

schon damals blühte der Schwimm- und Tauchersport, und große Wettschwimmen, Wasserpantomimen und andere Wasservergnügungen waren vor 2000 Jahren hier ebenso zu Hause wie heutzutage.

Der Italiener spielt sonst im allgemeinen als Sportsmann keine große Rolle, als Schwimmer leistet er aber Vorzügliches. Hierbei helfen ihm die günstigen klimatischen Verhältnisse. Er kann sich schon eine wesentlich längere Zeit im Jahre dem Schwimmsport widmen als wir, denen die Temperaturverhältnisse unserer Seen und Flüsse es nur



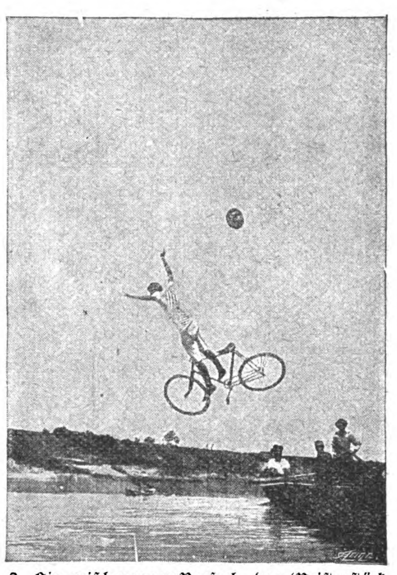
2. Umberto Diamanti, kurz bevor er mit seinem Rade in den Tiber gleitet.

während der wenigen kurzen Sommermonate gestatten, uns im Schwimmen zu trainieren.

Die Badeetablissements der Römer befinden sich am Unterlauf des Tibers, wo die Stadt hoch liegt, während das gegenüber liegende Ufer sich nur wenig über den Wasserspiegel des Flusses erhebt. Den ganzen Tag über herrscht hier reges Leben, und die neugierigen Zuschauer, deren es immer eine große Anzahl giebt, folgen mit gespannter Aufmerksamkeit und südländischem Enthusiasmus dem Wettschwimmen und den vielen, oft erstaunenswerten Kunststücken, welche die lustige, ausgelassene Jugend hier kostenfrei zum Besten giebt, und die einen Beweis

dafür liefert, daß das heutige Rom noch keineswegs so degeneriert ist, wie man häufig annimmt.

Dies beweist auch der junge 22jährige Italiener, Signor Umberto Diamanti, der sich jüngst der staunenden Menge als Taucher auf dem Rade vorstellte. — Wir sehen auf Bild 1 den jungen Amateursportsman, der ein ebenso gewandter, ausdauernder Radler, wie kraftvoller, vollendeter Schwimmer ist, wie er, hoch auf seinem Stahlroß sitzend, eben den festen Boden verlassen hat, um in den tief unter ihm dahingleitenden Tiber zu tauchen. Noch sieht man die Vorwärtsbiegung des Kopfes und Oberkörpers nicht. Erst auf dem zweiten Bilde, das Signor Diamantis Wetttauchen mit einem andern hervorragenden Mitglied des großen römischen Schwimmklubs darstellt, sehen wir, wie er sich, die Maschine fest zwischen den Beinen haltend, vornüber neigt, um dann, mit dem Kopf voran, in den Fluten des Flusses zu verschwinden und eine Minute später mit dem Rade in den Händen auf der Oberfläche zu erscheinen. Zwar hat er im letzten Augenblick vor dem Eintauchen seinen Sitz auf dem Rade nicht mehr zu behaupten vermocht, dafür hat er es aber mit beiden Händen fest umklammert und beim Wiederauftauchen die schwere Last mit sich nach oben getragen. Es ist das eine Leistung, die in der That alle Anerkennung verdient.



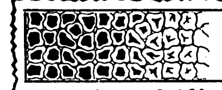
3. Ein mißlungener Versuch, das Meisterstück Diamantis nachzumachen.

Als er vor seinem Konkurrenten mit seinem Rad aus dem Wasser auftauchte, war sofort ein Boot zur Stelle, das Roß und Reiter aufnahm und ans Ufer brachte. Hier bemächtigte sich die Kopf an Kopf gedrängte Menge in südländischer Begeisterung sofort des Tauchers, um ihn unter lauten Beifallsstürmen in feierlichem Triumphzug in seine mit Blumen geschmückte Badezelle zu tragen.

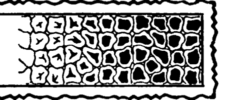
Wie schwierig das von Signor Diamanti ausgeführte Kunststück ist, geht aus unserm dritten Bilde hervor, das einen verunglückten Sprung mit dem Rade in den Tiber darstellt. Signor Nino Talacchi, der Besitzer der Badeanstalten am Tiber und Meisterschwimmer von Italien, war es, der diesen Sprung unternommen hatte. Wir sehen, wie sich der Reiter schon auf halbem Wege von seinem Stahlroß trennt, über das er die Gewalt verloren hat. Das Rad fällt vor ihm in die Tiefe, er selbst schlägt mit der Brust schwer auf die Wasserfläche. Signor Nino Talacchi tauchte aber sofort nach dem auf dem Boden ruhenden Rade und wurde mit diesem gleichfalls von dem Boote aufgenommen, wo er bereits seinen flüchtigen Strohhut vorfand.

Somit verlief der Versuch besser, als man vom Lande erwartet hatte. Signor Talacchi erklärt aber entschieden, daß er dieses Kunststück nicht zum zweitenmal wagen würde.





Allerlei.



Falsche Diagnose. (Zu unserer Kunstbeilage.) So durfte das nicht weiter gehen — auf diese Weise kamen sie beide nicht zum Ziel! Er war doch gar zu schüchtern und zurückhaltend, der junge Doktor Martin, ein anderer an seiner Stelle, o der hätte längst den Mut gefunden, die entscheidende Frage zu thun, aber er? Immer steif und gemessen, immer ernst und sachlich — nicht einmal zu einem Handkuß hatte er sich verstiegen, und doch wußte die reizende Juliette nur zu gut, daß er sie gern hatte, gerade so lieb, wie sie ihn; an dem leisen Beben seiner Stimme, an der seltsamen Unruhe, die ihn erfaßte, wenn er mit ihr zusammen war, hatte sie das bald erkannt. Aber sie sah ihn nicht allzu oft — leider! — und dann fast nur in Gegenwart anderer, er vermied jedes Alleinsein mit ihr, und Juliette zerbrach sich das Köpfchen darüber, auf welche Art sich wohl ein ungestörtes Tete-a-tete mit ihm ermöglichen ließe. Dann kam sie auf einen guten Gedanken, zu dessen Ausführung Babette, ihre Kammerzofe, ihr behilflich sein mußte. — Krank mußte Juliette werden — einen Fieberanfall haben oder eine Ohnmacht, Babette mußte den Arzt rufen — in der Angst und Aufregung um ihre Herrin lief sie natürlich zum verkehrten; anstatt den alten Hausarzt zu holen, brachte sie den Doktor Martin mit, und dann — ja, in Juliettens lauschigem Boudoir, allein mit der Geliebten, da würde er die Worte finden, die sie beide unendlich beglücken mußten ... Und der Doktor Martin kam. Als er das zarte Händchen Juliettens in der seinen hielt, um das Tempo des Pulsschlages festzustellen, blieb ihm wirklich nichts anderes übrig, als zu konstatieren, daß dieser Puls um mindestens zwanzig Schläge mehr that, als er sollte; das war durchaus nicht normal, das war sogleich bedenklich -- am Ende eine kleine Herzaffektion. — Und der Doktor sprach von einem beruhigenden Pulver, das er zunächst verschreiben würde — -- Doch was war das? Huschte da nicht ein schelmisches Lächeln um Juliettens rosige Lippen? „Ein Pulver?!" rief sie aus. „Was soll ich denn damit? Das würde mir nicht helfen!" Auf ihren Wink verließ Babette das Zimmer und dann — dann war endlich der Moment gekommen, der allem Hangen und Bangen ein Ende machte — Doktor Martin erkannte seinen Irrtum — zur rechten Zeit...

H. T.

Deutschland im internationalen Briefverkehr. Innerhalb des Reichspostgebietes wurden im Jahre 1898 insgesamt 1984 Millionen Briefsendungen (Briefe, Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben) befördert, darunter 429 Millionen Stück, also knapp der fünfte Teil, aus oder nach anderen Ländern einschließlich Bayern und Württemberg. Weitaus den lebhaftesten Postverkehr unterhielt das deutsche Reichspostgebiet mit Oesterreich-Ungarn, mit dem es 79,8 Millionen Briefsendungen austauschte. An zweiter Stelle steht

Großbritannien mit 32,9 Millionen Briefen, an dritter Stelle Frankreich mit 31,1 Millionen Stück. Sodann folgten die Niederlande mit 20,7, Rußland mit 18,0, die Schweiz mit 17,9, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 17,4, Belgien mit 13,1 und Italien mit 8,5 Millionen Briefsendungen. Eine sozusagen passive Briefverkehrsbilanz hat das deutsche Reichspostgebiet aufzuweisen im Verkehr mit Großbritannien (Eingang 18,7, Ausgang 14,2), mit Frankreich (Eingang 17,2, Ausgang 13,9), mit Belgien (Eingang 7,00, Ausgang 6,1), mit Italien (Eingang 4,5, Ausgang 4,0 Millionen Briefsendungen). Dagegen ist die Briefverkehrsbilanz des Reichspostgebiets gegenüber den meisten Ländern sozusagen aktiv, insbesondere mit Oesterreich-Ungarn (Eingang 34,7, Ausgang 45,1 Millionen Briefsendungen), mit den Niederlanden (Eingang 9,06, Ausgang 11,2), mit Rußland (Eingang 8,4, Ausgang 9,6), mit der Schweiz (Eingang 8,0, Ausgang 9,9), mit den Vereinigten Staaten (Eingang 7,7, Ausgang 9,7 Millionen Briefsendungen). Auf Grund dieser Ergebnisse der Reichspoststatistik läßt sich sagen, daß Großbritannien, Frankreich, Belgien und Italien um Deutschland und seinen Absatzmarkt werben. Im Verkehr mit fast allen übrigen Ländern tritt Deutschland als werbender Staat auf mit einem größeren Ausgang als Eingang von Briefsendungen, mit einer thätigeren Propaganda seines Handels. Alles in allem erhielt 1898 das Reichspostgebiet 196,7 Millionen, verschickte dagegen 232,6 Millionen Briefsendungen. Diese Aktivität des deutschen Briefpostverkehrs bestätigt zugleich die Aktivität des geschäftlichen, ja des ganzen kulturellen Lebens des deutschen Volkes im Nachrichtenverkehr der Menschheit und zeigt die hohe Stellung, die es sich im Völkerleben errungen hat.

Moselweine. Tausendfach ist schon der Ruhm des Rheins und seiner Reben erklungen. Aber wo der Ruhm des „Vater Rhein“ erklingt, soll auch seiner Gattin gedacht werden:

Die schönste Hochzeit von der Welt
Hielt doch der Vater Rhein,
Er hat die Mosel sich gesellt
Als Gattin treu und fein.

Der Rhein — die Mosel; es liegt auch für den Wein eine Bedeutung in diesem Geschlechtsunterschied. Der feurige, stolze Rheinwein — das milde, zarte Gewächs von der Mosel. Beide grundverschieden. Schwer, voll, süß jener; leichter, mit etwas mehr Säure begabt und doch frisch, von feiner Blume, die bei edlerem, abgelagertem Gewächs sich zu wunderbarem, duftigem Bouquet steigern kann, der andere. Auch das ist charakteristisch, daß der männliche kräftige Rheinwein später seine höchste Reife und Schönheit erlangt und diese weit länger bewahrt, als im allgemeinen der Moselwein. Zehn Jahre gilt im allgemeinen als die Durchschnittsdauer der Haltbarkeit des Moselweins.

Vor wenigen Jahrzehnten noch sah man den Moselwein in vielen Teilen Norddeutschlands, geschweige denn in Süddeutschland und dem Auslande, sehr über die Achsel an. Man konnte etwa in Hamburg oder Danzig oder Breslau lange auf die Suche gehn, ehe man einen trinkbaren Mosel fand. Erst seit den siebziger Jahren hat sich ein

vollkommener Umschwung vollzogen zu Gunsten des Moselweins. Er bürgerte sich aber nicht allein als Kneip- und Tischwein ein; seine besseren und besten Gewächse gelangten auch als edle Tafelweine zu höchstem Ansehen. Nichts ist charakteristischer, als daß man jetzt gerade am Rhein viel, vielleicht mehr Moselwein trinkt als Rheinwein. Wer z. B. Köln oder die ihrer guten Weine halber berühmten Rheindampfer kennt, wird das bestätigen. Das Jahr 1892 mit seiner schönen, 1893 mit seiner wundervollen Ernte, dann auch die guten Jahre 1895 und 1897 halfen den Sieg des Moselweins vollenden.

Wein wächst und gedeiht fast an der ganzen Mosel. Für die feineren Lagen kommt aber eigentlich nur das Gebiet etwa von Trier bis höchstens Kochem in Betracht; am unteren Lauf etwa noch Winningen. Freilich, die Lagen sind auch an der mittleren Mosel, im echten Weinparadies, sehr verschieden. Nicht nur auf dem bösen „Kochemer Krampen" ließe sich das alte nette Geschichtchen anwenden von den leichtsinnigen Kneipbrüdern, die während der Kirchzeit verbotenerweise im Wirtshaus saßen und deshalb vor Gericht gefordert wurden: Als der Richter aber hörte, daß sie nur Kochemer Krampen getrunken, sprach er sie unverweilet los, denn das wäre schon der Buße genug.

Lang ist trotzdem die Reihe der erstklassigen Weine. Pilgert man von Traben oder Trarbach die Mosel aufwärts, so trifft man auf einen weltbekannten Weinort nach dem andern. Zuerst auf Erden, mit der kleinen, aber feinen Lage Treppchen, so genannt, weil man nur auf solcher zu ihr hinaufgelangen kann; dann auf Uerzig, dessen Weine neuerdings einen besonders guten Ruf erlangten; auf Zeltingen, wo ein mittelkräftiger, aber recht bouquetreicher Wein gedeiht, einer der besten an der Mosel, wenn er aus der rechten Quelle getrunken wird. Weiter kommen wir nach Graach mit dem köstlichen Josephshöfer und nach Bernkastel, wo die „Badestube" und vor allem der „Doktor" gedeiht. Ueber Lues, wo in guten Jahren ein hochachtbares Weinchen wächst, geht's nach Lieser, wo der Brauneberger lobesamen Rufes gedeiht — den Gligsberger bei Winterich, den Lieserer Niederberg nicht zu vergessen! — und nach Piesport. Das ist nur das Allerwichtigste aus diesem herrlichen gewaltigen Weingarten, in dem sich eine gute Lage fast unmittelbar an die andere schmiegt.

Um das altehrwürdige Trier schart sich eine zweite Reihe edler Gemarkungen, und es scheint, als ob diese in neuerer Zeit ganz besonders bevorzugt würden. Da sind zunächst nächst Trier der treffliche, feine Tiergärtner, der charaktervolle Avelsbacher zu nennen, dann aber die Weine aus den nahen Thälern der Ruwer und der Saar. Auch sie sind erst in neuerer Zeit zu ihrem wohlverdienten Ruhm gekommen. Einer unter ihnen macht allerdings eine Ausnahme: es ist der köstliche Ruwerwein Grünhäuser.

Seit 1882 sind, für einen Preis von 600000 Mk., die schönen, sorgfältig gepflegten Lagen, 42 preußische Morgen, im Besitz des Freiherrn von Stumm, dessen feinste Marke noch immer, wie schon vor vielen hundert Jahren, als Maximiner (=Grünhäuser-Herrenberg) bezeichnet wird und nicht selten die höchsten Preise erzielt, die für Mosel-

wein überhaupt gezahlt werden, Preise, die mit denen der edelsten Ho gewächse des Rheingaus rivalisieren. So wurden bei den Frühjahr versteigerungen 1896 für zwei Fuder (zu 975 Liter) die noch n dagewesenen Preise von 11010 und 12750 Mk. erzielt. Das herrli Gut gewinnt jährlich etwa 40 Fuder. Ein wundervoller Wein, duft zart und kräftig zu gleicher Zeit! Ein Kaiserwein — auch am deutsche Kaiserhofe hoch geschätzt. Fast alle diese Ruwer- und Saarweine si überhaupt, bei aller Verwandtschaft, kräftiger, würziger als viele Ge wächse von der Mosel selbst. Auch sind sie meist, da sie aus größere Gütern stammen, vorzüglich entwickelt, und zumal die Auslesen hochfein.

Bismarck und der Freitag. Wie es viele Leute giebt, denen die Zahl 13 eine abergläubische Furcht einflößt, so haben ebenso viele gegen den Freitag ein gewisses Aber. Der Volksglaube ist wohl darauf zurückzuführen, daß der Freitag als Kreuzigungstag des Heilandes gilt. Nach diesem Glauben darf man am Freitag keine Reise antreten oder ein wichtiges Geschäft abschließen, und vor allen Dingen vermeiden es Brautleute, den Freitag zum Hochzeitstag zu wählen, obwohl doch bekanntlich dieser Tag nach der Freia, der altgermanischen Göttin der Liebe und Ehe, seinen Namen trägt. Ursprünglich begannen an diesem „Frauentage" unsere Vorfahren kein eigentliches Männerwerk, wie z. B. Kriegszug, Seefahrt oder hohe Jagd, dagegen durfte jedes „Frauenwerk" erst recht auf Gedeihen am Freyatage hoffen. Unter dem Einflusse dieses landläufigen Aberglaubens, der den Freitag als einen Unglückstag betrachtet und fürchtet, scheint auch einer der Großen der Weltgeschichte, Fürst Bismarck, gestanden zu haben, wie dies einige seiner Selbstzeugnisse darthun mögen. So schreibt er in einem Briefe an seine Schwester, Frau von Arnim, vom 7. Januar 1852: „Von hier aus (Halle) habe ich dir, so viel ich weiß, noch nicht geschrieben und hoffe, daß es künftig auch nicht geschieht. Ich habe mich so viel besonnen, ob gestern doch nicht am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus (Unglückstag) war es sicherlich." Und nun folgt eine ergötzliche Aufzählung alles Unheils, das dem Freitagsreisenden begegnete. Mangelndes Jägerglück — wie bekannt, war Bismarck in seinen jüngeren Jahren ein eifriger und gewaltiger Nimrod — führt er gleichfalls nach einem Briefe aus dem oben genannten Jahre auf den Freitag zurück, wenn er darin berichtet: „In Letzlingen habe ich diesmal nicht so gute Jagd gemacht, als vor drei Jahren. Es war Freitag. Drei Stück Damwild, damit fertig." — Und später als Leiter der Regierung vermied er es thunlichst, den Freitag zu wichtigen Verhandlungen oder zum Abschluß von ebensolchen Staatsgeschäften zu wählen. So erzählt Moritz Busch in seinem Tagebuche aus dem Kriege gegen Frankreich 1870/71 vom 14. Oktober, der auf einen Freitag fiel: „Der Chef (Bismarck) scheint mit Bazaines Unterhändler noch nichts Ernstes vornehmen zu wollen. Er sagte im Bureau: ‚Was haben wir heute für einen?' — ‚Den 14., Excellenz!' — ‚So, da war Hochkirch und Jena. Da muß man keine Geschäfte abschließen. Auch wird zu beachten sein, daß wir heute Freitag haben.'" — Wenige Tage später, als die Ver-

handlungen in Sache der Herstellung eines einigen Deutschen Reiches nicht recht vorwärts rücken wollten, meinte er: „Das kommt alles vom Freitag, Freitagsverhandlungen, Freitagsmaßnahmen.“ — Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß er auch der 13 keine gute Bedeutung beigelegt zu haben scheint, wenn wir z. B. in dem genannten Buche lesen: „Vor Tische bemerkte Graf Bohlen, indem er die Gedecke überzählte: ‚Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Das ist gut, denn der Minister hat das nicht gern.‘“

Aus dem Leben Chopins teilt ein Petersburger Blatt den folgenden interessanten Fall mit. Auf dem Heimwege aus Freundeskreise befand er sich in der Gesellschaft von Schnitkowski, dem er, wie bekannt, drei seiner schönsten Mazurkas widmete. Ihm klagte der berühmte Komponist seine verzweifelte pekuniäre Lage. „Ach,“ rief er aus, „wenn ich nur einen wohlthätigen Genius fände, der mir zwanzig Tausend Francs in meinen Schrank legte. Dann würde ich endlich wieder Mensch!“ In dieser Nacht träumte Chopin, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen sei und erzählte dieses auch seinen Freunden. Wenige Tage darauf fand er auch richtig 20000 Francs in seinem Schrank, von deren Ursprung er nichts wußte. Diese Summe hatte Schnitkowski hineingelegt. Er hatte einer reichen Engländerin, die für Chopins Kompositionen schwärmte, den Wunsch des Meisters mitgeteilt und sie hatte ihm sofort die 20000 Francs für den Künstler eingehändigt. Chopin hat nie den Namen der Geberin erfahren.

Bedauernswerte Junggesellen. Ein wenig beneidenswertes Land für Junggesellen ist Korea. Sie sind wenig angesehen. Als sichtbares Zeichen hierfür dürfen sie keinen Hut, die Hauptzierde des koreanischen Mannes, tragen. Jeder junge Koreaner trachtet daher so früh als möglich unter die Haube oder vielmehr unter den Hut zu kommen. Er selbst darf sich freilich seine Zukünftige nicht aussuchen. Die Eltern allein haben das Recht, ihm eine Braut zu suchen, die er erst nach der Vermählung sieht. Er muß also die Katze im Sack kaufen. Noch schlechter hat es die Braut. Ihr werden die Augen zugeklebt, und während dreier Tage darf sie weder sehen, noch sprechen. Wenn sie ihrem Gatten zugeführt wird, trägt sie alle Kleider, die sie in die Ehe mitbringt, übereinander angezogen, sodaß sie wie ein wandelnder Baumwollballen aussieht. Vor ihr her wird eine Gans getragen, die in Korea als Symbol ehelicher Treue gilt.

Soldatenbriefe aus dem siebenjährigen Kriege. Zu den beiden Bänden der Geschichte des siebenjährigen Krieges hat die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabs gewissermaßen als volkstümliche Beigabe Briefe preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757 und über die Schlachten bei Lobositz und Prag veröffentlicht, die an Familienglieder der Schreiber gerichtet sind und dazu beitragen werden, manche landläufige falsche Ansicht über den Geist des Heeres zu beseitigen und zu zeigen, daß der Kern des Heeres gleich war dem ganzen Volke, brav, einfach, pflichttreu und hingebend. Die Briefschreiber, Feldwebel, Unteroffiziere und Gemeine, gehören den

Fuß-Regimentern Anhalt-Dessau und Hülsen an; wir erhalten von ihnen 17 Briefe. Mit vier Briefen ist der Feldwebel Liebler vertreten, dessen Sohn auch bei Lobositz mit gewesen ist. „Ich melde," schreibt er am 12. Oktober 1756 an seine „herzlich geliebte Frau, wie auch lieben Bruder und alle liebsten Geschwister, Schwiegermutter und Freunde", „daß unsers Königs Armee noch im Lager bei Lobositz steht, und haben seit der Aktion (Schlacht) von der feindlichen Armee nichts Sonderliches gesehen, außer was die Panduren sind, so über die Elbe herumschwärmen und von hier aus bis Aussig uns gerne die Kommunikation (Verbindung) abschneiden möchten, wovor aber unser weisre König" — dieser Ausdruck kommt öfter in den Briefen vor — „schon die besten Anstalten vorgesehen hat, daß sie uns nicht einmal ein Brot nehmen können. Ich freue mich in Gott allemal, wenn ich bei unsern täglichen Betstunden, welche allezeit um 10 Uhr bei der ganzen Armee gehalten werden, viele Devotion (Demut) und Ehrfurcht auch bei unseren Oberen erblicke, zwar nicht bei allen, und deren ihr gutes Exempel erwecket manche Soldaten." . . . Am 7. Mai 1757 schreibt Liebler: „Vom weißen Berge aus sahen wir die ganze feindliche Armee aufmarschieren, auf lauter Bergen und Anhöhen und blieben auf jener Seite von Prag stehen, und hatten ihre Zelte hinter sich stehen lassen. Es wäre auch unmöglich gewesen, sie auf dieser Seite anzugreifen, allein der weise Friedrich wußte schon besser sie anzugreifen. Wir marschierten, die ganze Armee vor ihrem Angesichte vorbei und der Marsch ging hinter ihrem Rücken, was sie nicht geglaubt hätten." — Ueber die Rolle, die sein Bataillon im Kampfe gespielt hat, erzählt er: „Wir stießen auf eine der größten Anhöhen, da sie uns mit lauter Kanonen begrüßten, dem ungeachtet mußten wir heran und avancierten, bis mit kleinem Gewehr konnte geschossen werden, denn unsere Kanonen konnten den Berg nicht folgen. Hier war nichts als ein purer Kugelregen, einer nach dem andern wurde gestreckt, und endlich mußten wir uns retirieren in der größten Unordnung, ein anderes Regiment uns zur Seite mußte also auf diesen Posten avancieren, auch ich blieb mit etlichen braven Soldaten auch wieder dabei und avancierte wieder bis an den Fuß des Berges. Nach vielen Angriffen konnten die Feinde zurückgetrieben werden. Der Verlust, so wir haben, ist unaussprechlich. . ." Ueberall tritt aus diesen Briefen hervor, welche Bewunderung die Leute für ihren König hegten und welches blinde Vertrauen sie in ihn setzten und wie sie an ihren Offizieren und der großen Familie des Regiments hingen.

Die Wochentage in der Geschichte. Wenn man auch heute nicht mehr so abergläubisch ist, gewisse Wochentage als Glückstage, andere als Unglückstage anzusehen, so ist es doch interessant, einmal seine Betrachtungen über bie Rolle, welche die Wochentage in der Geschichte gespielt haben, anzustellen. Der Montag, der Tag von Leuthen (1757), Leipzig (1813), Düppel (1864), hat nur glückliche Kämpfe aufzuweisen, der Dienstag ist der Tag von Jena und Auerstädt (1806), aber auch der von Königgrätz (1866), weniger günstig ist der Mittwoch, wo neben den Siegen von Kesselsdorf (1745), Großbeeren (1813) und

Alsen (1864), die Treffen von Moxen (1758), Langensalza (1866), Trautenau (1866) und Coulmiers (1870) zu verzeichnen sind. Am Donnerstag waren die Schlachten an der Katzbach (1813) und von Sedan. Der Freitag brachte zwar die Niederlagen von Saalfeld (1806) und Ligny (1815), aber auch die Siege von Fehrbellin (1675), von Hohenfriedberg (1744), von Gravelotte (1870), und neben die Trauertage des Sonnabends von Kollin (1757) und Hochkirch (1757) treten die Siege von Roßbach (1757), Wörth (1870) und an der Hallue (1870). Die Niederlagen endlich an den Sonntagen bei Kunersdorf (1759), Friedland (1807), Groß-Görschen (1813) überstrahlt der Glanz der Siege von Belleallinace (1815), Le Bourget und Amiens (1870). An einem Sonntag wurden geboren Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst am 16. Februar 1620, Friedrich der Große am 24. Januar 1712, am Dienstag Friedrich III. am 18. Oktober 1831, an einem Mittwoch immer die ersten Träger ihres Namens, Friedrich I. am 11. Juli 1657, Friedrich Wilhelm I. am 15. August 1688, Wilhelm I. am 22. März 1797. An einem Donnerstag erblickten das Licht der Welt Friedrich Wilhem IV. am 15. Oktober 1795 und unser jetziger Kaiser Wilhelm II. am 27. Januar 1859, an einem Freitage Friedrich Wilhelm II. am 25. September 1744 und Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1770. Von den sechs Kaiserlichen Prinzen sind der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich und Prinz August Wilhelm am Sonnabend, Prinz Adalbert am Montag, Prinz Oskar am Freitag, Prinz Joachim am Mittwoch, die Prinzessin Viktoria Luise am Dienstag geboren. Am Montag wurde ferner Kaiserin Augusta, am Sonnabend Kaiserin Friedrich, am Freitag die Kaiserin Auguste Viktoria geboren; der Tag der Geburt der Königin Luise war ein Sonntag.

Eine undankbare Arbeit. Einem russischen Journal entnehmen wir folgende heitere Geschichte: Jüngst war in Kiew eine Diebesbande in die Wohnung des Professors Antonowitsch eingedrungen und hatte aus derselben mit größter Mühe und Anstrengung eine ganze Reihe schwerer Kisten fortgeschleppt. Als die Diebe sie im sichern Hehlerneste öffnen, finden sie zu ihrem größten Schreck und Aerger, daß sie die Arbeit ganz umsonst verrichtet haben, denn die Kisten enthielten nichts, als — alte Menschenschädel.

Die weiblichen Aerzte in Rußland. Nach einer Aufstellung des Medizinalrats in Moskau beläuft sich die Anzahl der weiblichen Aerzte in Rußland augenblicklich auf 624, während 14784 männliche Aerzte im Lande sind. Die weiblichen Aerzte verteilen sich über das ganze Land, indem sie teils als Gemeindeärzte, Schulärzte, Armenärzte u. s. w. fest angestellt sind, teils Privatpraxis treiben. Voraussichtlich wird Rußland in den nächsten Jahren eine außerordentlich große Anzahl weiblicher Aerzte erhalten, da ein überwiegender Teil der weiblichen Studenten Medizin studiert.

Die Stellung des weiblichen Arztes in Rußland ist noch nicht ganz gesetzlich geregelt, es besteht aber bereits ein Gesetzentwurf, der aller Wahrscheinlichkeit nach in allernächster Zeit rechtskräftig wird. In-

folge desselben werden die im Staatsdienst angestellten weiblichen Aerzte pensionsberechtigt, können aber keinen Rang oder Orden erwerben. Von den vielfachen anderen Auszeichnungen, welche die russische Regierung dem weiblichen Arzt erteilen kann, nennen wir: Geldbelohnungen, Ernennung zu Ehrenbürgerinnen, „Allerhöchste Gaben", d. h. Gaben, die vom Zar überreicht werden, und den „Allerhöchsten Dank", der als besondere Auszeichnung zu betrachten ist.

Der menschliche Fuß als Greiforgan. Die Hindus bedienen sich bei mannigfachen Thätigkeiten nicht nur der Hände, sondern auch der Füße. Dem Tischler dient der Fuß als Bankhalter, dem Schuhmacher als Leisten, und die Schlächter pflegen das Messer zwischen der ersten und zweiten Zehe zu halten und das Fleisch unten zu durchschneiden, während sie es mit den Händen festhalten. Diese Thätigkeit beruht hauptsächlich auf der Beweglichkeit der großen Zehe, wozu noch eine anatomische Eigentümlichkeit hinzukommt, nämlich der beträchtliche Abstand zwischen der ersten (großen) und zweiten Zehe, welche sogar zuweilen den Betrag von 49 Millimetern erreicht. Ohne Mithülfe der Finger können die beiden Zehen weiter von einander entfernt werden, und wenn sie einander genähert werden, so berühren sie sich nur mit den Spitzen, wie eine richtige Zange. Diese Beweglichkeit des Fußes mag bei den Asiaten wohl damit zusammenhängen, daß sie kein Schuhwerk tragen.

Auch in Persien bedient sich bei den meisten Handwerken der Arbeiter des Fußes wie der Hand. Dem Drechsler ist er ein unentbehrlicher Gehülfe, und der Schlächter, der Ciseleur verschmähen es nicht, ihn zur Mitthätigkeit heranzuziehen. In Indien sieht man täglich die jungen Mädchen mit riesigen Kupfergefäßen auf dem Kopf vom Brunnen kommen. Sie halten die große Last im Gleichgewicht, indem sie nur mit der linken Hand das Gefäß berühren. Sobald sie aber einen Gegenstand, so klein er auch sei, im Sande blinken sehen, ergreift ihn ihr Fuß mit der größten Geschicklichkeit zwischen der ersten und zweiten Zehe und übergiebt ihn der rechten Hand, fast ohne daß im Gehen Halt gemacht würde. Hier und in den andern Fällen ist es besonders der rechte Fuß, der in Thätigkeit tritt.

Aberglauben bei der Geburt eines Kindes. In Bezug auf die glückliche oder unglückliche Geburtszeit existiert im Volksglauben ein Verschen, das folgendermaßen lautet: „Sonntagskinder — Glückskinder, Montagskinder — kluge Kinder, Dienstagskinder — reiche Kinder, Mittwochskinder — Schlabberkinder (schwatzhafte), Donnerstagskinder — Zornkinder, Freitagskinder — Unglückskinder, Sonnabendskinder — Todeskinder." In der Nacht geborene Kinder gelten an manchen Orten als schläfrige, am Tag geborene als muntere Kinder. Bei Vollmond werden „schöne und gesunde Kinder", bei abnehmendem Monde dagegen „kränkliche und schwächliche" geboren. Rechte Glückskinder sind die zu Ostern oder Pfingsten geborenen Kinder. Die Zeit von der Geburt des Kindes bis zu seiner Taufe ist nach Ansicht vieler Abergläubischer eine sehr gefährliche; denn in dieser Zeit „kann das kleine Kind leicht beschrieen werden". Kein irgendwie verdächtiges altes

Weib, dessen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen sind, oder dessen Augen triefen, darf sich dem Kinde nähern, „sonst könnte das Kind durch bösen Blick berufen werden“. Man wendet gegen das Beschreien oder Berufen verschiedene Schutzmittel an. So wird dem Kinde an das Häubchen mitten über die Stirn eine Goldmünze oder ein rotes Band „als Blickableiter“ genäht. Die Leute sehen dann auf die Münze oder auf das Band, „und dem Kinde geschieht nichts“. Gegen das „Berufen“ wird das Kind auch dadurch geschützt, daß man ihm mit der Zunge ein Kreuz an die Stirn leckt oder mit Holzkohle ein solches auf die Stirn malt. Man hängt bisweilen dem Kinde auch ein Amulett um den Hals oder bindet ihm ein rotes Band um das Handgelenk, „dann kann es nie beschrieen werden“.

Gefiederte Tänzer. Wir leben jetzt in einer Zeit, in welcher den Freuden des Tanzes in ganz besonderer Weise gehuldigt wird. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß nicht nur wir Menschen, sondern auch unsere gefiederten Freunde die Belustigungen des Tanzes kennen. Kein Geringerer als der berühmte Naturforscher Hudson hat auf Grund seiner in Südamerika gemachten Studien nachgewiesen, daß gewisse Vogelarten Bewegungen ausführen, die sich mit unserer Anschauung vom Tanze vollkommen decken. Ja noch mehr, sie mögen selbst auf die Musikbegleitung nicht verzichten! Sie singen, und wenn ihnen die Natur keine Stimme verliehen hat, so suchen sie mit ihrem Schnabel oder den Flügeln Geräusche hervorzubringen, die den Gesang ersetzen sollen. Trotz des höchst unvollkommenen Zustandes dieser beiden zuletzt genannten Musikinstrumente gelingt es ihnen dennoch, die verschiedensten Töne zu erzeugen, die bald an den Wirbel einer Trommel, bald an das Klatschen einer Peitsche oder an das Knirschen der Zähne ꝛc. erinnern. Manche Vögel vereinigen beides und bringen auf diese Art eine Musik zu Stande, die als eine sehr einfache, aber doch ganz hinreichende Begleitung ihrer rhythmischen Bewegungen bezeichnet werden kann.

Was zunächst den Einzeltanz anbelangt, bei dem ein Individuum die Bewegungen ausführt, während die übrigen zusehen, so ist dessen Vorkommen bei gewissen Vogelarten des La Plata mehrfach bestätigt worden, besonders beim sogenannten Rupikolonus. Der unter freiem Himmel befindliche Tanzsaal dieses Vogels besteht in einem ebenen, moosigen Platze, der von Gebüsch umgeben und von Steinchen und Aestchen, die den Bewegungen des gefiederten Tänzers hinderlich sein könnten, sorgfältig gereinigt ist. Hier versammelt sich eine größere Anzahl dieser Vögel. Ist die Gesellschaft beisammen, so tritt ein Männchen mit lebhaft gefärbtem Gefieder und einem Schopfe auf dem Kopfe in die Mitte des Platzes vor und beginnt mit ausgebreiteten Flügeln eine Reihe von Bewegungen auszuführen, die fast an die eines Menuetts erinnern. Nach und nach wird der Tänzer immer erregter und springt und dreht sich in den extravagantesten Arten um sich selbst. Ist er endlich erschöpft, so zieht er sich zurück, aus dem Akteur wird ein Zuschauer, während einer seiner Kameraden seinen Platz einnimmt.

Beim Lesen dieser Zeilen könnte man versucht sein, diesen Bericht Hudsons für einen Scherz zu halten. Trotzdem nun der vollkommen ernste und streng wissenschaftliche Charakter seiner umfangreichen und gewissenhaften Studien jeden derartigen Gedanken von vornherein ausschließt, wird man doch mit einer gewissen Befriedigung vernehmen, daß auch ein anderer Naturforscher, Namens Wither, ähnliches konstatiert hat. Dieser berichtet, daß seine Aufmerksamkeit einst durch einen in den Wäldern Brasiliens selten anzutreffenden schönen Vogelgesang erregt worden sei. Die Indianer, die ihn auf seiner Exkursion begleiteten, wußten sofort, wer der Virtuose sei und forderten Wither auf, ihnen langsam und vorsichtig zu folgen; gleichzeitig versicherten sie ihm, er würde ein höchst merkwürdiges Schauspiel zu sehen bekommen. Nachdem sie sich eine Zeitlang geräuschlos durch die Lianen geschlichen hatten, gelangten sie an eine Lichtung, wo sich ihnen in der That ein höchst sonderbarer Anblick darbot. Auf den Steinen und Aesten sah man eine Schaar kleiner, rotgetupfter Vögel sitzen, die alle einer überaus merkwürdigen Art des Tanzes oblagen. Während einer aus ihrer Mitte, der Musiker, ruhig auf einem Strauche saß und die lustigsten Weisen in die Lüfte schmetterte, schlugen die anderen, die Tänzer, mit ihren Flügeln den Takt, tänzelten lebhaft mit den Füßen herum und begleiteten gleichzeitig den Gesang ihres Kameraden mit einem gedämpften Gezwitscher. Das Ganze soll vollkommen den Eindruck eines Konzerts mit Tanz gemacht haben, wobei sich jeder Teilnehmer trefflich zu amüsieren schien.

Manche Vögel bleiben, wie Hudson beobachtet, in der Luft, anstatt sich auf die Erde zu begeben, und führen dort, wenn auch nicht dem Tanze sehr ähnliche, so doch an ihn erinnernde Bewegungen aus. Dies ist bei einem Finken der Fall, den man deshalb Oscillator genannt hat. Er beschreibt im Fluge eine vollkommene Kurve von ungefähr 20 Metern Länge. Ist er am Ende der Linie angelangt, so wendet er sich plötzlich um und kehrt auf demselben Wege nach dem Ausgangspunkte zurück. Dies thut er mehrere Male hinter einander, so daß man denselben Eindruck wie von den Schwingungen eines an einem unsichtbaren Faden hängenden Pendels bekommt.

Die Gewohnheiten des schwarzköpfigen Ibis in Patagonien sind jedoch noch komischer als die der bisher erwähnten Vögel. Dieser Vogel hat die Größe eines Truthahns. Nach dem Abendspeisen versammeln sich die Ibisse, um sich gemeinsam nach dem Orte zu begeben, wo sie die Nacht zuzubringen pflegen. Unterwegs aber stürzen sie sich pfeilschnell auf die Erde herab und erfüllen die Luft mit einem gellenden, weit vernehmbaren Geschrei, so daß es fast den Anschein hat, als wären sie plötzlich vom Wahnsinn befallen worden. Kaum haben sie die Erde berührt, so fliegen sie wieder senkrecht in die Höhe, um augenblicklich wieder zur Erde zurückzukehren. Sind sie schließlich müde, so begeben sie sich gemeinsam zur Ruhe.

Einzig in ihrer Art und deshalb um so interessanter sind in dieser Hinsicht die Gewohnheiten des sogenannten spornflügeligen Kiebitzes. Der Tanz dieses Vogels, wie selbst die Eingeborenen seine Bewegungen

bezeichnen, erfordert drei Teilnehmer und scheint ihnen selbst ein sehr großes Vergnügen zu bereiten, da sie ihn überaus gerne, besonders zur Zeit des Vollmondes aufführen. Männchen und Weibchen leben als Paar an einem von ihnen mit großer Sorgfalt gewählten Orte. In ihrer häuslichen Ruhe werden sie aber von Zeit zu Zeit durch einen Gast gestört, der sich in das Domizil des Ehepaares so ungeniert begiebt, wie wenn es sein eigenes Haus wäre. Anstatt ihn nun zu vertreiben, wie es andere Vögel thun würden, kommt ihm das Paar entgegen und empfängt ihn mit freudigem Gesange. Dann stellt es sich hinter ihn, und alsbald fangen alle drei an, schnarrende Töne hervorzubringen und mit den Füßen schnelle, dem Takte ihrer Musik vollkommen entsprechende Bewegung auszuführen. Von Zeit zu Zeit stößt der den Tanz leitende Vogel schrille Töne aus, während die beiden anderen hinter ihm eine Art Trommelwirbel vernehmen lassen. Hat diese merkwürdige Belustigung eine Zeitlang gedauert, so hebt der Gast die Flügel in die Höhe und bleibt plötzlich gerade und unbeweglich stehen; die zwei anderen stellen sich dann genau in eine Reihe und blasen ihre Federn auf. Zum Schlusse beugen alle drei die Köpfe, bis ihre Schnäbel den Boden berühren, verbleiben einen Moment in dieser Stellung und stimmen einen Gesang an, der wie durch eine Sordine gedämpft zu sein scheint.

Das Taschentuch und seine Geschichte. Einer der wichtigsten und unentbehrlichsten Toiletteartikel der heutigen civilisierten Menschheit ist das Taschentuch. Trotzdem aber war das Taschentuch noch vor vierhundert Jahren ein unbekannter Gegenstand und, was kaum glaublich erscheinen mag, vor hundert Jahren nur als Putzstück bekannt.

Das Taschentuch haben wir den Italienern zu verdanken, denn es wurde zuerst von einer venetianischen Dame benutzt, die es „fazzoletto“ nannte. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde es auch den Französinnen bekannt, die es in den teuersten Geweben, mit schönen Stickereien versehen, als Luxusartikel und Tändelgegenstand besonders in vornehmen Gesellschaften gebrauchten. Sie nannten es „mouchoir de Vénus“ und suchten sich, besonders unter Heinrich III., gegenseitig in der Kostbarkeit desselben zu überbieten.

Erst um das Jahr 1580 kam es nach Deutschland, wo es dem italienischen Ursprunge nach „Fazziletlein“ genannt wurde und reichen Bürgern, Edelleuten und Fürsten vorzüglich als Verlobungsgeschenk diente. Neben wertvollem Spitzenbesatz an den Seiten und zierlichen Stickereien war es auch oft mit Muscheln und Quasten an den Ecken ausgeputzt. Fast unglaublich wird es uns erscheinen, wenn wir erfahren, daß dem niederen Volke der Gebrauch des Taschentuchs in manchen Städten, wie z. B. in Dresden, ausdrücklich verboten war, auch existierten in anderen Städten, wie Magdeburg, der Rangordnung entsprechende Preislisten, die nicht überschritten werden durften.

Später ging die Kostbarkeit dieses Toiletteartikels wieder zurück. So betrug der Preis der Taschentücher der französischen Königin Marie Antoinette nur 24 Frcs. Doch bald hob sich wieder ihr Wert, denn

es wird uns erzählt, daß Napoleon I. einst die Feinheit und Stickerei eines Schnupftuches der Kaiserin untersucht habe, mit der Frage, was ein solches wohl koste? — „Achtzig Franken,“ erwiderte die Kaiserin. — „Achtzig Franken?“ wiederholte der Kaiser erstaunt. „Dann sollten Majestät jeden Abend eins nehmen, das würde mehr betragen als Ihre ganzen Nadelgelder!“

Damals wurde das Taschentuch am allerwenigsten in praktischen Gebrauch genommen, vielmehr betrachtete man es als ein notwendiges Putzstück. Wehe dem, der in Gesellschaft dasselbe zur Nase führte! Schon der Name „Taschentuch“ wurde in feinerer Unterhaltung sorgfältig vermieden; ebenso war es einem Schauspieler nicht gestattet, sich auf der Bühne dieses Gegenstandes zu bedienen. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts wagte es Mademoiselle Duchesnois, eine berühmte Schauspielerin, auf der Bühne mit einem Taschentuch vor dem Publikum zu erscheinen; doch auch sie wollte den „Anstand“ nicht verletzen und sprach nur (in den Stellen, wo von diesem Gegenstand die Rede war) von einem „leichten Gewebe“.

Den praktischen Gebrauch dieses Toiletteartikels haben wir, wie erzählt wird, der Kaiserin Josefine, der Gemahlin Napoleons I., zu verdanken. Dieselbe hatte nämlich bei einem sonst reizenden Aeußern weniger schöne Zähne, die sie veranlaßten, in Gesellschaft ein mit Spitzen besetztes kostbares Taschentuch bei sich zu führen, das sie beim Sprechen an die Lippen brachte. Die Hofdamen fanden diese Gebrauchsweise nachahmenswert und es dauerte nicht lange, bis sich dieselbe über ganz Europa verbreitet hatte.

Der Gebrauch des Taschentuches wird, abgesehen von der Zunahme derjenigen Völker, die sich desselben bereits bedienen, ein immer größerer. Selbst die Japaner haben es nicht verschmäht, freilich gebrauchen sie nicht Schnupftücher aus Geweben, sondern solche aus Löschpapier.

Der Trauring im Leben der Völker. Tief in Dunkel gehüllt liegt der Ursprung des Trauringes. Wir wissen nicht, welches Volk das erste war, das den Trauring als ein Symbol der Ehe bei der Schließung derselben in Anwendung brachte. Jedoch scheinen die älteren Spuren nach Indien hinzuweisen. Auffallend ist, daß in den Liedern des Homer nirgends vom Trauring die Rede ist, so daß man annehmen muß, daß der Brauch, die Ehe mit dem Anlegen des Trauringes als geschlossen zu betrachten, erst verhältnismäßig spät in Europa Eingang fand. Seit wann die Trauringe aber allgemein Sitte wurden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Der Ring, den die Brautleute gegenseitig bei dem Vollzug der Ehe auszutauschen pflegten, oder den der Bräutigam der Braut an den Finger steckte, hatte in altheidnischer Zeit eine sehr verschiedene Bedeutung. Mochte seine Bedeutung aber auch je nach den Sitten des Volkes eine mannigfache sein — überall liegt der eine Gedanke zu Grunde, daß der Trauring etwas Heiliges sei. So galt er bei den alten Kulturvölkern vielfach als Amulett gegen alle möglichen bösen Geister, die das Glück der Ehe, der Familie und des ganzen Hauses bedrohten.

Bei den Römern war der Trauring das sichtbare Zeichen des Unterthanenverhältnisses, in das die römische Frau mit der Eheschließung dem Manne gegenüber trat. Zugleich war er ein Pfand, durch das der Ehevertrag zwischen den Brautleuten besiegelt wurde, das Symbol des abgeschlossenen Vertrages, der mit der Uebergabe des Trauringes auf Lebenszeit bindend blieb.

Die Schriftsteller der Alten berichten, daß bei den Römern als Verlobungsringe eiserne Fingerreifen üblich waren. Sie trugen vielfach Inschriften, die irgend einen sinnigen Wunsch für den Träger des Ringes aussprachen, wie z. B.: „Ich bringe Dir Glück!“ oder „Möge Dir ein langes Leben beschieden sein!“

In römischen Grabstätten wurden ferner Ringe gefunden, an denen ein kleiner Schlüssel befestigt war. Auch diese Ringe scheinen Trauringe gewesen zu sein. Wie noch heute der Schlüsselbund das Ehrenzeichen der Hausfrau ist, so deutet der Ring mit dem Schlüssel in sinniger Weise an, daß der Frau, die diesen Ring trägt, die Herrschaft über das Hauswesen übertragen ist. Der Trauring wird hier zum Zeichen der Hausfrauenwürde, in die die Braut vom Bräutigam mit der Uebergabe des Ringes gleichsam eingesetzt wird.

Meistens wurde der Trauring nicht wie bei uns am vierten Finger der rechten, sondern der linken Hand getragen. Man glaubte nämlich, daß von diesem Finger aus eine Ader direkt zum Herzen führe. So hoffte man, daß die geheimnisvolle Kraft, die im Trauring schlummert, unmittelbar über das Herz dessen, der ihn trug, Macht haben und so vor Untreue und Verrat schützen würde. Dem Finger selbst, an dem der Trauring getragen wurde, schrieb man übernatürliche Kräfte zu. Die offene Wunde, die man mit ihm berührte, sollte sich alsbald schließen, und das rieselnde Blut zu fließen aufhören.

Auch bei den alten Deutschen spielte der Ring bei der Eheschließung, wie überhaupt bei Verträgen jeder Art, eine große Rolle. Bei dem Ring des Gottes Uller schwor man den heiligen „Ringeid“, und wer ihn brach, dem durchschnitt, wie unsere Vorfahren glaubten, der Reif den Finger, oder der Ring des Eidbrüchigen sprang in Stücke. Im deutschen Volksliede finden sich noch mannigfache Anklänge, und die Verse Eichendorffs:

„Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein' Ring dabei; —
Sie hat die Treu gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei!“

lehnen sich an die Wendungen vieler Volkslieder an, die von der Trauer um den Treubruch der oder des Verlobten singen.

Noch heute ist mit dem Trauring im Volke mancher Aberglaube verknüpft. So heißt es in Norddeutschland, daß die Ehe unglücklich wird, wenn die Braut den Ring fallen läßt.

Besonders das russische Volk schreibt dem Trauring noch heute eine geheimnisvolle Wunderkraft zu. So reicht nach uralter Sitte die Braut in Rußland ihrem Bräutigam bei dem Hochzeitsmahl einen Becher Wein, auf dessen Grunde ihr Trauring ruht. Der von dem

Ring geweihte Wein ist der beste Liebestrank, der vor Untreue schützt. Auch durch einen Trauring gegossenes Wasser soll nach dem Aberglauben des russischen Landvolkes eine besondere Wunderkraft besitzen, weshalb auch die russischen Bräute während des Gewitters den Regen in Gefäßen auffangen, auf deren Boden der Ring ruht.

Was kostet ein französisches Seemanöver? Das Personal eines Panzerschiffes erfordert monatlich etwa 30 000 Franken Löhnung, das eines Kreuzers 6—7000 Franken und eines Avisoschiffes 4000 Franken. Ferner erhält jeder Matrose eine Verpflegungsration im Werte von 1,15 Franken. Ein Panzerschiff mit 600 Mann giebt an Brot, Fleisch, Wein, Kaffee usw. monatlich 21 000 Franken, ein Kreuzer von 150 Mann 5000 Franken und ein Avisoschiff von 70 Mann 2500 Franken.

Bemerkenswerter noch sind die Erfordernisse der Schiffsartillerie. Schicken wir voraus, daß ein 10 Centimeter-Geschütz 6200 Franken, ein 27 Zentimeter-Geschütz 80 000 Franken und ein 34 Zentimeter-Geschütz die bescheidene Summe von 147 000 Franken erfordert und daß in diesen Beträgen noch nicht einmal die Kosten der Lafetten, die zwischen 35 000 und 60 000 Franken schwanken, einbegriffen sind. Nun kostet ein Schuß aus einer 14 Zentimeter-Kanone 66 Franken, aus einer 27 Zentimeter-Kanone 1350 Franken, aus einer 34 Zentimeter-Kanone 2500 Franken, aus einer 37 Zentimeter-Kanone 4270 Franken und aus einer 42 Zentimeter-Kanone 5010 Franken.

Ich glaube, wenn ich Kanonier in der Marine wäre, ich hätte im entscheidenden Augenlick kaum das Herz, so viel Geld auf einen Schuß zu verpuffen. Auf dem Gebiete der Torpedos scheint gegenwärtig eine Baisse eingetreten zu sein. Ihr Erfinder und Fabrikant Mr. Wirhehead verkaufte sie früher für 10 000 Franken und noch teurer. Jetzt kosten sie blos 7000 und 7500 Franken.

Gegenüber diesen enormen Beträgen berührt uns die außerordentliche Preiswürdigkeit der Ehrensalven um so erfreulicher. Für diesen Zweck bedient man sich allgemein nur kleinkalibriger Geschütze und man feuert mit Patronen von 1—$1^1/_2$ Kilogramm. Ueberdies verwendet man dazu ein sehr ordinäres Pulver, das pro Kilogramm nicht mehr als $1^1/_2$ Franken kostet. Man kann sich also den Luxus erlauben, einen Admiral, einen Prinzen oder gar ein gekröntes Haupt für die bürgerliche Summe von 40 Franken zu begrüßen. Und die Steinkohle? wird man fragen. Ganze Berge davon werden von den Feuerungsanlagen verschlungen.

Im gewöhnlichen Dienst konsumiert ein Panzerschiff mit Leichtigkeit 40 Tonnen Kohle à 35 Franken, was pro Tag einen Kostenaufwand von 1400 Franken erfordert. Soll eine erhöhte Schnelligkeit erreicht werden, so erfordert das Schiff das Doppelte und Dreifache.

Dr. G. L.

Eine grausige Luftfahrt. Von Zeit zu Zeit wird die Nachricht verbreitet, daß es gelungen sei, einen lenkbaren Luftballon herzustellen, und daß der alte Wunsch, frei wie der Vogel die Luft zu durchkreuzen, nun endlich der Erfüllung entgegengehe. Immer aber haben sich bisher derartige Nachrichten als verfrüht erwiesen, und wenn

man auch zugeben kann, daß hier und da ein kleiner Fortschritt auf dem Gebiete der Luftschiffahrt zu verzeichnen ist, von der Herstellung eines durchaus zuverlässigen, sicheren Luftfahrzeuges ist der Mensch fast immer noch so entfernt, wie vor Jahrhunderten, und will er sich, aus welchen Gründen immer, in die Lüfte erheben, so ist er nach wie vor auf den gewöhnlichen Ballon angewiesen, dessen Fahrt lediglich durch die Strömungen der Winde bestimmt wird.

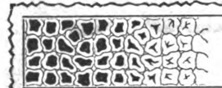
Wie gefährlich derartige Fahrten sind, davon hat die neuere Zeit eine Fülle von Beispielen gebracht. Kaum eine aber dürfte in ihrem Verlauf so grausig sein, wie die des Franzosen Charbonnet, der an seinem Hochzeitstage mit seiner jungen, ihm soeben angetrauten Gattin, deren Bruder und einem Arbeiter einen Luftballon bestieg, um eine Hochzeitsreise zu machen, die für ihn eine Todesfahrt werden sollte. Eine fesselnde Schilderung dieser Fahrt giebt Frau Charbonnet wie folgt:

„Als ich meinen Fuß in die Gondel setzte, überkam mich plötzlich ein unerklärliches Furchtgefühl, die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks. Ich bat meinen Mann, von seinem Vorhaben abzustehen, er jedoch beschwichtigte meine Angst und versprach mir, einen kurzen Ausflug von höchstens einer Stunde zu machen. So stieg ich ein. Das Wetter war prachtvoll, kein Rauch regte sich, und kerzengerade stiegen wir auf. Wir flogen über Berge hinweg, und bald berührte unser Ballon fast die Erde. Ich wollte Anker werfen, mein Mann aber, von der Schönheit der Fahrt wie berauscht, hinderte mich daran und warf so viel Ballast aus, daß wir mit schwindelerregender Schnelligkeit in die Höhe schossen und die Höhe von 6500 Meter erreichten. Ringsumher eine trostlose, überwältigende, entsetzliche Einsamkeit. Ich hielt das Barometer in der Hand, um die Höhe zu messen, und sprach mit meinem Gefährten, allein wir hörten einander nicht, wir sahen wohl die Bewegung unserer Lippen, vernahmen aber keinen Laut. Aus den Ohren, aus der Nase, unter den Fingernägeln hervor schoß uns das Blut; aus allen Poren drangen die roten Tropfen. Mein Mann versuchte, den Ballon zum Fallen zu bringen, umsonst. Ein heftiger, wirbelnder Wind, der uns plötzlich umtoste, riß uns wieder empor und fegte uns nur so durch die Lüfte. Plötzlich änderte der Ballon seine Richtung; gleichzeitig fiel er in einem Augenblick aus der Höhe von 6000 Meter auf 3000 und geriet in einen Schneesturm von solcher Wut, daß der Ballon erfaßt, gedreht und umgestülpt wurde.

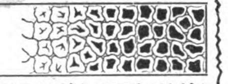
In entsetzlicher, tötlicher Angst klammerten wir uns an das Netzwerk an; viermal wurde der Ballon kopfüber gedreht, viermal sahen wir uns frei im unendlichen Raume, an schwachem Strickwerk hängen! Unsere Kleider waren zerfetzt und in Stücken fortgeweht. Einen Augenblick später — ein Schlag, ein Stoß, ein Ruck — der Ballon war an die Felskante eines Berges gestoßen. Das Netz des Ballons hatte sich in eine Felszacke verfangen, und wir schwebten über dem Abgrund, den Tod jeden Augenblick erwartend. Ein neuer Windstoß reißt uns los, der Ballon wird an eine andere Felswand geschleudert und erhält einen klaffenden Spalt. Und plötzlich wieder ein Ruck und die Gondel wird auf ein Eisfeld geschleudert.

Es war $2\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags. Wir lagen da auf dem E
fassungslos, an Leib und Seele zerschlagen. Vor allem suchten w
uns gegen das Erfrieren zu schützen. Ich zog ein Paar Beinklei
meines Mannes an, er hüllte sich den Kopf in ein Hemd, Botto u
Durando in Stücke unserer Flagge. Charbonnet schnitt nun Stü
von dem Ballon und deckte uns damit zu. Die Männer legten si
eng aneinander gedrängt hin und ich mich quer über ihre Beine, u
mich auf diese Weise zu erwärmen. Indessen raste der Sturm immer
heftiger über uns weg. „Laßt uns beten,“ sagte ich da, und ich
machte das Gelöbnis, wenn die heilige Jungfrau uns hilft, alles Gold,
das ich habe, ihr zu weihen und nie mehr Gold an meinem Leibe zu
ragen. Und nun beteten alle mit dem Geiste, mit dem Herzen, mit
den Lippen: „Vater unser, der du bist . . .“ und als wir zur Stelle
kamen: „Gieb uns heute unser tägliches Brot“, da rief Durando: „O,
wenn ich nur ein Stückchen hätte“, dann betete er weiter. „Amen,“
sagten wir, und in demselben Augenblick schrie Durando laut auf: „O
Madonna, Madonna Santa, seht dorthin!“ Und da lag, vom Schnee,
vom Regen aufgeweicht, eins der Brote, das wir mitgenommen hatten,
und das aus der Gondel wie durch ein Wunder hierhergefallen war.
Wir verbrachten die Nacht in der fürchterlichsten Lage, dennoch schliefen
wir vor Ermüdung ein. Früh wachte ich zuerst auf und weckte alle.
„Es ist Zeit,“ sagte ich, und wir begannen den Abstieg. Durando,
der Arbeiter, voran, dann ich, dann mein Mann, dann mein Bruder.
Plötzlich glitt mein Mann dicht bei einem Abgrund aus, doch vermochten
wir ihn zu fassen und zu halten. Zwei Schritte weiter glitt er neuerdings
aus, und ehe wir Zeit hatten, ihn zu erfassen, versank er in den
Gletscherspalt. Was wir da fühlten, was wir da sagten, was wir da
thaten, ich weiß es nicht; es ist mir noch immer, als sähe ich ihn, die
Arme emporgestreckt, den Blick auf mich gerichtet, versinken. Wie ich
den Abstieg vollendete, ich weiß es nicht mehr. Gegen Mittag hörten
wir plötzlich Glockenklang herübertönen, und in diesem Augenblick kam
ich zu mir selbst, ich stürzte auf die Kniee und weinte. Noch eine Nacht,
noch einen Tag dauerte unsere Marter, endlich gelangten wir an das
Bett eines Wildbaches. Zehn Minuten später sahen wir eine Hütte,
eine Stunde darauf waren wird dort. Dort, unter Menschen. Und er,
er war im ewigen Eis, und nie mehr werde ich ihn sehen. Erst oben!“





Rätsel-Ecke.

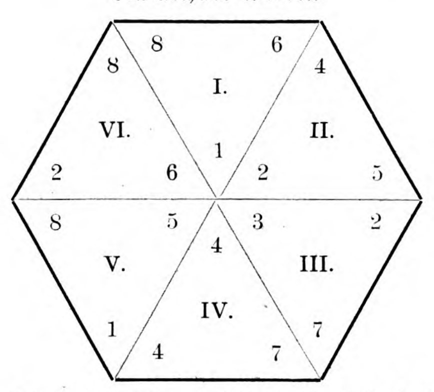


Rätsel.

Neun Laute nennen eine Sache,
Drauf regt sich's wie ein Feuerdrache;
Es keucht und schnauft
Und zischt und faucht
Blitzschnell drauf hin,
Und was es schafft,
Mit Riesenkraft,
Das bringt Gewinn.
Geht vier und fünf dem Wort verloren,
Ein neues Wesen wird geboren;
Drauf geht's geschwind
Hin wie der Wind.
Es kommt und weicht,
Es naht und flieht,
Taktmäßig zieht
Drauf hin es leicht.

Verwandlungsaufgabe.

Von Richard Wöleke.



Verwandelt man in obigen 6 Dreiecken die Zahlen in Buchstaben, so ergeben sich 6 Worte von folgender Bedeutung: 1. Kopfbedeckung, 2. Getränk, 3. Monat, 4. Fluß, 5. Futter, 6. Bindemittel. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben um den Mittelpunkt eine Tragödie von Shakespeare.

